





Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T5-BZO-041

NIETZSCHES GESAMMEITE WERKE

SIEBZEHNTER BAND

FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

MUSARIONAUSGABE

SIEBZEHNTER BAND

DER FALL WAGNER / GÖTZEN-DÄMMERUNG /
DER ANTICHRIST / NIETZSCHE CONTRA
WAGNER / KUNST UND KÜNSTLER

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

FRIEDRICH NIETZSCHE GESAMMELTE WERKE

SIEBZEHNTER BAND

DER FALL WAGNER. EIN MUSIKANTEN-PROBLEM /
GÖTZEN-DÄMMERUNG ODER WIE MAN MIT DEM
HAMMER PHILOSOPHIERT / UMWERTHUNG ALLER
WERTHE I.BUCH DER ANTICHRIST. VERSUCH EINER
KRITIK DES CHRISTENTHUMS. ENTWÜRFE ZUM
III. BUCH DER IMMORALIST / NIETZSCHE
CONTRA WAGNER. AKTENSTÜCKE EINES
PSYCHOLOGEN / AUS DEM NACH-
LASS: KUNST UND KÜNSTLER

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

Copyright 1926 by Musarion Verlag München
Printed in Germany

INHALT DES SIEBZEHNTEBEN BANDES

	Seite
Der Fall Wagner	
Vorwort	3
Der Fall Wagner	7
Nachschrift	36
Zweite Nachschrift	42
Epilog	46
Götzen-Dämmerung	
Vorwort	53
Sprüche und Pfeile	55
Das Problem des Sokrates	62
Die „Vernunft“ in der Philosophie	69
Wie die „wahre Welt“ endlich zur Fabel wurde	75
Moral als Widernatur	77
Die vier grossen Irrthümer	84
Die „Verbesserer“ der Menschheit	94
Was den Deutschen abgeht	99
Streifzüge eines Unzeitgemässen	107
Was ich den Alten verdanke	152
Der Hammer redet	161
Umwerthung aller Werthe	
Vorwort	167
Erstes Buch: Der Antichrist	169
Disposition und Entwürfe zum Dritten Buch: Der Immoralist	263

Nietzsche contra Wagner

Vorwort	275
Wo ich bewundere	277
Wo ich Einwände mache	278
Wagner als Gefahr	281
Eine Musik ohne Zukunft	282
Wir Antipoden	284
Wohin Wagner gehört	286
Wagner als Apostel der Keuschheit	288
Wie ich von Wagner loskam	291
Der Psycholog nimmt das Wort	293
Epilog	297

Kunst und Künstler

a) Entstehung der Kunst	303
b) Erste Aufzeichnungen zum „Fall Wagner“	320
c) Anderweitige Vorstufen zum „Fall Wagner“	331
d) Dichter und Schriftsteller	343

Nachbericht	371
-----------------------	-----

Der Fall Wagner

Ein Musikanten-Problem

Turiner Brief vom Mai 1888

ridendo dicere severum

VORWORT

Ich mache mir eine kleine Erleichterung. Es ist nicht nur die reine Bosheit, wenn ich in dieser Schrift Bizet auf Kosten Wagner's lobe. Ich bringe unter vielen Spässen eine Sache vor, mit der nicht zu spassen ist. Wagnern den Rücken zu kehren, war für mich ein Schicksal; irgend Etwas nachher wieder gern zu haben, ein Sieg. Niemand war vielleicht gefährlicher mit der Wagnerei verwachsen, Niemand hat sich härter gegen sie gewehrt, Niemand sich mehr gefreut, von ihr los zu sein. Eine lange Geschichte! — Will man ein Wort dafür? — Wenn ich Moralist wäre, wer weiss, wie ich's nennen würde! Vielleicht *Selbstüberwindung*. — Aber der Philosoph liebt die Moralisten nicht ... er liebt auch die schönen Worte nicht ...

Was verlangt ein Philosoph am ersten und letzten von sich? Seine Zeit in sich zu überwinden, „zeitlos“ zu werden. Womit also hat er seinen härtesten Strauss zu bestehn? Mit dem, worin gerade er das Kind seiner Zeit ist. Wohlan! Ich bin so gut wie Wagner das Kind dieser Zeit, will sagen ein *décadent*: nur dass ich das begriff, nur dass ich mich dagegen wehrte. Der Philosoph in mir wehrte sich dagegen.

Was mich am tiefsten beschäftigt hat, das ist in der That das Problem der *décadence*, — ich habe Gründe dazu

gehabt. „Gut und Böse“ ist nur eine Spielart jenes Problems. Hat man sich für die Abzeichen des Niedergangs ein Auge gemacht, so versteht man auch die Moral, — man versteht, was sich unter ihren heiligsten Namen und Werthformeln versteckt: das *verarmte* Leben, der Wille zum Ende, die grosse Müdigkeit. Moral *verneint* das Leben . . . Zu einer solchen Aufgabe war mir eine Selbstdisciplin von Nöthen: — Partei zu nehmen *gegen* alles Kranke an mir, eingerechnet Wagner, eingerechnet Schopenhauer, eingerechnet die ganze moderne „Menschlichkeit“. — Eine tiefe Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung gegen alles Zeitliche, Zeitgemässe: und als höchsten Wunsch das Auge *Zarathustra's*, ein Auge, das die ganze Thatsache Mensch aus ungeheurer Ferne übersieht, — *unter* sich sieht . . . Einem solchen Ziele — welches Opfer wäre ihm nicht gemäss? welche „Selbst-Ueberwindung“! welche „Selbst-Verleugnung“!

Mein grösstes Erlebniss war eine *Genesung*. Wagner gehört bloss zu meinen Krankheiten.

Nicht dass ich gegen diese Krankheit undankbar sein möchte. Wenn ich mit dieser Schrift den Satz aufrecht halte, dass Wagner *schädlich* ist, so will ich nicht weniger aufrecht halten, *wem* er trotzdem unentbehrlich ist — dem Philosophen. Sonst kann man vielleicht ohne Wagner auskommen: dem Philosophen aber steht es nicht frei, Wagner's zu entrathen. Er hat das schlechte Gewissen seiner Zeit zu sein, — dazu muss er deren bestes Wissen haben. Aber wo fände er für das Labyrinth der modernen Seele einen eingeweihteren Führer, einen beredteren Seelenkündiger als Wagner? Durch Wagner redet die Modernität ihre *intimste* Sprache: sie verbirgt weder ihr Gutes, noch ihr Böses, sie hat alle Scham vor sich verlernt. Und umgekehrt: man hat beinahe eine Abrechnung über den *Werth* des Modernen gemacht, wenn man über Gut und Böse bei

Wagner mit sich im Klaren ist. — Ich verstehe es vollkommen, wenn heut ein Musiker sagt: „ich hasse Wagner, aber ich halte keine andre Musik mehr aus“. Ich würde aber auch einen Philosophen verstehen, der erklärte: „Wagner *resümiert* die Modernität. Es hilft nichts, man muss erst Wagnerianer sein . . .“

I.

Ich hörte gestern — werden Sie es glauben? — zum zwanzigsten Male Bizet's Meisterstück. Ich harrete wieder mit einer sanften Andacht aus, ich lief wieder nicht davon. Dieser Sieg über meine Ungeduld überrascht mich. Wie ein solches Werk vervollkommenet! Man wird selbst dabei zum „Meisterstück“. — Und wirklich schien ich mir jedes Mal, dass ich Carmen hörte, mehr Philosoph, ein besserer Philosoph, als ich sonst mir scheine: so langmüthig geworden, so glücklich, so indisch, so *sesshaft* . . . Fünf Stunden Sitzen: erste Etappe der Heiligkeit! — Darf ich sagen, dass Bizet's Orchesterklang fast der einzige ist, den ich noch aushalte? Jener *andere* Orchesterklang, der jetzt obenauf ist, der Wagnerische, brutal, künstlich und „unschuldig“ zugleich und damit zu den drei Sinnen der modernen Seele auf Einmal redend, — wie nachtheilig ist mir dieser Wagnerische Orchesterklang! Ich heisse ihn Scirocco. Ein verdriesslicher Schweiss bricht an mir aus. Mit *meinem* guten Wetter ist es vorbei.

Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie *schwitzt* nicht. „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen“: erster Satz meiner Aesthetik. Diese Musik ist böse, raffinirt, fatalistisch: sie bleibt dabei populär, — sie hat das Raffinement einer Rasse, nicht eines Einzelnen. Sie

ist reich. Sie ist präcis. Sie baut, organisirt, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie“. Hat man je schmerzhaftere tragische Accente auf der Bühne gehört? Und wie werden dieselben erreicht! Ohne Grimasse! Ohne Falschmünzerei! Ohne die *Lüge* des grossen Stils! — Endlich: diese Musik nimmt den Zuhörer als intelligent, selbst als Musiker, — sie ist auch *damit* das Gegenstück zu Wagner, der, was immer sonst, jedenfalls das *unhöflichste* Genie der Welt war (Wagner nimmt uns gleichsam als ob — —, er sagt Ein Ding so oft, bis man verzweifelt, — bis man's glaubt).

Und nochmals: ich werde ein besserer Mensch, wenn mir dieser Bizet zuredet. Auch ein besserer Musikant, ein besserer *Zuhörer*. Kann man überhaupt noch besser zuhören? — Ich vergrabe meine Ohren noch *unter* diese Musik, ich höre deren Ursache. Es scheint mir, dass ich ihre Entstehung erlebe — ich zittere vor Gefahren, die irgend ein Wagniss begleiten, ich bin entzückt über Glücksfälle, an denen Bizet unschuldig ist. — Und seltsam! im Grunde denke ich nicht daran, oder *weiss* es nicht, wie sehr ich daran denke. Denn ganz andere Gedanken laufen mir während dem durch den Kopf... Hat man bemerkt, dass die Musik den Geist *frei macht*? dem Gedanken Flügel giebt? dass man um so mehr Philosoph wird, je mehr man Musiker wird? — Der graue Himmel der Abstraktion wie von Blitzen durchzuckt; das Licht stark genug für alles Filigran der Dinge; die grossen Probleme nahe zum Greifen; die Welt wie von einem Berge aus überblickt. — Ich definirte eben das philosophische Pathos. — Und unversehens fallen mir *Antworten* in den Schooss, ein kleiner Hagel von Eis und Weisheit, von *gelösten* Problemen.. Wo bin ich? — Bizet macht mich fruchtbar. Alles Gute macht mich fruchtbar. Ich habe keine andre Dankbarkeit, ich habe auch keinen andern *Beweis* dafür, was gut ist.

Auch dies Werk erlöst; nicht Wagner allein ist ein „Er-löser“. Mit ihm nimmt man Abschied vom *feuchten* Norden, von allem Wasserdampf des Wagnerischen Ideals. Schon die Handlung erlöst davon. Sie hat von Mérimée noch die Logik in der Passion, die kürzeste Linie, die *harte* Nothwendigkeit; sie hat vor Allem, was zur heissen Zone gehört, die Trockenheit der Luft, die *limpidezza* in der Luft. Hier ist in jedem Betracht das Klima verändert. Hier redet eine andre Sinnlichkeit, eine andre Sensibilität, eine andre Heiterkeit. Diese Musik ist heiter; aber nicht von einer französischen oder deutschen Heiterkeit. Ihre Heiterkeit ist afrikanisch; sie hat das Verhängniss über sich, ihr Glück ist kurz, plötzlich, ohne Pardon. Ich beneide Bizet darum, dass er den Muth zu dieser Sensibilität gehabt hat, die in der gebildeten Musik Europa's bisher noch keine Sprache hatte, — zu dieser südlicheren, bräuneren, verbrannter Sensibilität . . . Wie die gelben Nachmittage ihres Glücks uns wohlthun! Wir blicken dabei hinaus: sahen wir je das Meer *glätter*? — Und wie uns der maurische Tanz beruhigend zuredet! Wie in seiner lasciven Schwermuth selbst unsre Unersättlichkeit einmal Saththeit lernt! — Endlich die Liebe, die in die *Natur* zurückübersetzte Liebe! *Nicht* die Liebe einer „höheren Jungfrau“! Keine Senta-Sentimentalität! Sondern die Liebe als Fatum, als *Fatalität*, cynisch, unschuldig, grausam — und eben darin *Natur*! Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der *Todhass* der Geschlechter ist! — Ich weiss keinen Fall, wo der tragische Witz, der das Wesen der Liebe macht, so streng sich ausdrückte, so schrecklich zur Formel würde, wie im letzten Schrei Don José's, mit dem das Werk schliesst:

„Ja! Ich habe sie getödtet,
ich — meine angebetete Carmen!“

— Eine solche Auffassung der Liebe (die einzige, die des Philosophen würdig ist —) ist selten: sie hebt ein Kunstwerk unter Tausenden heraus. Denn im Durchschnitt machen es die Künstler wie alle Welt, sogar schlimmer — sie *missverstehen* die Liebe. Auch Wagner hat sie missverstanden. Sie glauben in ihr selbstlos zu sein, weil sie den Vortheil eines anderen Wesens wollen, oft wider ihren eigenen Vortheil. Aber dafür wollen sie jenes andere Wesen *besitzen* ... Sogar Gott macht hier keine Ausnahme. Er ist ferne davon zu denken „was geht dich's an, wenn ich dich liebe?“ — er wird schrecklich, wenn man ihn nicht wiederliebt. L'amour — mit diesem Spruch behält man unter Göttern und Menschen Recht — est de tous les sentiments le plus égoïste, et par conséquent, lorsqu'il est blessé, le moins généreux. (B. Constant.)

3.

Sie sehen bereits, wie sehr mich diese Musik *verbessert*? — Il faut méditerraniser la musique: ich habe Gründe zu dieser Formel (Jenseits von Gut und Böse, S. 216). Die Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, *Tugend*! — Und doch war ich einer der corruptesten Wagnerianer ... Ich war im Stande, Wagnern ernst zu nehmen ... Ah dieser alte Zauberer! was hat er uns Alles vorgemacht! Das Erste, was seine Kunst uns anbietet, ist ein Vergrößerungsglas: man sieht hinein, man traut seinen Augen nicht, — Alles wird gross, *selbst* Wagner *wird* gross ... Was für eine kluge Klapperschlange! Das ganze Leben hat sie uns von „Hingebung“, von „Treue“, von „Reinheit“ vorgeklappert, mit einem Lobe auf die Keuschheit zog sie sich aus der *verderbten* Welt zurück! — Und wir haben's ihr geglaubt ...

— Aber Sie hören mich nicht? Sie ziehen selbst das *Problem* Wagner's dem Bizet's vor? Auch ich unterschätze es nicht, es hat seinen Zauber. Das Problem der Erlösung ist selbst ein ehrwürdiges Problem. Wagner hat über Nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung. Irgend wer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist *sein* Problem. — Und wie reich er sein Leitmotiv variirt! Welche seltenen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, dass die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (der Fall im Tannhäuser) Oder dass selbst der ewige Jude erlöst wird, *sesshaft* wird, wenn er sich verheirathet? (der Fall im Fliegenden Holländer) Oder dass alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehn, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (der Fall Kundry) Oder dass schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (der Fall in den Meistersingern) Oder dass auch verheirathete Frauen gerne durch einen Ritter erlöst werden? (der Fall Isoldens) Oder dass „der alte Gott“, nachdem er sich moralisch in jedem Betracht compromittirt hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (der Fall im „Ring“) Bewundern Sie in Sonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehn Sie ihn? Ich — hüte mich, ihn zu verstehn . . . Dass man noch andre Lehren aus den genannten Werken ziehn kann, möchte ich eher beweisen als bestreiten. Dass man durch ein Wagnerisches Ballet zur Verzweiflung gebracht werden kann — *und* zur Tugend! (nochmals der Fall Tannhäusers) Dass es von den schlimmsten Folgen sein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (nochmals der Fall Lohengrins). Dass man nie zu genau wissen soll, mit wem man sich eigentlich verheirathet (zum dritten Mal der Fall Lohengrins). — Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommenen Ehe-

gatten, der, in einem gewissen Falle, nur Eine Frage hat: „aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!“ Antwort:

„Das kann ich dir nicht sagen;
und was du fragst,
das kannst du nie erfahren.“

Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Erklärung des Forschens und Fragens. Wagner vertritt damit den christlichen Begriff „du sollst und musst *glauben*“. Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein. . . Der fliegende Holländer predigt die erhabne Lehre, dass das Weib auch den Unstätesten festmacht, Wagnerisch geredet, „erlöst“. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswerth? — Was wird aus dem „ewigen Juden“, den ein Weib anbetet und *festmacht*? Er hört bloss auf, ewig zu sein; er verheirathet sich, er geht uns Nichts mehr an. — In's Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genie's — und das sind ja die „ewigen Juden“ — liegt im Weibe: die *anbetenden* Weiber sind ihr Verderb. Fast Keiner hat Charakter genug, um nicht verdorben — „erlöst“ zu werden, wenn er sich als Gott behandelt fühlt: — er *condescendirt* alsbald zum Weibe. — Der Mann ist feige vor allem Ewig-Weiblichen: das wissen die Weiblein. — In vielen Fällen der weiblichen Liebe, und vielleicht gerade in den berühmtesten, ist Liebe nur ein feinerer *Parasitismus*, ein Sich-Einnisten in eine fremde Seele, mitunter selbst in ein fremdes Fleisch — ach! wie sehr immer auf „des Wirthes“ Unkosten! — —

Man kennt das Schicksal Goethe's im moralinsauen altjungfernhafte Deutschland. Er war den Deutschen immer anstössig, er hat ehrliche Bewunderer nur unter Jüdinnen gehabt. Schiller, der „edle“ Schiller, der ihnen mit grossen Worten um die Ohren schlug, — *der* war nach ihrem Herzen.

Was warfen sie Goethe vor? Den „Berg der Venus“; und dass er venetianische Epigramme gedichtet habe. Schon Klopstock hielt ihm eine Sittenpredigt; es gab eine Zeit, wo Herder, wenn er von Goethe sprach, mit Vorliebe das Wort „Priap“ gebrauchte. Selbst der Wilhelm Meister galt nur als Symptom des Niedergangs, als moralisches „Auf-den-Hund-Kommen“. Die „Menagerie von zahmem Vieh“, die „Nichtswürdigkeit“ des Helden darin erzürnte zum Beispiel Niebuhrn: der endlich in eine Klage ausbricht, welche Biterolf hätte absingen können: „Nichts macht leicht einen schmerzlicheren Eindruck, als wenn ein grosser Geist sich seiner Flügel beraubt und seine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, *indem er dem Höheren entsagt*“ . . . Vor Allem aber war die höhere Jungfrau empört: alle kleinen Höfe, alle Art „Wartburg“ in Deutschland bekreuzte sich vor Goethe, vor dem „unsauberen Geist“ in Goethe. — *Diese* Geschichte hat Wagner in Musik gesetzt. Er *erlöst* Goethe, das versteht sich von selbst; aber so, dass er, mit Klugheit, zugleich die Partei der höheren Jungfrau nimmt. Goethe wird gerettet: ein Gebet rettet ihn, eine höhere Jungfrau *zieht ihn hinan* . . .

— Was Goethe über Wagner gedacht haben würde? — Goethe hat sich einmal die Frage vorgelegt, was die Gefahr sei, die über allen Romantikern schwebe: das Romantiker-Verhängniss. Seine Antwort ist: „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken“. Kürzer: Parsifal — — Der Philosoph macht dazu noch einen Epilog. *Heiligkeit* — das Letzte vielleicht, was Volk und Weib von höheren Werthen noch zu Gesicht bekommt, der Horizont des Ideals für Alles, was von Natur myops ist. Unter Philosophen aber, wie jeder Horizont, ein blosses Nichtverständniss, eine Art Thorsschluss vor dem, wo *ihre* Welt erst *beginnt*, — *ihre* Gefahr, *ihr* Ideal, *ihre* Wünschbarkeit . . . Höflicher gesagt: la philosophie ne suffit pas au grand nombre. Il lui faut la sainteté. —

— Ich erzähle noch die Geschichte des „Rings“. Sie gehört hierher. Auch sie ist eine Erlösungsgeschichte: nur dass dies Mal Wagner es ist, der erlöst wird. — Wagner hat, sein halbes Leben lang, an die *Revolution* geglaubt, wie nur irgend ein Franzose an sie geglaubt hat. Er suchte nach ihr in der Runenschrift des Mythos, er glaubte in Siegfried den typischen Revolutionär zu finden. — „Woher stammt alles Unheil in der Welt?“ fragte sich Wagner. Von „alten Verträgen“: antwortete er, gleich allen Revolutions-Ideologen. Auf deutsch: von Sitten, Gesetzen, Moralen, Institutionen, von Alledem, worauf die alte Welt, die alte Gesellschaft ruht. „Wie schafft man das Unheil aus der Welt? Wie schafft man die alte Gesellschaft ab?“ Nur dadurch, dass man den „Verträgen“ (dem Herkommen, der Moral) den Krieg erklärt. *Das thut Siegfried*. Er beginnt früh damit, sehr früh: seine Entstehung ist bereits eine Kriegserklärung an die Moral — er kommt aus Ehebruch, aus Blutschande zur Welt . . . *Nicht* die Sage, sondern Wagner ist der Erfinder dieses radikalen Zugs; an diesem Punkte hat er die Sage *corrigirt* . . . Siegfried fährt fort, wie er begonnen hat: er folgt nur dem ersten Impulse, er wirft alles Ueberlieferte, alle Ehrfurcht, alle *Furcht* über den Haufen. Was ihm missfällt, sticht er nieder. Er rennt alten Gottheiten unehrerbietig wider den Leib. Seine Hauptunternehmung aber geht dahin, *das Weib zu emancipiren*, — „Brünnhilde zu erlösen“ . . . Siegfried und Brünnhilde; das Sakrament der freien Liebe; der Aufgang des goldnen Zeitalters; die Götterdämmerung der alten Moral — *das Uebel ist abgeschafft* . . . Wagner's Schiff lief lange Zeit lustig auf *dieser* Bahn. Kein Zweifel, Wagner suchte auf ihr *sein* höchstes Ziel. — Was geschah? Ein Unglück. Das Schiff fuhr auf ein Riff; Wagner sass fest. Das Riff war die Schopenhauerische Philosophie; Wagner sass auf einer *conträren* Weltansicht fest. Was hatte

er in Musik gesetzt? Den Optimismus. Wagner schämte sich. Noch dazu einen Optimismus, für den Schopenhauer ein böses Beiwort geschaffen hatte, — den *ruchlosen* Optimismus. Er schämte sich noch einmal. Er besann sich lange, seine Lage schien verzweifelt . . . Endlich dämmerte ihm ein Ausweg: das Riff, an dem er scheiterte, wie? wenn er es als *Ziel*, als Hinterabsicht, als eigentlichen Sinn seiner Reise interpretirte? *Hier* zu scheitern — das war auch ein Ziel. Bene navigavi, cum naufragium feci . . . Und er übersetzte den „Ring“ in's Schopenhauerische. Alles läuft schief, Alles geht zu Grunde, die neue Welt ist so schlimm wie die alte: — das *Nichts*, die indische Circe winkt . . . Brünnhilde, die nach der ältern Absicht sich mit einem Liede zu Ehren der freien Liebe zu verabschieden hatte, die Welt auf eine socialistische Utopie vertröstend, mit der „Alles gut wird“, bekommt jetzt etwas Anderes zu thun. Sie muss erst Schopenhauer studiren; sie muss das vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung“ in Verse bringen. *Wagner war erlöst* . . . Allen Ernstes, dies *war* eine Erlösung. Die Wohlthat, die Wagner Schopenhauern verdankt, ist unermesslich. Erst der *Philosoph der décadence* gab dem Künstler der *décadence* *sich selbst* — —

5.

Dem *Künstler der décadence* — da steht das Wort. Und damit beginnt mein Ernst. Ich bin ferne davon, harmlos zuzuschauen, wenn dieser *décadent* uns die Gesundheit verdirbt — und die Musik dazu! Ist Wagner überhaupt ein Mensch? Ist er nicht eher eine Krankheit? Er macht Alles krank, woran er rührt, — *er hat die Musik krank gemacht* —

Ein typischer *décadent*, der sich nothwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren

Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbniss als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiss.

Und man wehrt sich nicht. Seine Verführungskraft steigt in's Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Missverständniss über ihn heisst sich „Evangelium“, — er hat durchaus nicht bloss die *Armen des Geistes* zu sich überredet!

Ich habe Lust, ein wenig die Fenster aufzumachen. Luft! Mehr Luft! — —

Dass man sich in Deutschland über Wagner betrügt, befremdet mich nicht. Das Gegentheil würde mich befremden. Die Deutschen haben sich einen Wagner zurecht gemacht, den sie verehren können: sie waren noch nie Psychologen, sie sind damit dankbar, dass sie missverstehen. Aber dass man sich auch in Paris über Wagner betrügt! wo man beinahe nichts Andres mehr ist als Psycholog. Und in Sankt-Petersburg! wo man Dinge noch erräth, die selbst in Paris nicht errathen werden. Wie verwandt muss Wagner der gesammten europäischen *décadence* sein, dass er von ihr nicht als *décadent* empfunden wird! Er gehört zu ihr: er ist ihr Protagonist, ihr grösster Name... Man ehrt sich, wenn man *ihn* in die Wolken hebt. — Denn dass man nicht gegen ihn sich wehrt, das ist selbst schon ein Zeichen von *décadence*. Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Man setzt an die Lippen, was noch schneller in den Abgrund treibt. — Will man ein Beispiel? Aber man hat nur das *régime* zu beobachten, das sich Anämische oder Gichtische oder Diabetiker selbst verordnen. Definition des Vegetariers: ein Wesen, das eine corroborirende Diät nöthig hat. Das Schädliche als schädlich empfinden, sich etwas Schädliches verbieten *können*, ist ein Zeichen noch von Jugend, von Lebenskraft. Den Erschöpften *lockt* das Schädliche: den Vegetarier das Gemüse. Die Krankheit selbst

kann ein Stimulans des Lebens sein: nur muss man gesund genug für dies Stimulans sein! — Wagner vermehrt die Erschöpfung: *deshalb* zieht er die Schwachen und Erschöpften an. Oh über das Klapperschlangen-Glück des alten Meisters, da er gerade immer „die Kindlein“ zu sich kommen sah! —

Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagner's Kunst ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Convulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärfern Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Principien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Helden und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet (— eine Kranken-Galerie! —): Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel lässt. Wagner *est une névrose*. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, Nichts jedenfalls besser studirt als der Proteus-Charakter der Degenerescenz, der hier sich als Kunst und Künstler verpuppt. Unsre Aerzte und Physiologen haben in Wagner ihren interessantesten Fall, zum Mindesten einen sehr vollständigen. Gerade, weil nichts moderner ist als diese Gesammtkrankung, diese Spätheit und Ueberreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der *moderne Künstler par excellence*, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischste Art gemischt, was heute alle Welt am nöthigsten hat, — die drei grossen Stimulantia der Erschöpften, das *Brutale*, das *Künstliche* und das *Unschuldige* (Idiotische).

Wagner ist ein grosser Verderb für die Musik. Er hat in ihr das Mittel errathen, müde Nerven zu reizen, — er hat die Musik damit krank gemacht. Seine Erfindungsgabe ist keine kleine in der Kunst, die Erschöpftesten wieder aufzustacheln, die Halbtodten in's Leben zu rufen. Er ist der Meister hypnotischer Griffe, er wirft die Stärksten noch wie

Stiere um. Der *Erfolg* Wagner's — sein Erfolg bei den Nerven und folglich bei den Frauen — hat die ganze ehrgeizige Musiker-Welt zu Jüngern seiner Geheimkunst gemacht. Und nicht nur die ehrgeizige, auch die *kluge* ... Man macht heute nur Geld mit kranker Musik; unsre grossen Theater leben von Wagner.

6.

— Ich gestatte mir wieder eine Erheiterung. Ich setze den Fall, dass der *Erfolg* Wagner's leibhaft würde, Gestalt annähme, dass er, verkleidet zum menschenfreundlichen Musikgelehrten, sich unter junge Künstler mischte. Wie meinen Sie wohl, dass er sich da verlaublicherte? —

Meine Freunde, würde er sagen, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter, schlechte Musik zu machen als gute. Wie? wenn es ausserdem auch noch vortheilhafter wäre? wirkungsvoller, überredender, begeisternder, zuverlässiger? wagnerischer? . . . Pulchrum est paucorum hominum. Schlimm genug! Wir verstehn Latein, wir verstehn vielleicht auch unsern Vortheil. Das Schöne hat seinen Haken: wir wissen das. Wozu also Schönheit? Warum nicht lieber das Grosse, das Erhabne, das Gigantische, Das, was die *Massen* bewegt? — Und nochmals: es ist leichter, gigantisch zu sein als schön; wir wissen das . . .

Wir kennen die Massen, wir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andre Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. So viel vermögen wir noch. Und das Andre, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Cretins, die kleinen Blasirten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklichen-Verdauenden, kurz das *Volk*, — bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Das hat Alles einerlei

Logik. „Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief.“ — Entschliessen wir uns, meine Herrn Musiker: wir wollen sie umwerfen, wir wollen sie erheben, wir wollen sie ahnen machen. So viel vermögen wir noch.

Was das Ahnen-machen betrifft: so nimmt hier unser Begriff „Stil“ seinen Ausgangspunkt. Vor Allem kein Gedanke! Nichts ist compromittirender als ein Gedanke! Sondern der Zustand *vor* dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, — eine Recrudescenz des Chaos . . Das Chaos macht ahnen . .

In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Was, zuzweit, das Umwerfen angeht, so gehört dies zum Theil schon in die Physiologie. Studiren wir vor Allem die Instrumente. Einige von ihnen überreden selbst noch die Eingeweide (— sie *öffnen* die Thore, mit Händel zu reden), andre bezaubern das Rückenmark. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; *was* erklingt, ist beinahe gleichgültig. Raffiniren wir in *diesem* Punkte! Wozu uns sonst verschwenden? Seien wir im Klang charakteristisch bis zur Narrheit! Man rechnet es unserm Geiste zu, wenn wir mit Klängen viel zu rathen geben! Agaciren wir die Nerven, schlagen wir sie todt, handhaben wir Blitz und Donner, — das wirft um . . .

Vor Allem aber wirft die *Leidenschaft* um. — Verstehen wir uns über die Leidenschaft. Nichts ist wohlfeiler als die Leidenschaft! Man kann aller Tugenden des Contrapunktes entrathen, man braucht Nichts gelernt zu haben, — die Leidenschaft kann man immer! Die Schönheit ist schwierig: hüten wir uns vor der Schönheit! . . . Und gar die *Melodie*!

Verleumden wir, meine Freunde, verleumden wir, wenn anders es uns ernst ist mit dem Ideale, verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, meine Freunde, wenn man wieder schöne Melodien liebt! . . .

Grundsatz: die Melodie ist unmoralisch. *Beweis*: Palestrina. *Nutzanwendung*: Parsifal. Der Mangel an Melodie heiligt selbst . . .

Und dies ist die Definition der Leidenschaft. Leidenschaft — oder die Gymnastik des Hässlichen auf dem Seile der Enharmonik. — Wagen wir es, meine Freunde, hässlich zu sein! Wagner hat es gewagt! Wälzen wir unverzagt den Schlamm der widrigsten Harmonien vor uns her! Schonen wir unsre Hände nicht! Erst damit werden wir *natürlich* . . .

Einen letzten Rath! Vielleicht fasst er Alles in Eins. — *Seien wir Idealisten!* — Dies ist, wenn nicht das Klügste, so doch das Weiseste, was wir thun können. Um die Menschen zu erheben, muss man selbst erhaben sein. Wandeln wir über Wolken, haranguiren wir das Unendliche, stellen wir die grossen Symbole um uns herum! Sursum! Bumbum! — es giebt keinen besseren Rath. Der „gehobene Busen“ sei unser Argument, das „schöne Gefühl“ unser Fürsprecher. Die Tugend behält Recht noch gegen den Contrapunkt. „Wer uns verbessert, wie sollte der nicht selbst gut sein?“ so hat die Menschheit immer geschlossen. Verbessern wir also die Menschheit! — damit wird man gut (damit wird man selbst „Klassiker“ — Schiller wurde „Klassiker“). Das Haschen nach niederem Sinnesreiz, nach der sogenannten Schönheit hat den Italiäner entnervt: bleiben wir deutsch! Selbst Mozart's Verhältniss zur Musik — Wagner hat es *uns* zum Trost gesagt! — war im Grunde frivol . . . Lassen wir niemals zu, dass die Musik „zur Erholung diene“; dass sie

„erheitere“; dass sie „Vergnügen mache“. *Machen wir nie Vergnügen!* — wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt . . . Das ist schlechtes achtzehntes Jahrhundert . . . Nichts dagegen dürfte rätlicher sein, bei Seite gesagt, als eine Dosis — *Muckerthum*, sit venia verbo. Das giebt Würde. — Und wählen wir die Stunde, wo es sich schickt, schwarz zu blicken, öffentlich zu seufzen, christlich zu seufzen, das grosse christliche Mitleiden zur Schau zu stellen. „Der Mensch ist verderbt: wer erlöst ihn? *was erlöst ihn?*“ — Antworten wir nicht. Seien wir vorsichtig. Bekämpfen wir unsern Ehrgeiz, welcher Religionen stiften möchte. Aber Niemand darf zweifeln, dass *wir* ihn erlösen, dass *unsre* Musik allein erlöst . . . (Wagner's Aufsatz „Religion und Kunst“.)

7.

Genug! Genug! Man wird, fürchte ich, zu deutlich nur unter meinen heitern Strichen die sinistre Wirklichkeit wieder-erkannt haben — das Bild eines Verfalls der Kunst, eines Verfalls auch der Künstler. Der letztere, ein Charakter-Verfall, käme vielleicht mit dieser Formel zu einem vorläufigen Ausdruck: der Musiker wird jetzt zum Schauspieler, seine Kunst entwickelt sich immer mehr als ein Talent zu *lügen*. Ich werde eine Gelegenheit haben (in einem Capitel meines Hauptwerks, das den Titel führt „Zur Physiologie der Kunst“), des Näheren zu zeigen, wie diese Gesamtverwandlung der Kunst in's Schauspielerische eben so bestimmt ein Ausdruck physiologischer Degenerescenz (genauer, eine Form des Hysterismus) ist, wie jede einzelne Verderbniss und Gebrechlichkeit der durch Wagner inaugurirten Kunst: zum Beispiel die Unruhe ihrer Optik, die dazu nöthigt, in jedem Augenblick die Stellung vor ihr zu wechseln. Man versteht Nichts von

Wagner, so lange man in ihm nur ein Naturspiel, eine Willkür und Laune, eine Zufälligkeit sieht. Er war kein „lückenhaftes“, kein „verunglücktes“, kein „contradiktorisches“ Genie, wie man wohl gesagt hat. Wagner war etwas *Vollkommenes*, ein typischer *décadent*, bei dem jeder „freie Wille“ fehlt, jeder Zug Nothwendigkeit hat. Wenn irgend Etwas interessant ist an Wagner, so ist es die Logik, mit der ein physiologischer Missstand als Praktik und Prozedur, als Neuerung in den Principien, als Krisis des Geschmacks Schluss für Schluss, Schritt für Schritt macht.

Ich halte mich dies Mal nur bei der Frage des *Stils* auf. — Womit kennzeichnet sich jede *litterarische* *décadence*? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen, — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichniss für jeden Stil der *décadence*: jedes Mal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens, „Freiheit des Individuums“, moralisch geredet, — zu einer politischen Theorie erweitert „*gleiche* Rechte für Alle“. Das Leben, die *gleiche* Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest *arm* an Leben. Ueberall Lähmung, Mühsal, Erstarrung *oder* Feindschaft und Chaos: beides immer mehr in die Augen springend, in je höhere Formen der Organisation man aufsteigt. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr: es ist zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt. —

Bei Wagner steht im Anfang die Hallucination: nicht von Tönen, sondern von Gebärden. Zu ihnen sucht er erst die Ton-Semiotik. Will man ihn bewundern, so sehe man ihn hier an der Arbeit: wie er hier trennt, wie er kleine Einheiten gewinnt, wie er diese belebt, heraustreibt, sichtbar

macht. Aber daran erschöpft sich seine Kraft: der Rest taugt Nichts. Wie armselig, wie verlegen, wie laienhaft ist seine Art zu „entwickeln“, sein Versuch, Das, was nicht auseinander gewachsen ist, wenigstens durcheinander zu stecken! Seine Manieren dabei erinnern an die auch sonst für Wagner's Stil heranziehbaren frères de Goncourt: man hat eine Art Erbarmen mit soviel Nothstand. Dass Wagner seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princip verkleidet hat, dass er einen „dramatischen Stil“ statuirt, wo wir bloss sein Unvermögen zum Stil überhaupt statuiren, entspricht einer kühnen Gewohnheit, die Wagnern durch's ganze Leben begleitet hat: er setzt ein Princip an, wo ihm ein Vermögen fehlt (— sehr verschieden hierin, anbei gesagt, vom alten Kant, der eine *andre* Kühnheit liebte: nämlich überall, wo ihm ein Princip fehlte, ein „Vermögen“ dafür im Menschen anzusetzen . . .). Nochmals gesagt: bewunderungswürdig, liebenswürdig ist Wagner nur in der Erfindung des Kleinsten, in der Ausdichtung des Details, — man hat alles Recht auf seiner Seite, ihn hier als einen Meister ersten Ranges zu proklamiren, als unsern grössten *Miniaturisten* der Musik, der in den kleinsten Raum eine Unendlichkeit von Sinn und Süsse drängt. Sein Reichthum an Farben, an Halbschatten, an Heimlichkeiten absterbenden Lichts verwöhnt dergestalt, dass Einem hinterdrein fast alle andern Musiker zu robust vorkommen. — Will man mir glauben, so hat man den höchsten Begriff Wagner nicht aus Dem zu entnehmen, was heute von ihm gefällt. Das ist zur Ueberredung von Massen erfunden, davor springt Unsereins wie vor einem allzufrechen Affresco zurück. Was geht *uns* die agaçante Brutalität der Tannhäuser-Ouvertüre an? Oder der Circus Walküre? Alles, was von Wagner's Musik auch abseits vom Theater populär geworden ist, ist zweifelhaften Geschmacks und verdirbt den Geschmack. Der Tannhäuser-Marsch scheint mir der Bieder-

männerei verdächtig; die Ouvertüre zum fliegenden Holländer ist ein Lärm um Nichts; das Lohengrin-Vorspiel gab das erste, nur zu verfängliche, nur zu gut gerathene Beispiel dafür, wie man auch mit Musik hypnotisirt (— ich mag alle Musik nicht, deren Ehrgeiz nicht weiter geht, als die Nerven zu überreden). Aber vom Magnetiseur und Affresco-Maler Wagner abgesehn giebt es noch einen Wagner, der kleine Kostbarkeiten bei Seite legt: unsern grössten Melancholiker der Musik, voll von Blicken, Zärtlichkeiten und Trostworten, die ihm Keiner vorweggenommen hat, den Meister in Tönen eines schwermüthigen und schläfrigen Glücks . . . Ein Lexikon der intimsten Worte Wagner's, lauter kurze Sachen von fünf bis fünfzehn Takten, lauter Musik, die *Niemand kennt* . . . Wagner hatte die Tugend der *décadents*, das Mit-leiden — — —

8.

— „Sehr gut! Aber wie *kann* man seinen Geschmack an diesen *décadent* verlieren, wenn man nicht zufällig ein Musiker, wenn man nicht zufällig selbst ein *décadent* ist?“ — Umgekehrt! Wie kann man's *nicht*! Versuchen Sie's doch! — Sie wissen nicht, wer Wagner ist: ein ganz grosser Schauspieler! Giebt es überhaupt eine tiefere, eine *schwerere* Wirkung im Theater? Sehen Sie doch diese Jünglinge — erstarrt, blass, athemlos! Das sind Wagnerianer: das versteht Nichts von Musik, — und trotzdem wird Wagner über sie Herr . . . Wagner's Kunst drückt mit hundert Atmosphären: bücken Sie sich nur, man kann nicht anders . . . Der Schauspieler Wagner ist ein Tyrann, sein Pathos wirft jeden Geschmack, jeden Widerstand über den Haufen. — Wer hat diese Ueberzeugungskraft der Gebärde, wer sieht so bestimmt, so zu allererst die Gebärde! Dies Athem-Anhalten des

Wagnerischen Pathos, dies Nicht-mehr-loslassen-Wollen eines extremen Gefühls, diese Schrecken einflössende *Länge* in Zuständen, wo der Augenblick schon erwürgen will! — —

War Wagner überhaupt ein Musiker? Jedenfalls war er etwas Anderes *mehr*: nämlich ein unvergleichlicher histrio, der grösste Mime, das erstaunlichste Theater-Genie, das die Deutschen gehabt haben, unser *Sceniker* par excellence. Er gehört wo andershin als in die Geschichte der Musik: mit deren grossen Echten soll man ihn nicht verwechseln. Wagner *und* Beethoven — das ist eine Blasphemie — und zuletzt ein Unrecht selbst gegen Wagner... Er war auch als Musiker nur Das, was er überhaupt war: er *wurde* Musiker, er *wurde* Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspieler-Genie, ihn dazu zwang. Man erräth Nichts von Wagner, so lange man nicht seinen dominirenden Instinkt errieth.

Wagner war *nicht* Musiker von Instinkt. Dies bewies er damit, dass er alle Gesetzlichkeit und, bestimmter geredet, allen Stil in der Musik preisgab, um aus ihr zu machen, was er nöthig hatte, eine Theater-Rhetorik, ein Mittel des Ausdrucks, der Gebärden-Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken. Wagner dürfte uns hier als Erfinder und Neuerer ersten Ranges gelten — *er hat das Sprachvermögen der Musik in's Uermessliche vermehrt* —: er ist der Victor Hugo der Musik als Sprache. Immer vorausgesetzt, dass man zuerst gelten lässt, Musik *dürfe* unter Umständen nicht Musik, sondern Sprache, sondern Werkzeug, sondern ancilla dramaturgica sein. Wagner's Musik, *nicht* vom Theater-Geschmacke, einem sehr toleranten Geschmacke, in Schutz genommen, ist einfach schlechte Musik, die schlechteste überhaupt, die vielleicht gemacht worden ist. Wenn ein Musiker nicht mehr bis drei zählen kann, wird er „dramatisch“, wird er „Wagnerisch“...

Wagner hat beinahe entdeckt, welche Magie selbst noch

mit einer aufgelösten und gleichsam *elementarisch* gemachten Musik ausgeübt werden kann. Sein Bewusstsein davon geht bis in's Unheimliche, wie sein Instinkt, die höhere Gesetzmäßigkeit, den *Stil* gar nicht nöthig zu haben. Das Elementarische *genügt* — Klang, Bewegung, Farbe, kurz die Sinnlichkeit der Musik. Wagner rechnet nie als Musiker, von irgend einem Musiker-Gewissen aus: er will die Wirkung, er will Nichts als die Wirkung. Und er kennt das, worauf er zu wirken hat! — Er hat darin die Unbedenklichkeit, die Schiller hatte, die jeder Theatermensch hat; er hat auch dessen Verachtung der Welt, die er sich zu Füßen legt!... Man ist Schauspieler damit, dass man Eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formulirt: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers, er enthält — zweifeln wir nicht daran! — auch dessen Moral. Wagner's Musik ist niemals wahr.

— Aber *man hält sie dafür*: und so ist es in Ordnung. —

So lang man noch kindlich ist und Wagnerianer dazu, hält man Wagner selbst für reich, selbst für einen Ausbund von Verschwender, selbst für einen Grossgrundbesitzer im Reich des Klangs. Man bewundert an ihm, was junge Franzosen an Victor Hugo bewundern, die „königliche Freigebigkeit“. Später bewundert man den Einen wie den Andern aus umgekehrten Gründen: als Meister und Muster der Oekonomie, als *kluge* Gastgeber. Niemand kommt ihnen darin gleich, mit bescheidenem Aufwand eine fürstliche Tafel zu repräsentiren. — Der Wagnerianer, mit seinem gläubigen Magen, wird sogar satt bei der Kost, die ihm sein Meister vorzaubert. Wir Anderen, die wir in Büchern wie in Musik vor Allem *Substanz* verlangen, und denen mit bloss „repräsentirten“ Tafeln kaum gedient ist, sind viel schlimmer dran. Auf deutsch: Wagner giebt uns nicht genug zu beissen.

Sein recitativo — wenig Fleisch, schon mehr Knochen und sehr viel Brühe — ist von mir „alla genovese“ getauft: womit ich durchaus den Genuesen nicht geschmeichelt haben will, wohl aber dem *älteren* recitativo, dem recitativo secco. Was gar das Wagnerische „Leitmotiv“ betrifft, so fehlt mir dafür alles kulinarische Verständniss. Ich würde es, wenn man mich drängt, vielleicht als idealen Zahnstocher gelten lassen, als Gelegenheit, *Reste* von Speisen los zu werden. Bleiben die „Arien“ Wagner's. — Und nun sage ich kein Wort mehr.

9.

Auch im Entwerfen der Handlung ist Wagner vor Allem Schauspieler. Was zuerst ihm aufgeht, ist eine Scene von unbedingt sicherer Wirkung, eine wirkliche Actio¹⁾ mit einem hautrelief der Gebärde, eine Scene, die *umwirft* — diese denkt er in die Tiefe, aus ihr zieht er erst die Charaktere. Der ganze Rest folgt daraus, einer technischen Oekonomik gemäss, die keine Gründe hat, subtil zu sein. Es ist nicht das Publikum Corneille's, das Wagner zu schonen hat: blosses neunzehntes Jahrhundert. Wagner würde über das „Eine, was noth thut“ ungefähr urtheilen, wie jeder andre Schauspieler heute urtheilt: eine Reihe starker Scenen, eine stärker als die andre, — und,

¹⁾ *Anmerkung.* Es ist ein wahres Unglück für die Aesthetik gewesen, dass man das Wort Drama immer mit „Handlung“ übersetzt hat. Nicht Wagner allein irrt hierin; alle Welt ist noch im Irrthum; die Philologen sogar, die es besser wissen sollten. Das antike Drama hatte grosse *Pathosszenen* im Auge, — es schloss gerade die Handlung aus (verlegte sie *vor* den Anfang oder *hinter* die Scene). Das Wort Drama ist dorischer Herkunft: und nach dorischem Sprachgebrauch bedeutet es „Ereigniss“, „Geschichte“, beide Worte in hieratischem Sinne. Das älteste Drama stellte die Ortslegende dar, die „heilige Geschichte“, auf der die Gründung des Cultus ruhte (— also kein Thun, sondern ein Geschehen: δρᾶν heisst im Dorischen gar nicht „thun“).

dazwischen, viel *kluge* Stupidität. Er sucht sich selbst zuerst die Wirkung seines Werkes zu garantiren, er beginnt mit dem dritten Akte, er *beweist* sich sein Werk mit dessen letzter Wirkung. Mit einem solchen Theaterverstande als Führer ist man nicht in Gefahr, unversehens ein Drama zu schaffen. Das Drama verlangt die *harte* Logik: aber was lag Wagnern überhaupt an der Logik! Nochmals gesagt: es ist *nicht* das Publikum Corneille's, das er zu schonen hatte: blosse Deutsche! Man weiss, bei welchem technischen Problem der Dramatiker alle seine Kraft ansetzt und oft Blut schwitzt: dem Knoten *Nothwendigkeit* zu geben und ebenso der Lösung, so dass beide nur auf eine einzige Art möglich sind, beide den Eindruck der Freiheit machen (Princip des kleinsten Aufwandes von Kraft). Nun, dabei schwitzt Wagner am wenigsten Blut; gewiss ist, dass er für Knoten und Lösung den kleinsten Aufwand von Kraft macht. Man nehme irgend einen „Knoten“ Wagner's unter das Mikroskop — man wird dabei zu lachen haben, das verspreche ich. Nichts erheiternder als der Knoten des Tristan, es müsste denn der Knoten der Meistersinger sein. Wagner ist *kein* Dramatiker, man lasse sich Nichts vormachen. Er liebte das Wort „Drama“: das ist Alles — er hat immer die schönen Worte geliebt. Das Wort „Drama“ in seinen Schriften ist trotzdem bloss ein Missverständniss (— *und* eine Klugheit: Wagner that immer vornehm gegen das Wort „Oper“ —); ungefähr wie das Wort „Geist“ im neuen Testament bloss ein Missverständniss ist. — Er war schon nicht Psychologe genug zum Drama; er wich instinktiv der psychologischen Motivirung aus — womit? damit, dass er immer die Idiosynkrasie an deren Stelle rückte . . . Sehr modern, nicht wahr? sehr Pariserisch! sehr *décadent*! . . . Die *Knoten*, anbei gesagt, die thatsächlich Wagner mit Hülfe dramatischer Erfindungen zu lösen weiss, sind ganz andrer Art. Ich gebe ein Beispiel. Nehmen wir

den Fall, dass Wagner eine Weiberstimme nöthig hat. Ein ganzer Akt *ohne* Weiberstimme — das geht nicht! Aber die „Heldinnen“ sind im Augenblick alle nicht frei. Was thut Wagner? Er emancipirt das älteste Weib der Welt, die Erda: „herauf, alte Grossmutter! Sie müssen singen!“ Erda singt. Wagner's Absicht ist erreicht. Sofort schafft er die alte Dame wieder ab. „Wozu kamen Sie eigentlich? Ziehn Sie ab! Schlafen Sie gefälligst weiter!“ — In summa: eine Scene voller mythologischer Schauder, bei der der Wagnerianer *abht* . . .

— „Aber der *Gehalt* der Wagnerischen Texte! ihr mythischer Gehalt, ihr ewiger Gehalt!“ — Frage: wie prüft man diesen Gehalt, diesen ewigen Gehalt? — Der Chemiker antwortet: man übersetzt Wagnern in's Reale, in's Moderne, — seien wir noch grausamer! in's Bürgerliche! Was wird dabei aus Wagner? — Unter uns, ich habe es versucht. Nichts unterhaltender, Nichts für Spaziergänge mehr zu empfehlen, als sich Wagnern in *verjüngten* Proportionen zu erzählen: zum Beispiel Parsifal als Candidaten der Theologie, mit Gymnasialbildung (— letztere als unentbehrlich zur *reinen Thorheit*). Welche Ueberraschungen man dabei erlebt! Würden Sie es glauben, dass die Wagnerischen Heroinen sammt und sonders, sobald man nur erst den heroischen Balg abgestreift hat, zum Verwechseln Madame Bovary ähnlich sehn! — wie man umgekehrt auch begreift, dass es Flaubert *freistand*, seine Heldin in's Skandinavische oder Karthagische zu übersetzen und sie dann, mythologisirt, Wagnern als Textbuch anzubieten. Ja, in's Grosse gerechnet, scheint Wagner sich für keine andern Probleme interessirt zu haben, als die, welche heute die kleinen Pariser *décadents* interessiren. Immer fünf Schritte weit vom Hospital! Lauter ganz moderne, lauter ganz *grossstädtische* Probleme! zweifeln Sie nicht daran!.. Haben Sie bemerkt (es gehört in diese

Ideen-Association) dass die Wagnerischen Heldinnen keine Kinder bekommen? — Sie *können's* nicht ... Die Verzweiflung mit der Wagner das Problem angegriffen hat, Siegfried überhaupt geboren werden zu lassen, verräth, *wie* modern er in diesem Punkte fühlte. — Siegfried „emancipirt das Weib“ — doch ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. — Eine That-sache endlich, die uns fassungslos lässt: Parsifal ist der Vater Lohengrin's! Wie hat er das gemacht? — Muss man sich hier daran erinnern, dass „die Keuschheit *Wunder* thut“? ...

Wagnerus dixit princeps in castitate auctoritas.

10.

Anbei noch ein Wort über die Schriften Wagner's: sie sind, unter Anderem, eine Schule der *Klugheit*. Das System von Prozeduren, das Wagner handhabt, ist auf hundert andre Fälle anzuwenden, — wer Ohren hat, der höre. Vielleicht habe ich einen Anspruch auf öffentliche Erkenntlichkeit, wenn ich den drei werthvollsten Prozeduren einen präzisen Ausdruck gebe.

Alles, was Wagner *nicht* kann, ist verwerflich.

Wagner könnte noch Vieles: aber er will es nicht, aus Rigo-rosität im Princip.

Alles, was Wagner *kann*, wird ihm Niemand nachmachen, hat ihm Keiner vorgemacht, *soll* ihm Keiner nachmachen ...

Wagner ist göttlich ...

Diese drei Sätze sind die Quintessenz von Wagner's Litteratur; der Rest ist — „Litteratur“.

— Nicht jede Musik hat bisher Litteratur nöthig gehabt: man thut gut, hier nach dem zureichenden Grund zu suchen. Ist es, dass Wagner's Musik zu schwer verständlich ist? Oder

fürchtete er das Umgekehrte, dass man sie zu leicht versteht, — dass man sie *nicht schwer genug* versteht? — Thatsächlich hat er sein ganzes Leben Einen Satz wiederholt: dass seine Musik nicht nur Musik bedeute! Sondern mehr! Sondern unendlich viel mehr! . . . „*Nicht nur* Musik“ — so redet kein Musiker. Nochmals gesagt, Wagner konnte nicht aus dem Ganzen schaffen; er hatte gar keine Wahl, er musste Stückwerk machen, „Motive“, Gebärden, Formeln, Verdopplungen und Verhundertfachungen, er blieb Rhetor als Musiker, — er *musste* grundsätzlich deshalb das „es bedeutet“ in den Vordergrund bringen. „Die Musik ist immer nur ein Mittel“: das war seine Theorie, das war vor Allem die einzige ihm überhaupt mögliche *Praxis*. Aber so denkt kein Musiker. — Wagner hatte Litteratur nöthig, um alle Welt zu überreden, seine Musik ernst zu nehmen, tief zu nehmen, „weil sie Unendliches *bedeute*“; er war zeitlebens der Commentator der „Idee“. — Was bedeutet Elsa? Aber kein Zweifel: Elsa ist „der unbewusste *Geist des Volks*“ (— „mit dieser Erkenntniss wurde ich nothwendig zum vollkommenen Revolutionär“ —).

Erinnern wir uns, dass Wagner in der Zeit, wo Hegel und Schelling die Geister verführten, jung war; dass er errieth, dass er mit Händen griff, was allein der Deutsche ernst nimmt — „die Idee“, will sagen Etwas, das dunkel, ungewiss, ahnungsvoll ist; dass Klarheit unter Deutschen ein Einwand, Logik eine Widerlegung ist. Schopenhauer hat, mit Härte, die Epoche Hegel's und Schelling's der Unredlichkeit geziehn, — mit Härte, auch mit Unrecht: er selbst, der alte pessimistische Falschmünzer, hat es in Nichts „redlicher“ getrieben als seine berühmteren Zeitgenossen. Lassen wir die Moral aus dem Spiele: Hegel ist ein *Geschmack* . . . Und nicht nur ein deutscher, sondern ein europäischer Geschmack! — Ein Geschmack, den Wagner begriff! — dem er sich gewachsen fühlte! den er verewigt hat! — Er machte bloss die Nutz-

anwendung auf die Musik — er erfand sich einen Stil, der „Unendliches“ bedeutet, — er wurde der *Erbe Hegel's* . . . Die Musik als „Idee“ — —

Und wie man Wagnern verstand! — Dieselbe Art Mensch, die für Hegel geschwärmt, schwärmt heute für Wagner; in seiner Schule *schreibt* man sogar Hegelisch! — Vor Allen verstand ihn der deutsche Jüngling. Die zwei Worte „unendlich“ und „Bedeutung“ genügten bereits: ihm wurde dabei auf eine unvergleichliche Weise wohl. Es ist *nicht* die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die „Idee“: — es ist das Räthselreiche seiner Kunst, ihr Versteckspielen unter hundert Symbolen, ihre Polychromie des Ideals, was diese Jünglinge zu Wagner führt und lockt; es ist Wagner's Genie der Wolkenbildung, sein Greifen, Schweifen und Streifen durch die Lüfte, sein Ueberall und Nirgendsw, genau Dasselbe, womit sie seiner Zeit Hegel verführt und verlockt hat! — Inmitten von Wagner's Vielheit, Fülle und Willkür sind sie wie bei sich selbst gerechtfertigt — „erlöst“ —. Sie hören mit Zittern, wie in seiner Kunst die *grossen Symbole* aus vernebelter Ferne mit sanftem Donner laut werden; sie sind nicht ungehalten, wenn es zeitweilig grau, grässlich und kalt in ihr zugeht. Sind sie doch sammt und sonders, gleich Wagnern selbst, *verwandt* mit dem schlechten Wetter, dem deutschen Wetter! Wotan ist ihr Gott: aber Wotan ist der Gott des schlechten Wetters . . . Sie haben Recht, diese deutschen Jünglinge, so wie sie nun einmal sind: wie *könnten* sie vermissen, was wir Anderen, was *wir Halkyonier* bei Wagnern vermissen — la *gaya scienza*; die leichten Füße; Witz, Feuer, Anmuth; die grosse Logik; den Tanz der Sterne; die übermüthige Geistigkeit; die Lichtschauder des Südens; das *glatte* Meer — Vollkommenheit . . .

Ich habe erklärt, wohin Wagner gehört — *nicht* in die Geschichte der Musik. Was bedeutet er trotzdem in deren Geschichte? *Die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik*: ein capiales Ereigniss, das zu denken, das vielleicht auch zu fürchten giebt. In Formel: „Wagner und Liszt“. — Noch nie wurde die Rechtschaffenheit der Musiker, ihre „Echtheit“ gleich gefährlich auf die Probe gestellt. Man greift es mit Händen: der grosse Erfolg, der Massen-Erfolg ist nicht mehr auf Seite der Echten, — man muss Schauspieler sein, ihn zu haben! — Victor Hugo und Richard Wagner — sie bedeuten Ein und Dasselbe: dass in Niedergangs-Culturen, dass überall, wo den Massen die Entscheidung in die Hände fällt, die Echtheit überflüssig, nachtheilig, zurücksetzend wird. Nur der Schauspieler weckt noch die *grosse* Begeisterung. — Damit kommt für den Schauspieler das *goldene Zeitalter* herauf, — für ihn und für Alles, was seiner Art verwandt ist. Wagner marschirt mit Trommeln und Pfeifen an der Spitze aller Künstler des Vortrags, der Darstellung, des Virtuositenthums; er hat zuerst die Kapellmeister, die Maschinisten und Theater-sänger überzeugt. Nicht zu vergessen die Orchestermusiker: — er „erlöste“ diese von der Langenweile... Die Bewegung, die Wagner schuf, greift selbst in das Gebiet der Erkenntniss über: ganze zugehörige Wissenschaften tauchen langsam aus jahrhundertealter Scholastik empor. Ich hebe, um ein Beispiel zu geben, mit Auszeichnung die Verdienste *Riemann's* um die Rhythmik hervor, des Ersten, der den Hauptbegriff der Interpunktion auch für die Musik geltend gemacht hat (leider vermittelt eines hässlichen Wortes: er nennt's „Pbrasirung“). — Dies Alles sind, ich sage es mit Dankbarkeit, die Besten unter den Verehrern Wagner's, die Achtungswürdigsten — sie haben einfach Recht, Wagnern zu verehren. Der gleiche Instinkt verbindet sie mit einander, sie sehen in ihm ihren

höchsten Typus, sie fühlen sich zur Macht, zur Grossmacht selbst umgewandelt, seit er sie mit seiner eignen Gluth entzündet hat. Hier nämlich, wenn irgendwo, ist der Einfluss Wagner's wirklich *wohlthätig* gewesen. Noch nie ist in dieser Sphäre so viel gedacht, gewollt, gearbeitet worden. Wagner hat allen diesen Künstlern ein neues Gewissen eingegeben: was sie jetzt von sich fordern, von sich *erlangen*, das haben sie nie vor Wagner von sich gefordert — sie waren früher zu bescheiden dazu. Es herrscht ein andrer Geist am Theater, seit Wagner's Geist daselbst herrscht: man verlangt das Schwerste, man tadelt hart, man lobt selten, — das Gute, das Ausgezeichnete gilt als Regel. Geschmack thut nicht mehr noth; nicht einmal Stimme. Man singt Wagner nur mit ruinirter Stimme: das wirkt „dramatisch“. Selbst Begabung ist ausgeschlossen. Das *espressivo* um jeden Preis, wie es das Wagnerische Ideal, das *décadence*-Ideal verlangt, verträgt sich schlecht mit Begabung. Dazu gehört bloss *Tugend* — will sagen Dressur, Automatismus, „Selbstverleugnung“. Weder Geschmack, noch Stimme, noch Begabung: die Bühne Wagner's hat nur Eins nöthig — *Germanen!* . . . Definition des Germanen: Gehorsam und lange Beine . . . Es ist voll tiefer Bedeutung, dass die Heraufkunft Wagners zeitlich mit der Heraufkunft des „Reichs“ zusammenfällt: beide Thatfachen beweisen Ein und Dasselbe — Gehorsam und lange Beine. — Nie ist besser gehorcht, nie besser befohlen worden. Die Wagnerischen Kapellmeister in Sonderheit sind eines Zeitalters würdig, das die Nachwelt einmal mit scheuer Ehrfurcht *das klassische Zeitalter des Kriegs* nennen wird. Wagner verstand zu commandiren! er war auch damit der grosse Lehrer. Er commandirte als der unerbittliche Wille zu sich, als die lebenslängliche Zucht an sich: Wagner, der vielleicht das grösste Beispiel der Selbstvergewaltigung abgiebt, das die Geschichte der Künste hat (— selbst Alfieri,

sonst sein Nächstverwandter, ist noch überboten. Anmerkung eines Turiners).

12.

Mit dieser Einsicht, dass unsre Schauspieler verehrungswürdiger als je sind, ist ihre Gefährlichkeit nicht als geringer begriffen . . . Aber wer zweifelt noch daran, *was* ich will, — was die *drei Forderungen* sind, zu denen mir diesmal mein Ingrim, meine Sorge, meine Liebe zur Kunst den Mund geöffnet hat?

Dass das Theater nicht Herr über die Künste wird.

Dass der Schauspieler nicht zum Verführer der Echten wird.

Dass die Musik nicht zu einer Kunst zu lügen wird.

Friedrich Nietzsche.

Nachschrift

— Der Ernst der letzten Worte erlaubt mir, an dieser Stelle noch einige Sätze aus einer ungedruckten Abhandlung mitzutheilen, welche zum Mindesten über meinen Ernst in dieser Sache keinen Zweifel lassen. Jene Abhandlung ist betitelt: *Was Wagner uns kostet*.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Ein dunkles Gefühl hierüber ist auch heute noch vorhanden. Auch der Erfolg Wagner's, sein *Sieg*, riss dies Gefühl nicht in der Wurzel aus. Aber ehemals war es stark, war es furchtbar, war es wie ein düsterer Hass, — fast drei Viertel von Wagner's Leben hindurch. Jener Widerstand, den er bei uns Deutschen fand, kann nicht hoch genug geschätzt und zu Ehren gebracht werden. Man wehrte sich gegen ihn wie gegen eine Krankheit, — *nicht* mit Gründen — man widerlegt keine Krankheit —, sondern mit Hemmung, Misstrauen, Verdrossenheit, Ekel, mit einem finsternen Ernste, als ob in ihm eine grosse Gefahr herumschliche. Die Herren Aesthetiker haben sich blossgestellt, als sie, aus drei Schulen der deutschen Philosophie heraus, Wagner's Principien mit „wenn“ und „denn“ einen absurden Krieg machten — was lag ihm an Principien, selbst den eigenen! — Die Deutschen selbst haben genug Vernunft im Instinkt gehabt, um hier sich jedes „wenn“ und „denn“ zu verbieten. Ein Instinkt ist geschwächt, wenn er sich rationalisirt: denn damit, *dass* er

sich rationalisirt, schwächt er sich. Wenn es Anzeichen dafür giebt, dass, trotz dem Gesamt-Charakter der europäischen *décadence*, noch ein Grad Gesundheit, noch eine Instinkt-Witterung für Schädliches und Gefahrdrohendes im deutschen Wesen wohnt, so möchte ich unter ihnen am wenigsten diesen *dumpfen* Widerstand gegen Wagner unterschätzt wissen. Er macht uns Ehre, er erlaubt selbst zu hoffen: so viel Gesundheit hätte Frankreich nicht mehr aufzuwenden. Die Deutschen, die *Verzögerer* par excellence in der Geschichte, sind heute das zurückgebliebenste Culturvolk Europa's: dies hat seinen Vortheil, — eben damit sind sie relativ das *jüngste*.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Die Deutschen haben eine Art Furcht vor ihm vor ganz Kurzem erst verlernt, — die Lust, *ihn loszusein*, kam ihnen bei jeder Gelegenheit.¹⁾ — Erinuert man sich eines curiosen Umstandes noch, bei dem, ganz zuletzt, ganz unerwartet, jenes alte Gefühl wieder zum Vorschein kam? Es geschah beim Begräbnisse Wagner's, dass der erste deutsche Wagner-Verein, der Münchener, an seinem Grabe einen Kranz niederlegte, dessen *Inschrift* sofort berühmt wurde. „Erlösung dem Erlöser!“ — lautete sie. Jedermann bewunderte die hohe Inspiration, die diese Inschrift diktirt hatte, Jedermann einen Geschmack, auf den die Anhänger Wagner's ein Vorrecht haben; Viele aber

¹⁾ *Anmerkung.* — War Wagner überhaupt ein Deutscher? Man hat einige Gründe, so zu fragen. Es ist schwer, in ihm irgend einen deutschen Zug ausfindig zu machen. Er hat, als der grosse Lerner, der er war, viel Deutsches nachmachen gelernt — das ist Alles. Sein Wesen selbst *widerspricht* Dem, was bisher als Deutsch empfunden wurde; nicht zu reden vom deutschen Musiker! — Sein Vater war ein Schauspieler Namens Geyer. Ein Geyer ist beinahe schon ein Adler . . . Das, was bisher als „Leben Wagner's“ in Umlauf gebracht ist, ist *fable convenue*, wenn nicht Schlimmeres. Ich bekenne mein Misstrauen gegen jeden Punkt, der bloss durch Wagner selbst bezeugt ist. Er hatte nicht Stolz genug zu irgend einer Wahrheit über sich, Niemand war weniger stolz; er blieb, ganz wie Victor Hugo, auch im Biographischen sich treu, — er blieb Schauspieler.

auch (es war seltsam genug!) machten an ihr dieselbe kleine Correctur: „Erlösung vom Erlöser!“ — Man athmete auf. —

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Messen wir sie an ihrer Wirkung auf die Cultur. Wen hat eigentlich seine Bewegung in den Vordergrund gebracht? Was hat sie immer mehr in's Grosse gezüchtet? — Vor Allem die Anmaassung des Laien, des Kunst-Idioten. Das organisirt jetzt Vereine, das will seinen „Geschmack“ durchsetzen, das möchte selbst in rebus musicis et musicantibus den Richter machen. Zuzweit: eine immer grössere Gleichgültigkeit gegen jede strenge, vornehme, gewissenhafte Schulung im Dienste der Kunst; an ihre Stelle gerückt den Glauben an das Genie, auf deutsch: den frechen Dilettantismus (— die Formel dafür steht in den Meistersingern). Zudritt und zuschlimmst: *die Theatrokratie* —, den Aberwitz eines Glaubens an den *Vorrang* des Theaters, an ein Recht auf *Herrschaft* des Theaters über die Künste, über die Kunst . . . Aber man soll es den Wagnerianern hundert Mal in's Gesicht sagen, *was* das Theater ist: immer nur ein *Unterhalb* der Kunst, immer nur etwas Zweites, etwas Vergröbertes, etwas für die Massen Zurechtgebogenes, Zurechtgelogenes! Daran hat auch Wagner Nichts verändert: Bayreuth ist grosse Oper — und nicht einmal *gute* Oper . . . Das Theater ist eine Form der Demolatrie in Sachen des Geschmacks, das Theater ist ein Massen-Aufstand, ein Plebiscit *gegen* den guten Geschmack . . . *Dies eben beweist der Fall Wagner*: er gewann die Menge, — er verdarb den Geschmack, er verdarb selbst für die Oper unsren Geschmack! —

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Was macht sie aus dem Geist? *befreit* Wagner *den Geist*? — Ihm eignet jede Zweideutigkeit, jeder Doppelsinn, Alles überhaupt, was die Ungewissen überredet, ohne ihnen zum Bewusstsein zu bringen, *wofür* sie überredet sind. Damit ist

Wagner ein Verführer grossen Stils. Es giebt nichts Müdes, nichts Abgelebtes, nichts Lebensgefährliches und Weltverleumderisches in Dingen des Geistes, das von seiner Kunst nicht heimlich in Schutz genommen würde, — es ist der schwärzeste Obskurantismus, den er in die Lichthüllen des Ideals verbirgt. Er schmeichelt jedem nihilistischen (— buddhistischen) Instinkte und verkleidet ihn in Musik, er schmeichelt jeder Christlichkeit, jeder religiösen Ausdrucksform der *décadence*. Man mache seine Ohren auf: Alles, was je auf dem Boden des *verarmten* Lebens aufgewachsen ist, die ganze Falschmünzerei der Transscendenz und des Jenseits, hat in Wagner's Kunst ihren sublimsten Fürsprecher — *nicht* in Formeln: Wagner ist zu klug für Formeln — sondern in einer Ueberredung der Sinnlichkeit, die ihrerseits wieder den Geist mürbe und müde macht. Die Musik als Circe . . . Sein letztes Werk ist hierin sein grösstes Meisterstück. Der Parsifal wird in der Kunst der Verführung ewig seinen Rang behalten, als *der Geniestreich* der Verführung . . . Ich bewundere dies Werk, ich möchte es selbst gemacht haben; in Ermangelung davon *verstehe ich es* . . . Wagner war nie besser inspirirt als am Ende. Das Raffinement im Bündniss von Schönheit und Krankheit geht hier so weit, dass es über Wagner's frühere Kunst gleichsam Schatten legt: — sie erscheint zu hell, zu gesund. Versteht ihr das? Die Gesundheit, die Helligkeit als Schatten wirkend? als *Einwand* beinahe? . . . So weit sind wir schon *reine Thoren* . . . Niemals gab es einen grösseren Meister in dumpfen hieratischen Wohlgerüchen, — nie lebte ein gleicher Kenner alles *kleinen* Unendlichen, alles Zitternden und Ueberschwänglichen, aller Femininismen aus dem Idiotikon des Glücks! — Trinkt nur, meine Freunde, die Philtren dieser Kunst! Ihr findet nirgends eine angenehmere Art, euren Geist zu entnerven, eure Männlichkeit unter einem Rosengebüsche zu vergessen . . . Ah

dieser alte Zauberer! Dieser Klingsor aller Klingsore! Wie er *uns* damit den Krieg macht! uns, den freien Geistern! Wie er jeder Feigheit der modernen Seele mit Zauber-mädchen-Tönen zu Willen redet! — Es gab nie einen solchen *Todhass* auf die Erkenntniss! — Man muss Cyniker sein, um hier nicht verführt zu werden, man muss beißen können, um hier nicht anzubeten. Wohlan, alter Verführer! Der Cyniker warnt dich — *cave canem* . . .

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Ich beobachte die Jünglinge, die lange seiner Infektion ausgesetzt waren. Die nächste, relativ unschuldige Wirkung ist die Verderbniss des Geschmacks. Wagner wirkt wie ein fortgesetzter Gebrauch von Alkohol. Er stumpft ab, er verschleimt den Magen. Specifische Wirkung: Entartung des rhythmischen Gefühls. Der Wagnerianer nennt zuletzt rhythmisch, was ich selbst, mit einem griechischen Sprüchwort, „den Sumpf bewegen“ nenne. Schon viel gefährlicher ist die Verderbniss der Begriffe. Der Jüngling wird zum Mondkalb, — zum „Idealisten“. Er ist über die Wissenschaft hinaus; darin steht er auf der Höhe des Meisters. Dagegen macht er den Philosophen; er schreibt Bayreuther Blätter; er löst alle Probleme im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Meisters. Am unheimlichsten freilich bleibt die Verderbniss der Nerven. Man gehe Nachts durch eine grössere Stadt: überall hört man, dass mit feierlicher Wuth Instrumente genothzüchtigt werden, — ein wildes Geheul mischt sich dazwischen. Was geht da vor? — Die Jünglinge beten Wagner an . . . Bayreuth reimt sich auf Kaltwasserheilanstalt. — Typisches Telegramm aus Bayreuth: *bereits bereut*. — Wagner ist schlimm für die Jünglinge; er ist verhängnissvoll für das Weib. Was ist, ärztlich gefragt, eine Wagnerianerin? — Es scheint mir, dass ein Arzt jungen Frauen nicht ernst genug diese Gewissens-Alternative stellen

könnte: Eins *oder* das Andere. — Aber sie haben bereits gewählt. Man kann nicht zween Herren dienen, wenn der Eine Wagner heisst. Wagner hat das Weib erlöst; das Weib hat ihm dafür Bayreuth gebaut. Ganz Opfer, ganz Hingebung: man hat Nichts, was man ihm nicht geben würde. Das Weib verarmt sich zu Gunsten des Meisters, es wird rührend, es steht nackt vor ihm. — Die Wagnerianerin — die anmuthigste Zweideutigkeit, die es heute giebt: sie *verkörpert* die Sache Wagner's, — in ihrem Zeichen *siegt* seine Sache ... Ah, dieser alte Räuber! Er raubt uns die Jünglinge, er raubt selbst noch unsre Frauen und schleppt sie in seine Höhle ... Ah, dieser alte Minotaurus! Was er uns schon gekostet hat! Alljährlich führt man ihm Züge der schönsten Mädchen und Jünglinge in sein Labyrinth, damit er sie verschlinge, — alljährlich intonirt ganz Europa „auf nach Kreta! auf nach Kreta!“ ...

Zweite Nachschrift

— Mein Brief, scheint es, ist einem Missverständnisse ausgesetzt. Auf gewissen Gesichtern zeigen sich die Falten der Dankbarkeit; ich höre selbst ein bescheidenes Frohlocken. Ich zöge vor, hier wie in vielen Dingen, verstanden zu werden. — Seitdem aber in den Weinbergen des deutschen Geistes ein neues Thier haust, der Reichswurm, die berühmte *Rhinoxera*, wird kein Wort von mir mehr verstanden. Die Kreuzzeitung selbst bezeugt es mir, nicht zu reden vom literarischen Centralblatt. — Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, dass die Deutschen kein Wort davon verstehn . . . Wenn ich in *dieser* Schrift Wagnern den Krieg mache — und, nebenbei, einem deutschen „Geschmack“ —, wenn ich für den Bayreuther Cretinismus harte Worte habe, so möchte ich am allerwenigsten irgend welchen *andren* Musikern damit ein Fest machen. *Andre* Musiker kommen gegen Wagner nicht in Betracht. Es steht schlimm überhaupt. Der Verfall ist allgemein. Die Krankheit liegt in der Tiefe. Wenn Wagner der Name bleibt für den *Ruin der Musik*, wie Bernini für den Ruin der Skulptur, so ist er doch nicht dessen Ursache. Er hat nur dessen tempo beschleunigt, — freilich in einer Weise, dass man mit Entsetzen vor diesem fast plötzlichen Abwärts, Abgründwärts steht. Er hatte die Naiverät der *décadence*: dies war seine Ueberlegenheit. Er

glaubte an sie, er blieb vor keiner Logik der *décadence* stehn. Die Andern *zögern* — das unterscheidet sie. Sonst Nichts! . . . Das Gemeinsame zwischen Wagner und „den Andern“ — ich zähle es auf: der Niedergang der organisirenden Kraft; der Missbrauch überlieferter Mittel, ohne das *rechtfertigende* Vermögen, das zum-Zweck; die Falschmünzerei in der Nachbildung grosser Formen, für die heute Niemand stark, stolz, selbstgewiss, *gesund* genug ist; die Ueberlebendigkeit im Kleinsten; der Affekt um jeden Preis; das Raffinement als Ausdruck des *verarmten* Lebens; immer mehr Nerven an Stelle des Fleisches. — Ich kenne nur Einen Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouvertüre aus *ganzem Holze* zu schnitzen: und Niemand kennt ihn . . . Was heute berühmt ist, macht, im Vergleich mit Wagner, nicht „bessere“ Musik, sondern nur unentschiedenere, sondern nur gleichgültigere: — gleichgültigere, weil das Halbe damit abgethan ist, *dass das Ganze da ist*. Aber Wagner war ganz; aber Wagner war die ganze Verderbniss; aber Wagner war der Muth, der Wille, die *Ueberzeugung* in der Verderbniss — was liegt noch an Johannes Brahms! . . . Sein Glück war ein deutsches Missverständniss: man nahm ihn als Antagonisten Wagner's, — man *brauchte* einen Antagonisten! — Das macht keine *nothwendige* Musik, das macht vor Allem zu viel Musik! — Wenn man nicht reich ist, soll man stolz genug sein zur Armuth! . . . Die Sympathie, die Brahms unleugbar hier und da einflösst, ganz abgesehen von jenem Partei-Interesse, Partei-Missverständnisse, war mir lange ein Räthsel: bis ich endlich, durch einen Zufall beinahe, dahinter kam, dass er auf einen bestimmten Typus von Menschen wirkt. Er hat die Melancholie des Unvermögens; er schafft *nicht* aus der Fülle, er *durstet* nach der Fülle. Rechnet man ab, was er nachmacht, was er grossen alten oder exotisch-modernen Stilformen entlehnt — er ist Meister

in der Copie —, so bleibt als sein Eigenstes die *Sehnsucht* ... Das errathen die Sehnsüchtigen, die Unbefriedigten aller Art. Er ist zu wenig Person, zu wenig Mittelpunkt ... Das verstehen die „Unpersönlichen“, die Peripherischen, — sie lieben ihn dafür. In Sonderheit ist er der Musiker einer Art unbefriedigter Frauen. Fünfzig Schritt weiter: und man hat die Wagnerianerin — ganz wie man fünfzig Schritt über Brahms hinaus Wagner findet —, die Wagnerianerin, einen ausgeprägteren, interessanteren, vor Allem *anmuthigeren* Typus. Brahms ist rührend, so lange er heimlich schwärmt oder über sich trauert — darin ist er „modern“ —; er wird kalt, er geht uns Nichts mehr an, sobald er die Klassiker *beerbt* ... Man nennt Brahms gern den *Erben* Beethoven's: ich kenne keinen vorsichtigeren Euphemismus. — Alles, was heute in der Musik auf „grossen Stil“ Anspruch macht, ist damit *entweder* falsch gegen uns *oder* falsch gegen sich. Diese Alternative ist nachdenklich genug: sie schliesst nämlich eine Casuistik über den Werth der zwei Fälle in sich ein. „Falsch gegen uns“: dagegen protestirt der Instinkt der Meisten — sie wollen nicht betrogen werden —; ich selbst freilich würde diesen Typus immer noch dem anderen („falsch gegen sich“) vorziehn. Dies ist *mein* Geschmack. — Fasslicher, für die „Armen im Geiste“ ausgedrückt: Brahms — *oder* Wagner ... Brahms ist *kein* Schauspieler. — Man kann einen guten Theil der *andren* Musiker in den Begriff Brahms subsumiren. — Ich sage kein Wort von den klugen Affen Wagner's, zum Beispiel von Goldmark: mit der „Königin von Saba“ gehört man in die Menagerie, — man kann sich sehen lassen. — Was heute gut gemacht, meisterhaft gemacht werden kann, ist nur das Kleine. Hier allein ist noch Rechtschaffenheit möglich. — Nichts kann aber die Musik *in* der Hauptsache *von* der Hauptsache kuriren, von der Fatalität, Ausdruck des physiologischen Widerspruchs zu sein, — *modern* zu sein.

Der beste Unterricht, die gewissenhafteste Schulung, die grundsätzliche Intimität, ja selbst Isolation in der Gesellschaft der alten Meister — das bleibt Alles nur palliativisch, strenger geredet, *illusorisch*, weil man die Voraussetzung dazu nicht mehr im Leibe hat: sei dies nun die starke Rasse eines Händel, sei es die überströmende Animalität eines Rossini. — Nicht jeder hat das *Recht* zu jedem Lehrer: das gilt von ganzen Zeitaltern. — An sich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass es noch *Reste* stärkerer Geschlechter, typisch unzeitgemässer Menschen irgendwo in Europa giebt: von da aus wäre eine *verspätete* Schönheit und Vollkommenheit auch für die Musik noch zu erhoffen. Was wir, besten Falls, noch erleben können, sind Ausnahmen. Von der *Regel*, dass die Verderbniss obenauf, dass die Verderbniss fatalistisch ist, rettet die Musik kein Gott. —

EPILOG

— Entziehen wir uns zuletzt, um aufzuathmen, für einen Augenblick der engen Welt, zu der jede Frage nach dem Werth von *Personen* den Geist verurtheilt. Ein Philosoph hat das Bedürfniss, sich die Hände zu waschen, nachdem er sich so lange mit dem „Fall Wagner“ befasst hat. — Ich gebe meinen Begriff des *Modernen*. — Jede Zeit hat in ihrem Maass von Kraft ein Maass auch dafür, welche Tugenden ihr erlaubt, welche ihr verboten sind. Entweder hat sie die Tugenden des *aufsteigenden* Lebens: dann widerstrebt sie aus unterstem Grunde den Tugenden des niedergehenden Lebens. Oder sie ist selbst ein niedergehendes Leben, — dann bedarf sie auch der Niedergangs-Tugenden, dann hasst sie Alles, was aus der Fülle, was aus dem Ueberreichthum an Kräften allein sich rechtfertigt. Die Aesthetik ist unablässig an diese biologischen Voraussetzungen gebunden: es giebt eine *décadence*-Aesthetik, es giebt eine *klassische* Aesthetik, — ein „Schönes an sich“ ist ein Hirngespinnst, wie der ganze Idealismus. — In der engeren Sphäre der sogenannten moralischen Werthe ist kein grösserer Gegensatz aufzufinden, als der einer *Herren-Moral* und der Moral der *christlichen* Werthbegriffe: letztere, auf einem durch und durch morbiden Boden gewachsen (— die Evangelien führen uns genau dieselben physiologischen Typen vor, welche die Romane Dostojewsky's

schildern), die Herren-Moral („römisch“, „heidnisch“, „klassisch“, „Renaissance“) umgekehrt als die Zeichensprache der Wohlerathenheit, des *aufsteigenden* Lebens, des Willens zur Macht als Principis des Lebens. Die Herren-Moral *bejaht* ebenso instinktiv, wie die christliche *verneint* („Gott“, „Jenseits“, „Entselbstung“ lauter Negationen). Die erstere giebt aus ihrer Fülle an die Dinge ab — sie verklärt, sie verschönt, sie *vernünftigt* die Welt —, die letztere verarmt, verblasst, verhässlicht den Werth der Dinge, sie *verneint* die Welt. „Welt“ ein christliches Schimpfwort. — Diese Gegensatzformen in der Optik der Werthe sind *beide* nothwendig: es sind Arten zu sehen, denen man mit Gründen und Widerlegungen nicht beikommt. Man widerlegt das Christenthum nicht, man widerlegt eine Krankheit des Auges nicht. Dass man den Pessimismus wie eine Philosophie bekämpft hat, war der Gipfelpunkt des gelehrten Idiotenthums. Die Begriffe „wahr“ und „unwahr“ haben, wie mir scheint, in der Optik keinen Sinn. — Wogegen man sich allein zu wehren hat, das ist die Falschheit, die Instinkt-Doppelzüngigkeit, welche diese Gegensätze nicht als Gegensätze empfinden *will*: wie es zum Beispiel Wagner's Wille war, der in solchen Falschheiten keine kleine Meisterschaft hatte. Nach der Herren-Moral, der *vornehmen* Moral hinschielen (— die isländische Sage ist beinahe deren wichtigste Urkunde —) und dabei die Gegenlehre, die vom „Evangelium der Niedrigen“, vom *Bedürfniss* der Erlösung, im Munde führen! . . . Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit der Christen, die nach Bayreuth gehn. Ich selbst würde gewisse Worte nicht aus dem Munde eines Wagner aushalten. Es giebt Begriffe, die *nicht* nach Bayreuth gehören . . . Wie? ein Christenthum, zurechtgemacht für Wagnerianerinnen, vielleicht *von* Wagnerianerinnen — denn Wagner war in alten Tagen durchaus feminini generis —? Nochmals gesagt, die Christen von heute sind mir zu bescheiden . . . Wenn

Wagner ein Christ war, nun dann war vielleicht Liszt ein Kirchenvater! — Das Bedürfniss nach *Erlösung*, der Inbegriff aller christlichen Bedürfnisse hat mit solchen Hanswurstens Nichts zu thun: es ist die ehrlichste Ausdrucksform der *décadence*, es ist das überzeugteste, schmerzhafteste Ja-sagen zu ihr in sublimen Symbolen und Praktiken. Der Christ will von sich *loskommen*. *Le moi est toujours haïssable*. — Die vornehme Moral, die Herren-Moral, hat umgekehrt ihre Wurzel in einem triumphirenden Ja-sagen zu *sich*, — sie ist Selbstbejahung, Selbstverherrlichung des Lebens, sie braucht gleichfalls sublime Symbole und Praktiken, aber nur „weil ihr das Herz zu voll“ ist. Die ganze *schöne*, die ganze *grosse* Kunst gehört hierher: beider Wesen ist Dankbarkeit. Andererseits kann man von ihr nicht einen Instinkt-Widerwillen *gegen* die *décadents*, einen Hohn, ein Grauen selbst vor deren Symbolik abrechnen: dergleichen ist beinahe ihr Beweis. Der vornehme Römer empfand das Christenthum als *foeda superstitio*: ich erinnere daran, wie der letzte Deutsche vornehmen Geschmacks, wie Goethe das Kreuz empfand. Man sucht umsonst nach werthvolleren, nach *nothwendigeren* Gegensätzen . . .¹⁾

— Aber eine solche Falschheit, wie die der Bayreuther, ist heute keine Ausnahme. Wir kennen alle den unästhetischen Begriff des christlichen Junkers. Diese *Unschuld* zwischen Gegensätzen, dies „gute Gewissen“ in der Lüge ist vielmehr *modern par excellence*, man definirt beinahe damit die Modernität. Der moderne Mensch stellt, biologisch, einen *Wider-*

¹⁾ *Anmerkung.* Ueber den Gegensatz „*vornehme Moral*“ und „*christliche Moral*“ unterrichtete zuerst meine „*Genealogie der Moral*“: es giebt vielleicht keine entscheidendere Wendung in der Geschichte der religiösen und moralischen Erkenntniss. Dies Buch, mein Prüfstein für Das, was zu mir gehört, hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem *Reste* fehlen die Ohren dafür. Man muss seine Leidenschaft in Dingen haben, wo sie heute Niemand hat . . .

spruch der Werthe dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in Einem Athem Ja und Nein. Was Wunder, dass gerade in unsern Zeiten die Falschheit selber Fleisch und sogar Genie wurde? dass *Wagner* „unter uns wohnte“? Nicht ohne Grund nannte ich Wagner den Cagliostro der Modernität.. Aber wir Alle haben, wider Wissen, wider Willen, Werthe, Worte, Formeln, Moralen *entgegengesetzter* Abkunft im Leibe, — wir sind, physiologisch betrachtet, *falsch*... Eine *Diagnostik der modernen Seele* — womit begönne sie? Mit einem resoluten Einschnitt in diese Instinkt-Widersprüchlichkeit, mit der Herauslösung ihrer Gegensatz-Werthe, mit der Vivisektion vollzogen an ihrem *lehrreichsten* Fall. — Der Fall Wagner ist für den Philosophen ein *Glücksfall*, — diese Schrift ist, man hört es, von der Dankbarkeit inspirirt...

Götzen-Dämmerung

oder

Wie man mit dem Hammer
philosophirt

VORWORT

Inmitten einer düstern und über die Maassen verantwortlichen Sache seine Heiterkeit aufrecht erhalten ist nichts Kleines von Kunststück: und doch, was wäre nöthiger als Heiterkeit? Kein Ding geräth, an dem nicht der Uebermuth seinen Theil hat. Das Zuviel von Kraft erst ist der Beweis der Kraft. — Eine *Umwerthung aller Werthe*, dies Fragezeichen so schwarz, so ungeheuer, dass es Schatten auf Den wirft, der es setzt, — ein solches Schicksal von Aufgabe zwingt jeden Augenblick, in die Sonne zu laufen, einen schweren, allzuschwer gewordenen Ernst von sich zu schütteln. Jedes Mittel ist dazu recht, jeder „Fall“ ein Glücksfall. Vor Allem der *Krieg*. Der Krieg war immer die grosse Klugheit aller zu innerlich, zu tief gewordenen Geister; selbst in der Verwundung liegt noch Heilkraft. Ein Spruch, dessen Herkunft ich der gelehrten Neugierde vorenthalte, war seit langem mein Wahlspruch:

increscunt animi, virescit vulnere virtus.

Eine andre Genesung, unter Umständen mir noch erwünschter, ist *Götzen aushorchen* . . . Es giebt mehr Götzen als Realitäten in der Welt: das ist *mein* „böser Blick“ für diese Welt, das ist auch mein „böses Ohr“ . . . Hier einmal mit dem *Hammer* Fragen stellen und, vielleicht, als Antwort jenen berühmten hohlen Ton hören, der von geblähten Eingeweiden redet — welches Entzücken für Einen, der Ohren

noch hinter den Ohren hat, — für mich alten Psychologen und Rattenfänger, vor dem gerade Das, was still bleiben möchte, *laut werden muss* . . .

Auch diese Schrift — der Titel verräth es — ist vor Allem eine Erholung, ein Sonnenfleck, ein Seitensprung in den Müßiggang eines Psychologen. Vielleicht auch ein neuer Krieg? Und werden neue Götzen ausgehört? . . . Diese kleine Schrift ist eine *grosse Kriegserklärung*; und was das Aushorchen von Götzen anbetrifft, so sind es dies Mal keine Zeitgötzen, sondern *ewige* Götzen, an die hier mit dem Hammer wie mit einer Stimmgabel gerührt wird, — es giebt überhaupt keine älteren, keine überzeugteren, keine aufgeblaseneren Götzen . . . Auch keine hohleren . . . Das hindert nicht, dass sie die *geglaubtesten* sind; auch sagt man, zumal im vornehmsten Falle, durchaus nicht Götze . . .

Turin, am 30. September 1888,
am Tage, da das erste Buch der *Umwertung*
aller Werthe zu Ende kam.

Friedrich Nietzsche.

Sprüche und Pfeile

1.

Müssiggang ist aller Psychologie Anfang. Wie? wäre Psychologie ein — Laster?

2.

Auch der Muthigste von uns hat nur selten den Muth zu dem, was er eigentlich *weiss* . . .

3.

Um allein zu leben, muss man ein Thier oder ein Gott sein — sagt Aristoteles. Fehlt der dritte Fall: man muss Beides sein — *Philosoph* . . .

4.

„Alle Wahrheit ist einfach.“ — Ist das nicht zwiefach eine Lüge? —

5.

Ich will, ein für alle Mal, Vieles *nicht* wissen. — Die Weisheit zieht auch der Erkenntniss Grenzen.

6.

Man erholt sich in seiner wilden Natur am besten von seiner Unnatur, von seiner Geistigkeit . . .

7.

Wie? ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes? Oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen? —

8.

Aus der Kriegsschule des Lebens. — Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.

9.

Hilf dir selber: dann hilft dir noch Jedermann. Princip der Nächstenliebe.

10.

Dass man gegen seine Handlungen keine Feigheit begeht! dass man sie nicht hinterdrein im Stiche lässt! — Der Gewissensbiss ist unanständig.

11.

Kann ein *Esel* tragisch sein? — Dass man unter einer Last zu Grunde geht, die man weder tragen, noch abwerfen kann? . . . Der Fall des Philosophen.

12.

Hat man sein *warum?* des Lebens, so verträgt man sich fast mit jedem *wie?* — Der Mensch strebt *nicht* nach Glück; nur der Engländer thut das.

13.

Der Mann hat das Weib geschaffen — woraus doch? Aus einer Rippe seines Gottes, — seines „Ideals“ . . .

14.

Was? du suchst? du möchtest dich verzehnfachen, ver-hundertfachen? du suchst Anhänger? — Suche *Nullen!* —

15.

Posthume Menschen — ich zum Beispiel — werden schlechter verstanden als zeitgemässe, aber besser *gehört*. Strenger: wir werden nie verstanden — und *daher* unsre Autorität . . .

16.

Unter Frauen. — „Die Wahrheit? Oh Sie kennen die Wahrheit nicht! Ist sie nicht ein Attentat auf alle unsre pudeurs?“ —

17.

Das ist ein Künstler, wie ich Künstler liebe, bescheiden in seinen Bedürfnissen: er will eigentlich nur Zweierlei, sein Brod und seine Kunst, — panem et Circen . . .

18.

Wer seinen Willen nicht in die Dinge zu legen weiss, der legt wenigstens einen *Sinn* noch hinein: das heisst, er glaubt, dass ein Wille bereits darin sei (Princip des „Glaubens“).

19.

Wie? ihr wählet die Tugend und den gehobenen Busen und seht zugleich scheel nach den Vortheilen der Unbedenklichen? — Aber mit der Tugend *verzichtet* man auf „Vortheile“ . . . (einem Antisemiten an die Hausthür.)

20.

Das vollkommene Weib begeht Litteratur, wie es eine kleine Sünde begeht: zum Versuch, im Vorübergehn, sich umblickend, ob es Jemand bemerkt und *dass* es Jemand bemerkt . . .

21.

Sich in lauter Lagen begeben, wo man keine Scheintugenden haben darf, wo man vielmehr, wie der Seiltänzer auf seinem Seile, entweder stürzt oder steht — oder davon kommt . . .

22.

„Böse Menschen haben keine Lieder.“ — Wie kommt es, dass die Russen Lieder haben?

23.

„Deutscher Geist“: seit achtzehn Jahren eine *contradictio in adjecto*.

24.

Damit, dass man nach den Anfängen sucht, wird man Krebs. Der Historiker sieht rückwärts; endlich *glaubt* er auch rückwärts.

25.

Zufriedenheit schützt selbst vor Erkältung. Hat je sich ein Weib, das sich gut bekleidet wusste, erkältet? — Ich setze den Fall, dass es kaum bekleidet war.

26.

Ich misstraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist ein Mangel an Recht-schaffenheit.

27.

Man hält das Weib für tief — warum? weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. Das Weib ist noch nicht einmal flach.

28.

Wenn das Weib männliche Tugenden hat, so ist es zum Davonlaufen: und wenn es keine männlichen Tugenden hat, so läuft es selbst davon.

29.

„Wie viel hatte ehemals das Gewissen zu beissen! welche guten Zähne hatte es! — Und heute? woran fehlt es?“ — Frage eines Zahnarztes.

30.

Man begeht selten eine Uebereilung allein. In der ersten Uebereilung thut man immer zu viel. Eben darum begeht man gewöhnlich noch eine zweite — und nunmehr thut man zu wenig . . .

31.

Der getretene Wurm krümmt sich. So ist es klug. Er verringert damit die Wahrscheinlichkeit, von Neuem getreten zu werden. In der Sprache der Moral: *Demuth*. —

32.

Es giebt einen Hass auf Lüge und Verstellung aus einem reizbaren Ehrbegriff; es giebt einen ebensolchen Hass aus Feigheit, insofern die Lüge, durch ein göttliches Gebot, *verboten* ist. Zu feige, um zu lügen . . .

33.

Wie wenig gehört zum Glücke! Der Ton eines Dudelsacks. — Ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum. Der Deutsche denkt sich selbst Gott liedersingend.

34.

On ne peut penser et écrire qu'assis (G. Flaubert). — Damit habe ich dich, Nihilist! Das Sitzfleisch ist gerade die *Sünde* wider den heiligen Geist. Nur die *ergangenen* Gedanken haben Werth.

35.

Es giebt Fälle, wo wir wie Pferde sind, wir Psychologen, und in Unruhe gerathen: wir sehen unsren eignen Schatten vor uns auf und niederschwanken. Der Psychologe muss von *sich* absehn, um überhaupt zu sehn.

36.

Ob wir Immoralisten der Tugend *Schaden* thun? — Eben so wenig, als die Anarchisten den Fürsten. Erst seitdem diese angeschossen werden, sitzen sie wieder fest auf ihrem Thron. Moral: *man muss die Moral anschiessen.*

37.

Du läufst *voran*? — Thust du das als Hirt? oder als Ausnahme? Ein dritter Fall wäre der Entlaufene . . . *Erste* Gewissensfrage.

38.

Bist du echt? oder nur ein Schauspieler? Ein Vertreter? oder das Vertretene selbst? — Zuletzt bist du gar bloss ein nachgemachter Schauspieler . . . *Zweite* Gewissensfrage.

39.

Der Enttäuschte spricht. — Ich suchte nach grossen Menschen, ich fand immer nur die *Affen* ihres Ideals.

40.

Bist du Einer, der zusieht? oder der Hand anlegt? — oder der wegsieht, bei Seite geht? . . . *Dritte* Gewissensfrage.

41.

Willst du mitgehn? oder vorangehn? oder für dich gehn? . . . Man muss wissen, *was* man will und *dass* man will. — *Vierte* Gewissensfrage.

42.

Das waren Stufen für mich, ich bin über sie hinaufgestiegen, — dazu musste ich über sie hinweg. Aber sie meinten, ich wollte mich auf ihnen zur Ruhe setzen . . .

43.

Was liegt daran, dass *ich* Recht behalte! Ich *habe* zu viel Recht. — Und wer heute am besten lacht, lacht auch zuletzt.

44.

Formel meines Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein *Ziel* . . .

Das Problem des Sokrates

Ueber das Leben haben zu allen Zeiten die Weisesten gleich geurtheilt: *es taugt nichts* . . . Immer und überall hat man aus ihrem Munde denselben Klang gehört, — einen Klang voll Zweifel, voll Schwermuth, voll Müdigkeit am Leben, voll Widerstand gegen das Leben. Selbst Sokrates sagte, als er starb: „leben — das heisst lange krank sein: ich bin dem Heilande Asklepios einen Hahn schuldig.“ Selbst Sokrates hatte es satt. — Was *beweist* das? Worauf *weist* das? — Ehemals hätte man gesagt (— oh man hat es gesagt und laut genug und unsre Pessimisten voran!): „Hier muss jedenfalls Etwas wahr sein! Der consensus sapientium beweist die Wahrheit.“ — Werden wir heute noch so reden? *dürfen* wir das? „Hier muss jedenfalls Etwas *krank* sein“ — geben *wir* zur Antwort: diese Weisesten aller Zeiten, man sollte sie sich erst aus der Nähe ansehen! Waren sie vielleicht allesammt auf den Beinen nicht mehr fest? spät? wackelig? *décadents*? Erschiene die Weisheit vielleicht auf Erden als Rabe, den ein kleiner Geruch von Aas begeistert? . . .

2.

Mir selbst ist diese Unehrrerbietigkeit, dass die grossen Weisen *Niedergangs-Typen* sind, zuerst gerade in einem Falle aufgegangen, wo ihr am stärksten das gelehrt und ungelehrte

Vorurtheil entgegensteht: ich erkannte Sokrates und Plato als Verfalls-Symptome, als Werkzeuge der griechischen Auflösung, als pseudogriechisch, als antigriechisch („Geburt der Tragödie“ 1872). Jener consensus sapientium — das begriff ich immer besser — beweist am wenigsten, dass sie Recht mit dem hatten, worüber sie übereinstimmten: er beweist vielmehr, dass sie selbst, diese Weisesten, irgend worin *physiologisch* übereinstimmten, um auf gleiche Weise negativ zum Leben zu stehn, — stehn zu *müssen*. Urtheile, Werthurtheile über das Leben, für oder wider, können zuletzt niemals wahr sein: sie haben nur Werth als Symptome, sie kommen nur als Symptome in Betracht, — an sich sind solche Urtheile Dummheiten. Man muss durchaus seine Finger darnach ausstrecken und den Versuch machen, diese erstaunliche finesse zu fassen, *dass der Werth des Lebens nicht abgeschätzt werden kann*. Von einem Lebenden nicht, weil ein solcher Partei, ja sogar Streitobject ist, und nicht Richter; von einem Todten nicht, aus einem andren Grunde. — Von Seiten eines Philosophen im *Werth* des Lebens ein Problem sehn, bleibt dergestalt sogar ein Einwurf gegen ihn, ein Fragezeichen an seiner Weisheit, eine Unweisheit. — Wie? und alle diese grossen Weisen — sie wären nicht nur *décadents*, sie wären nicht einmal weise gewesen? — Aber ich komme auf das Problem des Sokrates zurück.

3.

Sokrates gehörte, seiner Herkunft nach, zum niedersten Volk: Sokrates war Pöbel. Man weiss, man sieht es selbst noch, wie hässlich er war. Aber Hässlichkeit, an sich ein Einwand, ist unter Griechen beinahe eine Widerlegung. War Sokrates überhaupt ein Grieche? Die Hässlichkeit ist häufig genug der Ausdruck einer gekreuzten, durch Kreuzung

gehemmten Entwicklung. Im andren Falle erscheint sie als *niedergehende* Entwicklung. Die Anthropologen unter den Criminalisten sagen uns, dass der typische Verbrecher hässlich ist: *monstrum in fronte, monstrum in animo*. Aber der Verbrecher ist ein *décadent*. War Sokrates ein typischer Verbrecher? — Zum Mindesten widerspräche dem jenes berühmte Physiognomen-Urtheil nicht, das den Freunden des Sokrates so anstössig klang. Ein Ausländer, der sich auf Gesichter verstand, sagte, als er durch Athen kam, dem Sokrates in's Gesicht, er *sei* ein monstrum, — er berge alle schlimmen Laster und Begierden in sich. Und Sokrates antwortete bloss: „Sie kennen mich, mein Herr!“ —

4.

Auf *décadence* bei Sokrates deutet nicht nur die zugestandene Wüstheit und Anarchie in den Instinkten: eben dahin deutet auch die Superfötation des Logischen und jene *Rhachitiker-Bosheit*, die ihn auszeichnet. Vergessen wir auch jene Gehörs-Hallucinationen nicht, die, als „Dämonion des Sokrates“, in's Religiöse interpretirt worden sind. Alles ist übertrieben, *buffo*, Caricatur an ihm, Alles ist zugleich versteckt, hintergedanklich, unterirdisch. — Ich suche zu begreifen, aus welcher Idiosynkrasie jene sokratische Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück stammt: jene bizarrste Gleichsetzung, die es giebt und die in Sonderheit alle Instinkte des älteren Hellenen gegen sich hat.

5.

Mit Sokrates schlägt der griechische Geschmack zu Gunsten der Dialektik um: was geschieht da eigentlich? Vor Allem wird damit ein *vornehmer* Geschmack besiegt; der Pöbel

kommt mit der Dialektik obenauf. Vor Sokrates lehnte man in der guten Gesellschaft die dialektischen Manieren ab: sie galten als schlechte Manieren, sie stellten bloss. Man warnte die Jugend vor ihnen. Auch misstraute man allem solchen Präsentiren seiner Gründe. Honnette Dinge tragen, wie honnette Menschen, ihre Gründe nicht so in der Hand. Es ist unanständig, alle fünf Finger zeigen. Was sich erst beweisen lassen muss, ist wenig werth. Ueberall, wo noch die Autorität zur guten Sitte gehört, wo man nicht „begründet“, sondern befiehlt, ist der Dialektiker eine Art Hanswurst: man lacht über ihn, man nimmt ihn nicht ernst. — Sokrates war der Hanswurst, der sich *ernst nehmen machte*: was geschah da eigentlich? —

6.

Man wählt die Dialektik nur, wenn man kein andres Mittel hat. Man weiss, dass man Misstrauen mit ihr erregt, dass sie wenig überredet. Nichts ist leichter wegzuwischen als ein Dialektiker-Effekt: die Erfahrung jeder Versammlung, wo geredet wird, beweist das. Sie kann nur *Nothwehr* sein, in den Händen Solcher, die keine andren Waffen mehr haben. Man muss sein Recht zu *erzwingen* haben: eher macht man keinen Gebrauch von ihr. Die Juden waren deshalb Dialektiker; Reinecke Fuchs war es: wie? und Sokrates war es auch? —

7.

— Ist die Ironie des Sokrates ein Ausdruck von Revolte? von Pöbel-Ressentiment? genießt er als Unterdrückter seine eigne Ferocität in den Messerstichen des Syllogismus? *rächt* er sich an den Vornehmen, die er fascinirt? — Man hat, als Dialektiker, ein schonungsloses Werkzeug in der Hand; man

kann mit ihm den Tyrannen machen, man stellt bloss, indem man siegt. Der Dialektiker überlässt seinem Gegner den Nachweis, kein Idiot zu sein: er macht wüthend, er macht zugleich hülflos. Der Dialektiker *depotenzirt* den Intellekt seines Gegners. — Wie? ist Dialektik nur eine Form der *Rache* bei Sokrates?

8.

Ich habe zu verstehn gegeben, womit Sokrates abstossen konnte: es bleibt um so mehr zu erklären, *dass* er fascinirte. — Dass er eine neue Art *Agon* entdeckte, dass er der erste Fechtmeister davon für die vornehmen Kreise Athen's war, ist das Eine. Er fascinirte, indem er an den agonalen Trieb der Hellenen rührte, — er brachte eine Variante in den Ringkampf zwischen jungen Männern und Jünglingen. Sokrates war auch ein grosser *Erotiker*.

9.

Aber Sokrates errieth noch mehr. Er sah *hinter* seine vornehmen Athener; er begriff, dass *sein* Fall, seine Idiosynkrasie von Fall bereits kein Ausnahmefall war. Die gleiche Art von Degenerescenz bereitete sich überall im Stillen vor: das alte Athen gieng zu Ende. — Und Sokrates verstand, dass alle Welt ihn *nöthig* hatte, — sein Mittel, seine Kur, seinen Personal-Kunstgriff der Selbst-Erhaltung . . . Ueberall waren die Instinkte in Anarchie; überall war man fünf Schritt weit vom Excess: das monstrum in animo war die allgemeine Gefahr. „Die Triebe wollen den Tyrannen machen; man muss einen *Gegentyrannen* erfinden, der stärker ist“ . . . Als jener Physiognomiker dem Sokrates enthüllt hatte, wer er war, eine Höhle aller schlimmen Begierden,

liess der grosse Ironiker noch ein Wort verlauten, das den Schlüssel zu ihm giebt. „Dies ist wahr, sagte er, aber ich wurde über alle Herr.“ *Wie* wurde Sokrates über *sich* Herr? — Sein Fall war im Grunde nur der extreme Fall, nur der in die Augen springendste von dem, was damals die allgemeine Noth zu werden anfieng: dass Niemand mehr über sich Herr war, dass die Instinkte sich *gegen* einander wendeten. Er fascinirte als dieser extreme Fall — seine furchteinflössende Hässlichkeit sprach ihn für jedes Auge aus: er fascinirte, wie sich von selbst versteht, noch stärker als Antwort, als Lösung, als Anschein der *Kur* dieses Falls. —

10.

Wenn man nöthig hat, aus der *Vernunft* einen Tyrannen zu machen, wie Sokrates es that, so muss die Gefahr nicht klein sein, dass etwas Andres den Tyrannen macht. Die Vernünftigkeit wurde damals errathen als *Retterin*, es stand weder Sokrates noch seinen „Kranken“ frei, vernünftig zu sein, — es war de rigueur, es war ihr *letztes* Mittel. Der Fanatismus, mit dem sich das ganze griechische Nachdenken auf die Vernünftigkeit wirft, verräth eine Nothlage: man war in Gefahr, man hatte nur Eine Wahl: entweder zu Grunde zu gehn oder — *absurd-vernünftig* zu sein . . . Der Moralismus der griechischen Philosophen von Plato ab ist pathologisch bedingt; ebenso ihre Schätzung der Dialektik. Vernunft = Tugend = Glück heisst bloss: man muss es dem Sokrates nachmachen und gegen die dunklen Begehrungen ein *Tageslicht* in Permanenz herstellen — das Tageslicht der Vernunft. Man muss klug, klar, hell um jeden Preis sein: jedes Nachgeben an die Instinkte, an's Unbewusste führt *hinab* . . .

II.

Ich habe zu verstehn gegeben, womit Sokrates fascinierte: er schien ein Arzt, ein Heiland zu sein. Ist es nöthig, noch den Irrthum aufzuzeigen, der in seinem Glauben an die „Vernünftigkeit um jeden Preis“ lag? — Es ist ein Selbstbetrug seitens der Philosophen und Moralisten, damit schon aus der *décadence* herauszutreten, dass sie gegen dieselbe Krieg machen. Das Heraustreten steht ausserhalb ihrer Kraft: was sie als Mittel, als Rettung wählen, ist selbst nur wieder ein Ausdruck der *décadence* — sie *verändern* deren Ausdruck, sie schaffen sie selbst nicht weg. Sokrates war ein Missverständniss; *die ganze Besserungs-Moral, auch die christliche, war ein Missverständniss . . .* Das grellste Tageslicht, die Vernünftigkeit um jeden Preis, das Leben hell, kalt, vorsichtig, bewusst, ohne Instinkt, im Widerstand gegen Instinkte war selbst nur eine Krankheit, eine andre Krankheit — und durchaus kein Rückweg zur „Tugend“, zur „Gesundheit“, zum Glück . . . Die Instinkte bekämpfen *müssen* — das ist die Formel für *décadence*: so lange das Leben *aufsteigt*, ist Glück gleich Instinkt. —

12.

— Hat er das selbst noch begriffen, dieser Klügste aller Selbst-Ueberlister? Sagte er sich das zuletzt, in der *Weisheit* seines Muthes zum Tode? . . . Sokrates *wollte* sterben: — nicht Athen, *er* gab sich den Giftbecher, er zwang Athen zum Giftbecher . . . „Sokrates ist kein Arzt, sprach er leise zu sich: der Tod allein ist hier Arzt . . . Sokrates selbst war nur lange krank . . .“

Die „Vernunft“ in der Philosophie

I.

Sie fragen mich, was Alles Idiosynkrasie bei den Philosophen ist? . . . Zum Beispiel ihr Mangel an historischem Sinn, ihr Hass gegen die Vorstellung selbst des Werdens, ihr Aegypticismus. Sie glauben einer Sache eine *Ehre* anzuthun, wenn sie dieselbe enthistorisiren, sub specie aeterni, — wenn sie aus ihr eine Mumie machen. Alles, was Philosophen seit Jahrtausenden gehandhabt haben, waren Begriffs-Mumien; es kam nichts Wirkliches lebendig aus ihren Händen. Sie tödten, sie stopfen aus, diese Herren Begriffs-Götzendienen, wenn sie anbeten, — sie werden Allem lebensgefährlich, wenn sie anbeten. Der Tod, der Wandel, das Alter ebenso gut als Zeugung und Wachsthum sind für sie Einwände, — Widerlegungen sogar. Was ist, *wird* nicht; was wird, *ist* nicht . . . Nun glauben sie Alle, mit Verzweiflung sogar, an's Seiende. Da sie aber dessen nicht habhaft werden, suchen sie nach Gründen, weshalb man's ihnen vorenthält: „es muss ein Schein, eine Betrügerei dabei sein, dass wir das Seiende nicht wahrnehmen: wo steckt der Betrüger?“ — „Wir haben ihn, schreien sie glücklich, die Sinnlichkeit ist's! Diese Sinne, *die auch sonst so unmoralisch sind*, sie betrügen uns über die *wahre* Welt. Moral: loskommen von dem Sinnentrug, vom Werden, von der Historie, von der Lüge, — Historie ist nichts als Glaube an die Sinne, Glaube an die Lüge. Moral: Neinsagen zu Allem, was den Sinnen Glauben schenkt, zum ganzen

Rest der Menschheit: das ist Alles „Volk“. Philosoph sein, Mumie sein, den Monotono-Theismus durch eine Todtengräber-Mimik darstellen! — Und weg vor Allem mit dem *Leibe*, dieser erbarmungswürdigen idée fixe der Sinne! behaftet mit allen Fehlern der Logik, die es giebt, widerlegt, unmöglich sogar, ob er schon frech genug ist, sich als wirklich zu gebärden!“ . . .

2.

Ich nehme, mit hoher Ehrerbietung, den Namen *Heraklit's* bei Seite. Wenn das andre Philosophen-Volk das Zeugniß der Sinne verwarf, weil dieselben Vielheit und Veränderung zeigten, verwarf er deren Zeugniß, weil sie die Dinge zeigten, als ob sie Dauer und Einheit hätten. Auch Heraklit that den Sinnen Unrecht. Dieselben lügen weder in der Art, wie die Eleaten es glauben, noch wie er es glaubte, — sie lügen überhaupt nicht. Was wir aus ihrem Zeugniß *machen*, das legt erst die Lüge hinein, zum Beispiel die Lüge der Einheit, die Lüge der Dinglichkeit, der Substanz, der Dauer . . . Die „Vernunft“ ist die Ursache, dass wir das Zeugniß der Sinne fälschen. Sofern die Sinne das Werden, das Vergehen, den Wechsel zeigen, lügen sie nicht . . . Aber damit wird Heraklit ewig Recht behalten, dass das Sein eine leere Fiktion ist. Die „scheinbare“ Welt ist die einzige: die „wahre Welt“ ist nur *hinzugelogen* . . .

3.

— Und was für feine Werkzeuge der Beobachtung haben wir an unsren Sinnen! Diese Nase zum Beispiel, von der noch kein Philosoph mit Verehrung und Dankbarkeit gesprochen hat, ist sogar einstweilen das delikateste Instrument, das uns zu Gebote steht: es vermag noch Minimaldifferenzen

der Bewegung zu constatiren, die selbst das Spektroskop nicht constatirt. Wir besitzen heute genau soweit Wissenschaft, als wir uns entschlossen haben, das Zeugniß der Sinne *anzunehmen*, — als wir sie noch schärfen, bewaffnen, zu Ende denken lernten. Der Rest ist Missgeburt und Noch-nicht-Wissenschaft: will sagen Metaphysik, Theologie, Psychologie, Erkenntnistheorie. Oder Formal-Wissenschaft, Zeichenlehre: wie die Logik und jene angewandte Logik, die Mathematik. In ihnen kommt die Wirklichkeit gar nicht vor, nicht einmal als Problem; ebensowenig als die Frage, welchen Werth überhaupt eine solche Zeichen-Convention, wie die Logik ist, hat. —

4.

Die *andre* Idiosynkrasie der Philosophen ist nicht weniger gefährlich: sie besteht darin, das Letzte und das Erste zu verwechseln. Sie setzen Das, was am Ende kommt — leider! denn es sollte gar nicht kommen! — die „höchsten Begriffe“, das heisst die allgemeinsten, die leersten Begriffe, den letzten Rauch der verdunstenden Realität an den Anfang *als* Anfang. Es ist dies wieder nur der Ausdruck ihrer Art zu verehren: das Höhere *darf* nicht aus dem Niederen wachsen, *darf* überhaupt nicht *gewachsen* sein . . . Moral: Alles, was ersten Ranges ist, muss *causa sui* sein. Die Herkunft aus etwas Anderem gilt als Einwand, als Werth-Anzweiflung. Alle obersten Werthe sind ersten Ranges, alle höchsten Begriffe, das Seiende, das Unbedingte, das Gute, das Wahre, das Vollkommne — das Alles kann nicht geworden sein, *muss* folglich *causa sui* sein. Das Alles aber kann auch nicht einander ungleich, kann nicht mit sich im Widerspruch sein . . . Damit haben sie ihren stupenden Begriff „Gott“ . . . Das Letzte, Dünnsste, Leerste wird als Erstes gesetzt, als Ursache

an sich, als ens realissimum . . . Dass die Menschheit die Gehirnleiden kranker Spinneweber hat ernst nehmen müssen! — Und sie hat theuer dafür gezahlt! . . .

5.

— Stellen wir endlich dagegen, auf welche verschiedene Art wir (— ich sage höflicher Weise wir . . .) das Problem des Irrthums und der Scheinbarkeit in's Auge fassen. Ehemals nahm man die Veränderung, den Wechsel, das Werden überhaupt als Beweis für Scheinbarkeit, als Zeichen dafür, dass Etwas da sein müsse, das uns irre führe. Heute umgekehrt sehen wir genau so weit, als das Vernunft-Vorurtheil uns zwingt, Einheit, Identität, Dauer, Substanz, Ursache, Dinglichkeit, Sein anzusetzen, uns gewissermaassen verstrickt in den Irrthum, *necessitirt* zum Irrthum; so sicher wir auf Grund einer strengen Nachrechnung bei uns darüber sind, *dass* hier der Irrthum ist. Es steht damit nicht anders, als mit den Bewegungen des grossen Gestirns: bei ihnen hat der Irrthum unser Auge, hier hat er unsre *Sprache* zum beständigen Anwalt. Die Sprache gehört ihrer Entstehung nach in die Zeit der rudimentärsten Form von Psychologie: wir kommen in ein grobes Fetischwesen hinein, wenn wir uns die Grundvoraussetzungen der Sprach-Metaphysik, auf deutsch: der *Vernunft*, zum Bewusstsein bringen. *Das* sieht überall Thäter und Thun: das glaubt an Willen als Ursache überhaupt; das glaubt an's „Ich“, an's Ich als Sein, an's Ich als Substanz und *projicirt* den Glauben an die Ich-Substanz auf alle Dinge — es *schafft* erst damit den Begriff „Ding“ . . . Das Sein wird überall als Ursache hineingedacht, *untergeschoben*; aus der Conception „Ich“ folgt erst, als abgeleitet, der Begriff „Sein“ . . . Am Anfang steht das grosse Verhängniss von Irrthum, dass der Wille Etwas ist, das *wirkt*, — dass Wille ein *Vermögen* ist . . . Heut wissen wir, dass er bloss

ein Wort ist . . . Sehr viel später, in einer tausendfach aufgeklärteren Welt kam die *Sicherheit*, die subjektive *Gewissheit* in der Handhabung der Vernunft-Kategorien den Philosophen mit Ueberraschung zum Bewusstsein: sie schlossen, dass dieselben nicht aus der Empirie stammen könnten, — die ganze Empirie stehe ja zu ihnen in Widerspruch. *Woher also stammen sie?* — Und in Indien wie in Griechenland hat man den gleichen Fehlgriff gemacht: „wir müssen schon einmal in einer höheren Welt heimisch gewesen sein (— statt *in einer sehr viel niederen*: was die Wahrheit gewesen wäre!), wir müssen göttlich gewesen sein, *denn* wir haben die Vernunft!“ . . . In der That, Nichts hat bisher eine naivere Ueberredungskraft gehabt als der Irrthum vom Sein, wie er zum Beispiel von den Eleaten formulirt wurde: er hat ja jedes Wort für sich, jeden Satz für sich, den wir sprechen! — Auch die Gegner der Eleaten unterlagen noch der Verführung ihres Seins-Begriffs: Demokrit unter Anderen, als er sein *Atom* erfand . . . Die „Vernunft“ in der Sprache: oh was für eine alte betrügerische Weibsperson! Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben . . .

6.

Man wird mir dankbar sein, wenn ich eine so wesentliche, so neue Einsicht in vier Thesen zusammendränge: ich erleichtere damit das Verstehen, ich fordere damit den Widerspruch heraus.

Erster Satz. Die Gründe, darauf hin „diese“ Welt als scheinbar bezeichnet worden ist, begründen vielmehr deren Realität, — eine *andre* Art Realität ist absolut unnachweisbar.

Zweiter Satz. Die Kennzeichen, welche man dem „wahren Sein“ der Dinge gegeben hat, sind die Kennzeichen des Nicht-Seins, des *Nichts*, — man hat die „wahre Welt“ aus

dem Widerspruch zur wirklichen Welt aufgebaut: eine scheinbare Welt in der That, insofern sie bloss eine *moralisch-optische* Täuschung ist.

Dritter Satz. Von einer „anderen“ Welt als dieser zu fabeln hat gar keinen Sinn, vorausgesetzt dass nicht ein Instinkt der Verleumdung, Verkleinerung, Verdächtigung des Lebens in uns mächtig ist: im letzteren Falle *rächen* wir uns am Leben mit der Phantasmagorie eines „anderen“, eines „besseren“ Lebens.

Vierter Satz. Die Welt scheiden in eine „wahre“ und eine „scheinbare“, sei es in der Art des Christenthums, sei es in der Art Kant's (eines *hinterlistigen* Christen zu guterletzt —) ist nur eine Suggestion der *décadence*, — ein Symptom *niedergehenden* Lebens . . . Dass der Künstler den Schein höher schätzt als die Realität, ist kein Einwand gegen diesen Satz. Denn „der Schein“ bedeutet hier die Realität *noch einmal*, nur in einer Auswahl, Verstärkung, Correctur . . . Der tragische Künstler ist *kein* Pessimist, — er sagt gerade *Ja* zu allem Fragwürdigen und Furchtbaren selbst, er ist *dionysisch* . . .

Wie die „wahre Welt“ endlich zur Fabel wurde

Geschichte eines Irrthums

1. Die wahre Welt, erreichbar für den Weisen, den Frommen, den Tugendhaften, — er lebt in ihr, *er ist sie*.
(Aelteste Form der Idee, relativ klug, simpel, überzeugend.
Umschreibung der Satzes „ich, Plato, *bin* die Wahrheit“.)
2. Die wahre Welt, unerreichbar für jetzt, aber versprochen für den Weisen, den Frommen, den Tugendhaften („für den Sünder, der Busse thut“).
(Fortschritt der Idee: sie wird feiner, verfänglicher, unfasslicher, — *sie wird Weib*, sie wird christlich . . .)
3. Die wahre Welt, unerreichbar, unbeweisbar, unversprechbar, aber schon als gedacht ein Trost, eine Verpflichtung, ein Imperativ.
(Die alte Sonne im Grunde, aber durch Nebel und Skepsis hindurch; die Idee sublim geworden, bleich, nordisch, königsbergisch.)
4. Die wahre Welt — unerreichbar? Jedenfalls unerreicht. Und als unerreicht auch *unbekannt*. Folglich auch nicht tröstend, erlösend, verpflichtend: wozu könnte uns etwas Unbekanntes verpflichten? . . .
(Grauer Morgen. Erstes Gähnen der Vernunft. Hahnen-schrei des Positivismus.)
5. Die „wahre Welt“ — eine Idee, die zu Nichts mehr nütz ist, nicht einmal mehr verpflichtend, — eine unnütz, eine

überflüssig gewordene Idee, *folglich* eine widerlegte Idee:
schaffen wir sie ab!

(Heller Tag; Frühstück; Rückkehr des bon sens und
der Heiterkeit; Schamröthe Plato's; Teufelslärm aller
freien Geister.)

6. Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb
übrig? die scheinbare vielleicht? . . . Aber nein! *mit der*
wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft!

(Mittag; Augenblick des kürzesten Schattens; Ende des
längsten Irrthums; Höhepunkt der Menschheit; INCIPIT
ZARATHUSTRA.)

Moral als Widernatur

I.

Alle Passionen haben eine Zeit, wo sie bloss verhängnissvoll sind, wo sie mit der Schwere der Dummheit ihr Opfer hinunterziehn, — und eine spätere, sehr viel spätere, wo sie sich mit dem Geist verheirathen, sich „vergeistigen“. Ehemals machte man, wegen der Dummheit in der Passion, der Passion selbst den Krieg: man schwor sich zu deren Vernichtung, — alle alten Moral-Unthiere sind einmüthig darüber „il faut tuer les passions“. Die berühmteste Formel dafür steht im neuen Testament, in jener Bergpredigt, wo, anbei gesagt, die Dinge durchaus nicht *aus der Höhe* betrachtet werden. Es wird daselbst zum Beispiel mit Nutzanwendung auf die Geschlechtlichkeit gesagt „wenn dich dein Auge ärgert, so reisse es aus“: zum Glück handelt kein Christ nach dieser Vorschrift. Die Leidenschaften und Begierden *vernichten*, bloss um ihrer Dummheit und den unangenehmen Folgen ihrer Dummheit vorzubeugen, erscheint uns heute selbst bloss als eine akute Form der Dummheit. Wir bewundern die Zahnärzte nicht mehr, welche die Zähne *ausreissen*, damit sie nicht mehr weh thun... Mit einiger Billigkeit werde andererseits zugestanden, dass auf dem Boden, aus dem das Christenthum gewachsen ist, der Begriff „*Vergeistigung* der Passion“ gar nicht concipirt werden konnte. Die erste Kirche kämpfte ja, wie bekannt, *gegen* die „Intelligenten“ zu Gunsten der „Armen

des Geistes“: wie dürfte man von ihr einen intelligenten Krieg gegen die Passion erwarten? — Die Kirche bekämpft die Leidenschaft mit Ausschneidung in jedem Sinne: ihre Praktik, ihre „Kur“ ist der *Castratismus*. Sie fragt nie: „wie vergeistigt, verschönt, vergöttlicht man eine Begierde?“ — sie hat zu allen Zeiten den Nachdruck der Disciplin auf die Ausrottung (der Sinnlichkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, der Habsucht, der Rachsucht) gelegt. — Aber die Leidenschaften an der Wurzel angreifen heisst das Leben an der Wurzel angreifen: die Praxis der Kirche ist *lebensfeindlich*...

2.

Dasselbe Mittel: Verschneidung, Ausrottung, wird instinktiv im Kampfe mit einer Begierde von Denen gewählt, welche zu willensschwach, zu degenerirt sind, um sich ein Maass in ihr auflegen zu können; von jenen Naturen, die la Trappe nöthig haben, im Gleichniss gesprochen (und ohne Gleichniss —), irgend eine endgültige Feindschafts-Erklärung, eine *Kluft* zwischen sich und einer Passion. Die radikalen Mittel sind nur den Degenerirten unentbehrlich; die Schwäche des Willens, bestimmter geredet die Unfähigkeit, auf einen Reiz *nicht* zu reagiren, ist selbst bloss eine andre Form der Degenerescenz. Die radikale Feindschaft, die Todfeindschaft gegen die Sinnlichkeit bleibt ein nachdenkliches Symptom: man ist damit zu Vermuthungen über den Gesamt-Zustand eines dergestalt Excessiven berechtigt. — Jene Feindschaft, jener Hass kommt übrigens erst auf seine Spitze, wenn solche Naturen selbst zur Radikal-Kur, zur Absage von ihrem „Teufel“ nicht mehr Festigkeit genug haben. Man überschaue die ganze Geschichte der Priester und Philosophen, der Künstler hinzugenommen: das Giftigste gegen die Sinne ist *nicht* von den Impotenten gesagt, auch *nicht* von den Asketen, sondern

von den unmöglichen Asketen, von Solchen, die es nöthig gehabt hätten, Asketen zu sein...

3.

Die Vergeistigung der Sinnlichkeit heisst *Liebe*: sie ist ein grosser Triumph über das Christenthum. Ein andrer Triumph ist unsre Vergeistigung der *Feindschaft*. Sie besteht darin, dass man tief den Werth begreift, den es hat, Feinde zu haben: kurz, dass man umgekehrt thut und schliesst, als man ehemals that und schloss. Die Kirche wollte zu allen Zeiten die Vernichtung ihrer Feinde: wir, wir Immoralisten und Antichristen, sehen unsern Vortheil darin, dass die Kirche besteht... Auch im Politischen ist die Feindschaft jetzt geistiger geworden, — viel klüger, viel nachdenklicher, viel *schonender*. Fast jede Partei begreift ihr Selbsterhaltungs-Interesse darin, dass die Gegenpartei nicht von Kräften kommt; dasselbe gilt von der grossen Politik. Eine neue Schöpfung zumal, etwa das neue Reich, hat Feinde nöthiger als Freunde: im Gegensatz erst fühlt es sich nothwendig, im Gegensatz *wird* es erst nothwendig... Nicht anders verhalten wir uns gegen den „inneren Feind“: auch da haben wir die Feindschaft vergeistigt, auch da haben wir ihren *Werth* begriffen. Man ist nur *fruchtbar* um den Preis, an Gegensätzen reich zu sein; man bleibt nur *jung* unter der Voraussetzung, dass die Seele nicht sich streckt, nicht nach Frieden begehrt... Nichts ist uns fremder geworden als jene Wünschbarkeit von Ehemals, die vom „Frieden der Seele“, die *christliche* Wünschbarkeit; Nichts macht uns weniger Neid als die Moral-Kuh und das fette Glück des guten Gewissens. Man hat auf das *grosse* Leben verzichtet, wenn man auf den Krieg verzichtet... In vielen Fällen freilich ist der „Frieden der Seele“ bloss ein Missverständniss, — etwas *Anderes*, das sich nur nicht ehrlicher

zu benennen weiss. Ohne Umschweif und Vorurtheil ein paar Fälle. „Frieden der Seele“ kann zum Beispiel die sanfte Ausstrahlung einer reichen Animalität in's Moralische (oder Religiöse) sein. Oder der Anfang der Müdigkeit, der erste Schatten, den der Abend, jede Art Abend wirft. Oder ein Zeichen davon, dass die Luft feucht ist, dass Südwinde herankommen. Oder die Dankbarkeit wider Wissen für eine glückliche Verdauung („Menschenliebe“ mitunter genannt). Oder das Stille-werden des Genesenden, dem alle Dinge neu schmecken und der wartet . . . Oder der Zustand, der einer starken Befriedigung unsrer herrschenden Leidenschaft folgt, das Wohlfühlen einer seltenen Satttheit. Oder die Altersschwäche unsres Willens, unsrer Begehungen, unsrer Laster. Oder die Faulheit, von der Eitelkeit überredet, sich moralisch aufzuputzen. Oder der Eintritt einer Gewissheit, selbst furchtbaren Gewissheit, nach einer langen Spannung und Marterung durch die Ungewissheit. Oder der Ausdruck der Reife und Meisterschaft mitten im Thun, Schaffen, Wirken, Wollen, das ruhige Athmen, die *erreichte* „Freiheit des Willens“ . . . *Götzen-Dämmerung*: wer weiss? vielleicht auch nur eine Art „Frieden der Seele“ . . .

4.

— Ich bringe ein Princip in Formel. Jeder Naturalismus in der Moral, das heisst jede *gesunde* Moral, ist von einem Instinkte des Lebens beherrscht, — irgend ein Gebot des Lebens wird mit einem bestimmten Kanon von „Soll“ und „Soll nicht“ erfüllt, irgend eine Hemmung und Feindseligkeit auf dem Wege des Lebens wird damit bei Seite geschafft. Die *widernatürliche* Moral, das heisst fast jede Moral, die bisher gelehrt, verehrt und gepredigt worden ist, wendet sich umgekehrt gerade *gegen* die Instinkte des Lebens, — sie ist

eine bald heimliche, bald laute und freche *Verurtheilung* dieser Instinkte. Indem sie sagt „Gott sieht das Herz an“, sagt sie Nein zu den untersten und obersten Begehrungen des Lebens und nimmt Gott als *Feind des Lebens* . . . Der Heilige, an dem Gott sein Wohlgefallen hat, ist der ideale Castrat . . . Das Leben ist zu Ende, wo das „Reich Gottes“ *anfängt* . . .

5.

Gesetzt, dass man das Frevelhafte einer solchen Auflehnung gegen das Leben begriffen hat, wie sie in der christlichen Moral beinahe sakrosankt geworden ist, so hat man damit, zum Glück, auch etwas Andres begriffen: das Nutzlose, Scheinbare, Absurde, *Lügnerische* einer solchen Auflehnung. Eine Verurtheilung des Lebens von Seiten des Lebenden bleibt zuletzt doch nur das Symptom einer bestimmten Art von Leben: die Frage, ob mit Recht, ob mit Unrecht, ist gar nicht damit aufgeworfen. Man müsste eine Stellung *ausserhalb* des Lebens haben, und andererseits es so gut kennen, wie Einer, wie Viele, wie Alle, die es gelebt haben, um das Problem vom *Werth* des Lebens überhaupt anrühren zu dürfen: Gründe genug, um zu begreifen, dass dies Problem ein für uns unzugängliches Problem ist. Wenn wir von Werthen reden, reden wir unter der Inspiration, unter der Optik des Lebens: das Leben selbst zwingt uns, Werthe anzusetzen; das Leben selbst werthet durch uns, *wenn* wir Werthe ansetzen . . . Daraus folgt, dass auch jene *Widernatur von Moral*, welche Gott als Gegenbegriff und Verurtheilung des Lebens fasst, nur ein Werthurtheil des Lebens ist — *welches* Lebens? *welcher* Art von Leben? — Aber ich gab schon die Antwort: des niedergehenden, des geschwächten, des müden, des verurtheilten Lebens. Moral, wie sie bisher verstanden worden ist — wie sie zuletzt noch von Schopenhauer formulirt wurde

als „Verneinung des Willens zum Leben“ — ist der *décadence-Instinkt* selbst, der aus sich einen Imperativ macht: sie sagt: „geh zu Grunde!“ — sie ist das Urtheil Verurtheilter . . .

6.

Erwägen wir endlich noch, welche Naivetät es überhaupt ist, zu sagen „so und so *sollte* der Mensch sein!“ Die Wirklichkeit zeigt uns einen entzückenden Reichthum der Typen, die Ueppigkeit eines verschwenderischen Formenspiels und -Wechsels: und irgend ein armseliger Eckensteher von Moralist sagt dazu: „nein! der Mensch sollte *anders* sein“? . . . Er weiss es sogar, *wie* er sein sollte, dieser Schlucker und Mucker; er malt sich an die Wand und sagt dazu „ecce homo!“ . . . Aber selbst wenn der Moralist sich bloss an den Einzelnen wendet und zu ihm sagt: „so und so solltest *du* sein!“ hört er nicht auf, sich lächerlich zu machen. Der Einzelne ist ein Stück fatum, von Vorne und von Hinten, ein Gesetz mehr, eine Nothwendigkeit mehr für Alles, was kommt und sein wird. Zu ihm sagen „ändere dich“ heisst verlangen, dass Alles sich ändert, sogar rückwärts noch . . . Und wirklich, es gab consequente Moralisten, sie wollten den Menschen anders, nämlich tugendhaft, sie wollten ihn nach ihrem Bilde, nämlich als Mucker: dazu *verneinten* sie die Welt! Keine kleine Tollheit! Keine bescheidne Art der Unbescheidenheit! . . . Die Moral, insofern sie *verurtheilt*, an sich, *nicht* aus Hinsichten, Rücksichten, Absichten des Lebens, ist ein spezifischer Irrthum, mit dem man kein Mitleiden haben soll, eine *Degenerirten-Idiosynkrasie*, die unsäglich viel Schaden gestiftet hat! . . . Wir Anderen, wir Immoralisten, haben umgekehrt unser Herz weit gemacht für alle Art Verstehn, Begreifen, *Gutheissen*. Wir verneinen nicht leicht, wir suchen unsre Ehre darin, *Bejahende* zu sein. Immer mehr ist

uns das Auge für jene Oekonomie aufgegangen, welche alles Das noch braucht und auszunützen weiss, was der heilige Aberwitz des Priesters, der *kranken* Vernunft im Priester verwirft, für jene Oekonomie im Gesetz des Lebens, die selbst aus der widerlichen species des Muckers, des Priesters, des Tugendhaften ihren Vorthail zieht, — *welchen* Vorthail? — Aber wir selbst, wir Immoralisten sind hier die Antwort...

Die vier grossen Irrthümer

I.

Irrthum der Verwechslung von Ursache und Folge. — Es giebt keinen gefährlicheren Irrthum, als *die Folge mit der Ursache zu verwechseln*: ich heisse ihn die eigentliche Verderbniss der Vernunft. Trotzdem gehört dieser Irrthum zu den ältesten und jüngsten Gewohnheiten der Menschheit: er ist selbst unter uns geheiligt, er trägt den Namen „Religion“, „Moral“. *Jeder* Satz, den die Religion und die Moral formulirt, enthält ihn; Priester und Moral-Gesetzgeber sind die Urheber jener Verderbniss der Vernunft. — Ich nehme ein Beispiel. Jedermann kennt das Buch des berühmten Cornaro, in dem er seine schmale Diät als Recept zu einem langen und glücklichen Leben — auch tugendhaften — anrath. Wenige Bücher sind so viel gelesen worden, noch jetzt wird es in England jährlich in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt. Ich zweifle nicht daran, dass kaum ein Buch (die Bibel, wie billig, ausgenommen) so viel Unheil gestiftet, so viele Leben *verkürzt* hat wie dies so wohlgemeinte Curiosum. Grund dafür: die Verwechslung der Folge mit der Ursache. Der biedere Italiäner sah in seiner Diät die *Ursache* seines langen Lebens: während die Vorbedingung zum langen Leben, die ausserordentliche Langsamkeit des Stoffwechsels, der geringe Verbrauch, die Ursache seiner schmalen Diät war. Es stand ihm nicht frei,

wenig *oder* viel zu essen, seine Frugalität war *nicht* ein „freier Wille“: er wurde krank, wenn er mehr ass. Wer aber kein Karpfen ist, thut nicht nur gut, sondern hat es nöthig, *ordentlich* zu essen. Ein Gelehrter *unsrer* Tage, mit seinem rapiden Verbrauch an Nervenkraft, würde sich mit dem régime Cornaro's zu Grunde richten. Crede experto. —

2.

Die allgemeinste Formel, die jeder Religion und Moral zu Grunde liegt, heisst: „Thue das und das, lass das und das — so wirst du glücklich! Im andren Falle . . .“ Jede Moral, jede Religion *ist* dieser Imperativ, — ich nenne ihn die grosse Erbsünde der Vernunft, die *unsterbliche Unvernunft*. Im meinem Munde verwandelt sich jene Formel in ihre Umkehrung — *erstes* Beispiel meiner „Umwerthung aller Werthe“: ein wohlgerathner Mensch, ein „Glücklicher“, *muss* gewisse Handlungen thun und scheut sich instinktiv vor andren Handlungen; er trägt die Ordnung, die er physiologisch darstellt, in seine Beziehungen zu Menschen und Dingen hinein. In Formel: seine Tugend ist die *Folge* seines Glücks . . . Langes Leben, eine reiche Nachkommenschaft ist *nicht* der Lohn der Tugend, die Tugend ist vielmehr selbst jene Verlangsamung des Stoffwechsels, die, unter Anderem, auch ein langes Leben, eine reiche Nachkommenschaft, kurz den *Cornarismus* im Gefolge hat. — Die Kirche und die Moral sagen: „ein Geschlecht, ein Volk wird durch Laster und Luxus zu Grunde gerichtet.“ Meine *wiedergeberrestellte* Vernunft sagt: wenn ein Volk zu Grunde geht, physiologisch degenerirt, so *folgen* daraus Laster und Luxus (das heisst das Bedürfniss nach immer stärkeren und häufigeren Reizen, wie sie jede erschöpfte Natur kennt). Dieser junge Mann wird frühzeitig blass und welk. Seine Freunde sagen :

daran ist die und die Krankheit schuld. Ich sage: *dass* er krank wurde, dass er der Krankheit nicht widerstand, war bereits die Folge eines verarmten Lebens, einer hereditären Erschöpfung. Der Zeitungsleser sagt: diese Partei richtet sich mit einem solchen Fehler zu Grunde. Meine *höhere* Politik sagt: eine Partei, die solche Fehler macht, ist am Ende — sie hat ihre Instinkt-Sicherheit nicht mehr. Jeder Fehler in jedem Sinne ist die Folge von Instinkt-Entartung, von Disgregation des Willens: man definirt beinahe damit das *Schlechte*. Alles *Gute* ist Instinkt — und folglich leicht, nothwendig, frei. Die Mühsal ist ein Einwand, der *Gott* ist typisch vom Helden unterschieden (in meiner Sprache: die *leichten* Füße das erste Attribut der Göttlichkeit).

3.

Irrthum einer falschen Ursächlichkeit. — Man hat zu allen Zeiten geglaubt, zu wissen, was eine Ursache ist: aber woher nahmen wir unser Wissen, genauer, unsren Glauben, hier zu wissen? Aus dem Bereich der berühmten „inneren Thatsachen“, von denen bisher keine sich als thatsächlich erwiesen hat. Wir glaubten uns selbst im Akt des Willens ursächlich; wir meinten da wenigstens die Ursächlichkeit *auf der That zu ertappen*. Man zweifelte insgleichen nicht daran, dass alle antecedentia einer Handlung, ihre Ursachen, im Bewusstsein zu suchen seien und darin sich wiederfänden, wenn man sie suche — als „Motive“: man wäre ja sonst *zu* ihr nicht frei, *für* sie nicht verantwortlich gewesen. Endlich wer hätte bestritten, dass ein Gedanke verursacht wird? dass das Ich den Gedanken verursacht? . . . Von diesen drei „inneren Thatsachen“, mit denen sich die Ursächlichkeit zu verbürgen schien, ist die erste und überzeugendste die vom *Willen als Ursache*; die Conception eines Bewusstseins („Geistes“) als Ursache und später noch die des Ich (des

„Subjekts“) als Ursache sind bloss nachgeboren, nachdem vom Willen die Ursächlichkeit als gegeben feststand, als *Empirie* . . . Inzwischen haben wir uns besser besonnen. Wir glauben heute kein Wort mehr von dem Allen. Die „innere Welt“ ist voller Trugbilder und Irrlichter: der Wille ist eins von ihnen. Der Wille bewegt nichts mehr, erklärt folglich auch nichts mehr — er begleitet bloss Vorgänge, er kann auch fehlen. Das sogenannte „Motiv“: ein anderer Irrthum. Bloss ein Oberflächenphänomen des Bewusstseins, ein Nebenher der That, das eher noch die antecedentia einer That verdeckt, als dass es sie darstellt. Und gar das Ich! Das ist zur Fabel geworden, zur Fiktion, zum Wortspiel: das hat ganz und gar aufgehört, zu denken, zu fühlen und zu wollen! . . . Was folgt daraus? Es giebt gar keine geistigen Ursachen! Die ganze angebliche Empirie dafür gieng zum Teufel! *Das* folgt daraus! — Und wir hatten einen artigen Missbrauch mit jener „Empirie“ getrieben, wir hatten die Welt daraufhin *geschaffen* als eine Ursachen-Welt, als eine Willens-Welt, als eine Geister-Welt. Die älteste und längste Psychologie war hier am Werk, sie hat gar nichts Andres gethan: alles Geschehen war ihr ein Thun, alles Thun Folge eines Willens, die Welt wurde ihr eine Vielheit von Thätern, ein Thäter (ein „Subjekt“) schob sich allem Geschehen unter. Der Mensch hat seine drei „inneren Thatsachen“, Das, woran er am festesten glaubte, den Willen, den Geist, das Ich, aus sich herausprojicirt, — er nahm erst den Begriff Sein aus dem Begriff Ich heraus, er hat die „Dinge“ als seiend gesetzt nach seinem Bilde, nach seinem Begriff des Ichs als Ursache. Was Wunder, dass er später in den Dingen immer nur wiederfand, *was er in sie gesteckt hatte?* — Das Ding selbst, nochmals gesagt, der Begriff Ding ein Reflex bloss vom Glauben an's Ich als Ursache . . . Und selbst noch Ihr Atom, meine Herren Mechanisten und

Physiker, wie viel Irrthum, wie viel rudimentäre Psychologie ist noch in Ihrem Atom rückständig! — Gar nicht zu reden vom „Ding an sich“, vom horrendum pudendum der Metaphysiker! Der Irrthum vom Geist als Ursache mit der Realität verwechselt! Und zum Maass der Realität gemacht! Und *Gott* genannt! —

4.

Irrthum der imaginären Ursachen. — Vom Traume auszugehen: einer bestimmten Empfindung, zum Beispiel in Folge eines fernen Kanonenschusses, wird nachträglich eine Ursache untergeschoben (oft ein ganzer kleiner Roman, in dem gerade der Träumende die Hauptperson ist). Die Empfindung dauert inzwischen fort, in einer Art von Resonanz: sie wartet gleichsam, bis der Ursachen-Trieb ihr erlaubt, in den Vordergrund zu treten, — nunmehr nicht mehr als Zufall, sondern als „Sinn“. Der Kanonenschuss tritt in einer *causalen* Weise auf, in einer anscheinenden Umkehrung der Zeit. Das Spätere, die Motivirung, wird zuerst erlebt, oft mit hundert Einzelheiten, die wie im Blitz vorübergehn, der Schuss *folgt* ... Was ist geschehen? Die Vorstellungen, welche ein gewisses Befinden *erzeugte*, wurden als Ursache desselben missverstanden. — Thatsächlich machen wir es im Wachen ebenso. Unsre meisten Allgemeingefühle — jede Art Hemmung, Druck, Spannung, Explosion im Spiel und Gegenspiel der Organe, wie in Sonderheit der Zustand des nervus sympathicus — erregen unsren Ursachentrieb: wir wollen einen *Grund* haben, uns *so und so* zu befinden, — uns schlecht zu befinden oder gut zu befinden. Es genügt uns niemals, einfach bloss die Thatsache, *dass* wir uns *so und so* befinden, festzustellen: wir lassen diese Thatsache erst zu — werden ihrer *bewusst* — *wenn* wir ihr eine Art

Motivierung gegeben haben. — Die Erinnerung, die in solchem Falle, ohne unser Wissen, in Thätigkeit tritt, führt frühere Zustände gleicher Art und die damit verwachsenen Causal-Interpretationen herauf, -- *nicht* deren Ursächlichkeit. Der Glaube freilich, dass die Vorstellungen, die begleitenden Bewusstseins-Vorgänge die Ursachen gewesen seien, wird durch die Erinnerung auch mit heraufgebracht. So entsteht eine *Gewöhnung* an eine bestimmte Ursachen-Interpretation, die in Wahrheit eine *Erforschung* der Ursache hemmt und selbst ausschliesst.

5.

Psychologische Erklärung dazu. — Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückführen erleichtert, beruhigt, befriedigt, giebt ausserdem ein Gefühl von Macht. Mit dem Unbekannten ist die Gefahr, die Unruhe, die Sorge gegeben, — der erste Instinkt geht dahin, diese peinlichen Zustände *weg-zuschaffen*. Erster Grundsatz: irgend eine Erklärung ist besser als keine. Weil es sich im Grunde nur um ein Loswerden-wollen drückender Vorstellungen handelt, nimmt man es nicht gerade streng mit den Mitteln, sie loszuwerden: die erste Vorstellung, mit der sich das Unbekannte als bekannt erklärt, thut so wohl, dass man sie „für wahr hält“. Beweis der *Lust* („der Kraft“) als Criterium der Wahrheit. — Der Ursachen-Trieb ist also bedingt und erregt durch das Furchtgefühl. Das „Warum?“ soll, wenn irgend möglich, nicht sowohl die Ursache um ihrer selber willen geben, als vielmehr eine *Art von Ursache* — eine beruhigende, befreiende, erleichternde Ursache. Dass etwas schon *Bekanntes*, Erlebtes, in die Erinnerung Eingeschriebenes als Ursache angesetzt wird, ist die erste Folge dieses Bedürfnisses. Das Neue, das Unerlebte, das Fremde wird als Ursache ausgeschlossen. — Es wird also nicht nur eine Art von Erklärungen als Ursache

gesucht, sondern eine *ausgesuchte* und *bevorzugte* Art von Erklärungen, die, bei denen am schnellsten, am häufigsten das Gefühl des Fremden, Neuen, Unerlebten weggeschafft worden ist, — die *gewöhnlichsten* Erklärungen. — Folge: eine Art von Ursachen-Setzung überwiegt immer mehr, concentrirt sich zum System und tritt endlich *dominirend* hervor, das heisst *andre* Ursachen und Erklärungen einfach ausschliessend. — Der Banquier denkt sofort an's „Geschäft“, der Christ an die „Sünde“, das Mädchen an seine Liebe.

6.

Der ganze Bereich der Moral und Religion gehört unter diesen Begriff der imaginären Ursachen. — „Erklärung“ der *unangenehmen* Allgemeingefühle. Dieselben sind bedingt durch Wesen, die uns feind sind (böse Geister: berühmtester Fall — Missverständniss der Hysterischen als Hexen). Dieselben sind bedingt durch Handlungen, die nicht zu billigen sind (das Gefühl der „Sünde“, der „Sündhaftigkeit“ einem physiologischen Missbehagen untergeschoben — man findet immer Gründe, mit sich unzufrieden zu sein). Dieselben sind bedingt als Strafen, als eine Abzahlung für Etwas, das wir nicht hätten thun, das wir nicht hätten *sein* sollen (in impudenter Form von Schopenhauer zu einem Satze verallgemeinert, in dem die Moral als Das erscheint, was sie ist, als eigentliche Giftmischerin und Verleumderin des Lebens: „jeder grosse Schmerz, sei er leiblich, sei er geistig, sagt aus, was wir verdienen: denn er könnte nicht an uns kommen, wenn wir ihn nicht verdienten“ (Welt als Wille und Vorstellung 2, 666). Dieselben sind bedingt als Folgen unbedachter, schlimm auslaufender Handlungen (— die Affekte, die Sinne als Ursache, als „schuld“ angesetzt; physiologische Nothstände mit Hülfe *anderer* Nothstände als „verdient“

ausgelegt). — „Erklärung“ der *angenehmen* Allgemeingefühle. Dieselben sind bedingt durch Gottvertrauen. Dieselben sind bedingt durch das Bewusstsein guter Handlungen (das sogenannte „gute Gewissen“, ein physiologischer Zustand, der mitunter einer glücklichen Verdauung zum Verwechseln ähnlich sieht). Dieselben sind bedingt durch den glücklichen Ausgang von Unternehmungen (— naiver Fehlschluss: der glückliche Ausgang einer Unternehmung schafft einem Hypochonder oder einem Pascal durchaus keine angenehmen Allgemeingefühle). Dieselben sind bedingt durch Glaube, Liebe, Hoffnung — die christlichen Tugenden. — In Wahrheit sind alle diese vermeintlichen Erklärungen *Folgezustände* und gleichsam Uebersetzungen von Lust- oder Unlust-Gefühlen in einen falschen Dialekt: man ist im Zustande zu hoffen, *weil* das physiologische Grundgefühl wieder stark und reich ist; man vertraut Gott, *weil* das Gefühl der Fülle und Stärke Einem Ruhe giebt. — Die Moral und Religion gehört ganz und gar unter die *Psychologie des Irrthums*: in jedem einzelnen Falle wird Ursache und Wirkung verwechselt; oder die Wahrheit mit der Wirkung des als wahr *Geglaubten* verwechselt; oder ein Zustand des Bewusstseins mit der Ursächlichkeit dieses Zustands verwechselt. —

7.

Irrthum vom freien Willen. — Wir haben heute kein Mitleid mehr mit dem Begriff „freier Wille“: wir wissen nur zu gut, was er ist — das anrühligste Theologen-Kunststück, das es giebt, zum Zweck, die Menschheit in ihrem Sinne „verantwortlich“ zu machen, das heisst *sie von sich abhängig zu machen* . . . Ich gebe hier nur die Psychologie alles Verantwortlichmachens. — Ueberall, wo Verantwortlichkeiten gesucht werden, pflegt es der Instinkt des *Strafen- und Richtens*

Wollens zu sein, der da sucht. Man hat das Werden seiner Unschuld entkleidet, wenn irgend ein So-und-so-Sein auf Wille, auf Absichten, auf Akte der Verantwortlichkeit zurückgeführt wird: die Lehre vom Willen ist wesentlich erfunden zum Zweck der Strafe, das heisst des *Schuldig-finden-wollens*. Die ganze alte Psychologie, die Willens-Psychologie hat ihre Voraussetzung darin, dass deren Urheber, die Priester an der Spitze alter Gemeinwesen, sich ein *Recht* schaffen wollten, Strafen zu verhängen — oder Gott dazu ein Recht schaffen wollten . . . Die Menschen wurden „frei“ gedacht, um gerichtet, um gestraft werden zu können — um *schuldig* werden zu können: folglich *musste* jede Handlung als gewollt, der Ursprung jeder Handlung im Bewusstsein liegend gedacht werden (— womit die *grundsätzlichste* Falschmünzerei in psychologisis zum Princip der Psychologie selbst gemacht war . . .) Heute, wo wir in die *umgekehrte* Bewegung eingetreten sind, wo wir Immoralisten zumal mit aller Kraft den Schuldbegriff und den Strafbegriff aus der Welt wieder herauszunehmen und Psychologie, Geschichte, Natur, die gesellschaftlichen Institutionen und Sanktionen von ihnen zu reinigen suchen, giebt es in unsren Augen keine radikalere Gegnerschaft als die der Theologen, welche fortfahren, mit dem Begriff der „sittlichen Weltordnung“ die Unschuld des Werdens durch „Strafe“ und „Schuld“ zu durchseuchen. Das Christenthum ist eine Metaphysik des Henkers . . .

8.

Was kann allein *unsre* Lehre sein? — Dass Niemand dem Menschen seine Eigenschaften *giebt*, weder Gott, noch die Gesellschaft, noch seine Eltern und Vorfahren, noch *er selbst* (— der Unsinn der hier zuletzt abgelehnten Vorstellung ist als „intelligible Freiheit“ von Kant, vielleicht auch schon von

Plato gelehrt worden). *Niemand* ist dafür verantwortlich, dass er überhaupt da ist, dass er so und so beschaffen ist, dass er unter diesen Umständen, in dieser Umgebung ist. Die Fatalität seines Wesens ist nicht herauszulösen aus der Fatalität alles dessen, was war und was sein wird. Er ist *nicht* die Folge einer eignen Absicht, eines Willens, eines Zwecks, mit ihm wird *nicht* der Versuch gemacht, ein „Ideal von Mensch“ oder ein „Ideal von Glück“ oder ein „Ideal von Moralität“ zu erreichen, — es ist absurd, sein Wesen in irgend einen Zweck hin *abwälzen* zu wollen. *Wir* haben den Begriff „Zweck“ erfunden: in der Realität *fehlt* der Zweck . . . Man ist nothwendig, man ist ein Stück Verhängniss, man gehört zum Ganzen, man *ist* im Ganzen, — es giebt Nichts, was unser Sein richten, messen, vergleichen, verurtheilen könnte, denn das hiesse das Ganze richten, messen, verurtheilen . . . *Aber es giebt Nichts ausser dem Ganzen!* — Dass Niemand mehr verantwortlich gemacht wird, dass die Art des Seins nicht auf eine *causa prima* zurückgeführt werden darf, dass die Welt weder als Sensorium, noch als „Geist“ eine Einheit ist, *dies erst ist die grosse Befreiung*, — damit erst ist die *Unschuld* des Werdens wieder hergestellt . . . Der Begriff „Gott“ war bisher der grösste *Einwand* gegen das Dasein . . . Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: *damit erst* erlösen wir die Welt. —

Die „Verbesserer“ der Menschheit

I.

Man kennt meine Forderung an den Philosophen, sich *jenseits* von Gut und Böse zu stellen, — die Illusion des moralischen Urtheils *unter* sich zu haben. Diese Forderung folgt aus einer Einsicht, die von mir zum ersten Male formulirt worden ist: *dass es gar keine moralischen Thatsachen giebt*. Das moralische Urtheil hat Das mit dem religiösen gemein, dass es an Realitäten glaubt, die keine sind. Moral ist nur eine Ausdeutung gewisser Phänomene, bestimmter geredet eine *Missdeutung*. Das moralische Urtheil gehört, wie das religiöse, einer Stufe der Unwissenheit zu, auf der selbst der Begriff des Realen, die Unterscheidung des Realen und Imaginären noch fehlt: so dass „Wahrheit“ auf solcher Stufe lauter Dinge bezeichnet, die wir heute „Einbildungen“ nennen. Das moralische Urtheil ist insofern nie wörtlich zu nehmen: als solches enthält es immer nur Widersinn. Aber es bleibt als *Semiotik* unschätzbar: es offenbart, für den Wissenden wenigstens, die werthvollsten Realitäten von Culturen und Innerlichkeiten, die nicht genug *wussten*, um sich selbst zu „verstehn“. Moral ist bloss Zeichenrede, bloss Symptomatologie: man muss bereits wissen, *worum* es sich handelt, um von ihr Nutzen zu ziehn.

2.

Ein erstes Beispiel und ganz vorläufig. Zu allen Zeiten hat man die Menschen „verbessern“ wollen: dies vor Allem

hiess Moral. Aber unter dem gleichen Wort ist das Aller-
verschiedenste von Tendenz versteckt. Sowohl die *Zähmung*
der Bestie Mensch als die *Züchtung* einer bestimmten Gattung
Mensch ist „Besserung“ genannt worden: erst diese zoolo-
gischen termini drücken Realitäten aus, — Realitäten freilich,
von denen der typische „Verbesserer“, der Priester, Nichts
weiss — Nichts wissen *will* ... Die Zähmung eines Thiers
seine „Besserung“ nennen ist in unsren Ohren beinahe ein
Scherz. Wer weiss, was in Menagerien geschieht, zweifelt
daran, dass die Bestie daselbst „verbessert“ wird. Sie wird
geschwächt, sie wird weniger schädlich gemacht, sie wird
durch den depressiven Affekt der Furcht, durch Schmerz,
durch Wunden, durch Hunger zur *krankhaften* Bestie. —
Nicht anders steht es mit dem gezähmten Menschen, den der
Priester „verbessert“ hat. Im frühen Mittelalter, wo in der
That die Kirche vor Allem eine Menagerie war, machte man
allerwärts auf die schönsten Exemplare der „blonden Bestie“
Jagd, — man „verbesserte“ zum Beispiel die vornehmen
Germanen. Aber wie sah hinterdrein ein solcher „ver-
besserter“, in's Kloster verführter Germane aus? Wie eine
Caricatur des Menschen, wie eine Missgeburt: er war zum
„Sünder“ geworden, er stak im Käfig, man hatte ihn zwischen
lauter schreckliche Begriffe eingesperrt ... Da lag er nun,
krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig; voller Hass
gegen die Antriebe zum Leben, voller Verdacht gegen Alles,
was noch stark und glücklich war. Kurz, ein „Christ“ ...
Physiologisch geredet: im Kampf mit der Bestie *kann* Krank-
machen das einzige Mittel sein, sie schwach zu machen.
Das verstand die Kirche: sie *verdarb* den Menschen, sie
schwächte ihn, — aber sie nahm in Anspruch, ihn „ver-
bessert“ zu haben ...

Nehmen wir den andren Fall der sogenannten Moral, den Fall der *Züchtung* einer bestimmten Rasse und Art. Das grossartigste Beispiel dafür giebt die indische Moral, als „Gesetz des Manu“ zur Religion sanktionirt. Hier ist die Aufgabe gestellt, nicht weniger als vier Rassen auf einmal zu züchten: eine priesterliche, eine kriegerische, eine händler- und ackerbauerische, endlich eine Dienstboten-Rasse, die Sudras. Ersichtlich sind wir hier nicht mehr unter Thierbändigern: eine hundert Mal mildere und vernünftigere Art Mensch ist die Voraussetzung, um auch nur den Plan einer solchen Züchtung zu concipiren. Man athmet auf, aus der christlichen Kranken- und Kerkerluft in diese gesündere, höhere, *weitere* Welt einzutreten. Wie armselig ist das „neue Testament“ gegen Manu, wie schlecht riecht es! — Aber auch diese Organisation hatte nöthig, *furchtbar* zu sein, — nicht dies Mal im Kampf mit der Bestie, sondern mit *ihrem* Gegensatz-Begriff, dem Nicht-Zucht-Menschen, dem Mischmasch-Menschen, dem Tschandala. Und wieder hatte sie kein andres Mittel, ihn ungefährlich, ihn schwach zu machen, als ihn *krank* zu machen, — es war der Kampf mit der „grossen Zahl“. Vielleicht giebt es nichts unsrem Gefühle Widersprechenderes als *diese* Schutzmaassregeln der indischen Moral. Das dritte Edikt zum Beispiel (Avadana-Sastra I), das „von den unreinen Gemüsen“, ordnet an, dass die einzige Nahrung, die den Tschandala erlaubt ist, Knoblauch und Zwiebeln sein sollen, in Anbetracht, dass die heilige Schrift verbietet, ihnen Korn oder Früchte, die Körner tragen, oder *Wasser* oder Feuer zu geben. Dasselbe Edikt setzt fest, dass das Wasser, welches sie nöthig haben, weder aus den Flüssen, noch aus den *Quellen*, noch aus den Teichen genommen werden dürfe, sondern nur aus den Zugängen zu Sümpfen und aus Löchern, welche durch die Fusstapfen der Thiere entstanden sind. Insgleichen wird

ihnen verboten, ihre Wäsche zu waschen und *sich selbst zu waschen*, da das Wasser, das ihnen aus Gnade zugestanden wird, nur benutzt werden darf, den Durst zu löschen. Endlich ein Verbot an die Sudra-Frauen, den Tschandala-Frauen bei der Geburt beizustehn, insgleichen noch eins für die letzteren, *einander dabei beizustehn* . . . — Der Erfolg einer solchen Sanitäts-Polizei blieb nicht aus: mörderische Seuchen, scheussliche Geschlechtskrankheiten und darauf hin wieder „das Gesetz des Messers“, die Beschneidung für die männlichen, die Abtragung der kleinen Schamlippen für die weiblichen Kinder anordnend. — Manu selbst sagt: „die Tschandala sind die Frucht von Ehebruch, Incest und Verbrechen (— dies die *nothwendige* Consequenz des Begriffs Züchtung). Sie sollen zu Kleidern nur die Lumpen von Leichnamen haben, zum Geschirr zerbrochne Töpfe, zum Schmuck altes Eisen, zum Gottesdienst nur die bösen Geister; sie sollen ohne Ruhe von einem Ort zum andern schweifen. Es ist ihnen verboten, von links nach rechts zu schreiben und sich der rechten Hand zum Schreiben zu bedienen: der Gebrauch der rechten Hand und des von links nach rechts ist bloss den *Tugendhaften* vorbehalten, den Leuten von *Rasse*.“ —

4.

Diese Verfügungen sind lehrreich genug: in ihnen haben wir einmal die *arische* Humanität, ganz rein, ganz ursprünglich, — wir lernen, dass der Begriff „reines Blut“ der Gegensatz eines harmlosen Begriffs ist. Andererseits wird klar, in *welchem* Volk sich der Hass, der Tschandala-Hass gegen diese „Humanität“ verewigt hat, wo er Religion, wo er *Genie* geworden ist . . . Unter diesem Gesichtspunkte sind die Evangelien eine Urkunde ersten Ranges; noch mehr das Buch Henoch. — Das Christenthum, aus jüdischer Wurzel

und nur verständlich als Gewächs dieses Bodens, stellt die *Gegenbewegung* gegen jede Moral der Züchtung, der Rasse, des Privilegiums dar: — es ist die *antiarische* Religion par excellence: das Christenthum die Umwerthung aller arischen Werthe, der Sieg der Tschandala-Werthe, das Evangelium den Armen, den Niedrigen gepredigt, der Gesamt-Aufstand alles Niedergetretenen, Elenden, Missrathenen, Schlechtweggekommenen gegen die „Rasse“, — die unsterbliche Tschandala-Rache als *Religion der Liebe* . . .

5.

Die Moral der *Züchtung* und die Moral der *Zähmung* sind in den Mitteln, sich durchzusetzen, vollkommen einander würdig: wir dürfen als obersten Satz hinstellen, dass, um Moral zu *machen*, man den unbedingten Willen zum Gegentheil haben muss. Dies ist das grosse, das *unheimliche* Problem, dem ich am längsten nachgegangen bin: die Psychologie der „Verbesserer“ der Menschheit. Eine kleine und im Grunde bescheidne Thatsache, die der sogenannten *pia fraus*, gab mir den ersten Zugang zu diesem Problem: die *pia fraus*, das Erbgut aller Philosophen und Priester, die die Menschheit „verbesserten“. Weder Manu, noch Plato, noch Confucius, noch die jüdischen und christlichen Lehrer haben je an ihrem *Recht* zur Lüge gezweifelt. Sie haben *an ganz andren Rechten* nicht gezweifelt . . . In Formel ausgedrückt dürfte man sagen: *alle* Mittel, wodurch bisher die Menschheit moralisch gemacht werden sollte, waren von Grund aus *unmoralisch*. —

Was den Deutschen abgeht

I.

Unter Deutschen ist es heute nicht genug, Geist zu haben: man muss ihn noch sich nehmen, sich Geist *herausnehmen*...

Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht darf ich selbst ihnen ein paar Wahrheiten sagen. Das neue Deutschland stellt ein grosses Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, so dass es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeit lang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist *nicht* eine hohe Cultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme „Schönheit“ der Instinkte; aber *männlichere* Tugenden, als sonst ein Land Europa's aufweisen kann. Viel guter Muth und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mässigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, dass hier noch gehorcht wird, ohne dass das Gehorchen demüthigt... Und Niemand verachtet seinen Gegner...

Man sieht, es ist mein Wunsch, den Deutschen gerecht zu sein: ich möchte mir darin nicht untreu werden, — ich muss ihnen also auch meinen Einwand machen. Es zahlt sich theuer, zur Macht zu kommen: die Macht *verdummt*... Die Deutschen — man hiess sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch? Die Deutschen langweilen sich jetzt am Geiste, die Deutschen misstrauen jetzt dem

Geiste, die Politik verschlingt allen Ernst für wirklich geistige Dinge — „Deutschland, Deutschland über Alles“, ich fürchte, das war das Ende der deutschen Philosophie... „Giebt es deutsche Philosophen? giebt es deutsche Dichter? giebt es *gute* deutsche Bücher?“ — fragt man mich im Ausland. Ich erröthe, aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: „*Ja, Bismarck!*“ — Dürfte ich auch nur eingestehn, welche Bücher man heute liest?... Vermaledeiter Instinkt der Mittelmässigkeit! —

2.

— Was der deutsche Geist sein *könnte*, wer hätte nicht schon darüber seine schwermüthigen Gedanken gehabt! Aber dies Volk hat sich willkürlich ver dummt, seit einem Jahrtausend beinahe: nirgendwo sind die zwei grossen europäischen Narcotica, Alkohol und Christenthum, lasterhafter gemissbraucht worden. Neuerdings kam sogar noch ein drittes hinzu, mit dem allein schon aller feinen und kühnen Beweglichkeit des Geistes der Garaus gemacht werden kann, die Musik, unsre verstopfte verstopfende deutsche Musik. — Wie viel verdriessliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, Schlafrock, wie viel *Bier* ist in der deutschen Intelligenz! Wie ist es eigentlich möglich, dass junge Männer, die den geistigsten Zielen ihr Dasein weihn, nicht den ersten Instinkt der Geistigkeit, *den Selbsterhaltungs-Instinkt des Geistes* in sich fühlen — und Bier trinken?... Der Alkoholismus der gelehrten Jugend ist vielleicht noch kein Fragezeichen in Absicht ihrer Gelehrsamkeit — man kann ohne Geist sogar ein grosser Gelehrter sein —, aber in jedem andren Betracht bleibt er ein Problem. — Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt! Ich habe einmal in einem beinahe berühmt gewordenen Fall den Finger

auf eine solche Entartung gelegt — die Entartung unsres ersten deutschen Freigeistes, des *klugen* David Strauss, zum Verfasser eines Bierbank-Evangeliums und „neuen Glaubens“ . . . Nicht umsonst hatte er der „holden Braunen“ sein Gelöbniss in Versen gemacht — Treue bis zum Tod . . .

3.

— Ich sprach vom deutschen Geiste: dass er gröber wird, dass er sich verflacht. Ist das genug? — Im Grunde ist es etwas ganz Anderes, das mich erschreckt: wie es immer mehr mit dem deutschen Ernste, der deutschen Tiefe, der deutschen *Leidenschaft* in geistigen Dingen abwärts geht. Das Pathos hat sich verändert, nicht bloss die Intellektualität. — Ich berühre hier und da deutsche Universitäten: was für eine Luft herrscht unter deren Gelehrten, welche öde, welche genügsam und lau gewordne Geistigkeit! Es wäre ein tiefes Missverständniss, wenn man mir hier die deutsche Wissenschaft einwenden wollte — und ausserdem ein Beweis dafür, dass man nicht ein Wort von mir gelesen hat. Ich bin seit siebzehn Jahren nicht müde geworden, den *entgeistigenden* Einfluss unsres jetzigen Wissenschafts-Betriebs an's Licht zu stellen. Das harte Helotenthum, zu dem der ungeheure Umfang der Wissenschaften heute jeden Einzelnen verurtheilt, ist ein Hauptgrund dafür, dass voller, reicher, *tiefer* angelegte Naturen keine ihnen gemässe Erziehung *und Erzieher* mehr vorfinden. Unsre Cultur leidet an Nichts *mehr*, als an dem Ueberfluss anmaasslicher Eckensteher und Bruchstück-Humanitäten; unsre Universitäten sind, *wider* Willen, die eigentlichen Treibhäuser für diese Art Instinkt-Verkümmerung des Geistes. Und ganz Europa hat bereits einen Begriff davon — die grosse Politik täuscht Niemanden . . . Deutschland gilt immer mehr als Europa's *Flachland*. — Ich

suche noch nach einem Deutschen, mit dem *ich* auf meine Weise ernst sein könnte, — um wie viel mehr nach einem, mit dem ich heiter sein dürfte! — *Götzen-Dämmerung*: ah wer begriffe es heute, *von was für einem Ernste* sich hier ein Philosoph erholt! — Die Heiterkeit ist an uns das Unverständlichste ...

4.

Man mache einen Ueberschlag: es liegt nicht nur auf der Hand, dass die deutsche Cultur niedergeht, es fehlt auch nicht am zureichenden Grund dafür. Niemand kann zuletzt mehr ausgeben als er hat: — das gilt von Einzelnen, das gilt von Völkern. Giebt man sich für Macht, für grosse Politik, für Wirthschaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militär-Interessen aus, — giebt man das Quantum Verstand, Ernst, Wille, Selbstüberwindung, das man ist, nach *dieser* Seite weg, so fehlt es auf der andren Seite. Die Cultur und der Staat — man betrüge sich hierüber nicht — sind Antagonisten: „Cultur-Staat“ ist bloss eine moderne Idee. Das Eine lebt vom Andern, das Eine gedeiht auf Unkosten des Anderen. Alle grossen Zeiten der Cultur sind politische Niedergangs-Zeiten: was gross ist im Sinn der Cultur, war unpolitisch, selbst *antipolitisch* ... Goethen gieng das Herz auf bei dem Phänomen Napoleon, — es gieng ihm *zu* bei den „Freiheits-Kriegen“ ... In demselben Augenblick, wo Deutschland als Grossmacht heraufkommt, gewinnt Frankreich als *Culturmacht* eine veränderte Wichtigkeit. Schon heute ist viel neuer Ernst, viel neue *Leidenschaft* des Geistes nach Paris übergesiedelt; die Frage des Pessimismus zum Beispiel, die Frage Wagner, fast alle psychologischen und artistischen Fragen werden dort unvergleichlich feiner und gründlicher erwogen als in Deutschland, — die Deutschen

sind selbst *unfähig* zu dieser Art Ernst. — In der Geschichte der europäischen Cultur bedeutet die Heraufkunft des „Reichs“ vor allem Eins: eine *Verlegung des Schwergewichts*. Man weiss es überall bereits: in der Hauptsache — und das bleibt die Cultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht. Man fragt: habt ihr auch nur Einen für Europa *mitzählenden* Geist aufzuweisen? wie euer Goethe, euer Hegel, euer Heinrich Heine, euer Schopenhauer mitzählte? — Dass es nicht einen einzigen deutschen Philosophen mehr giebt, darüber ist des Erstaunens kein Ende. —

5.

Dem ganzen höheren Erziehungswesen in Deutschland ist die Hauptsache abhanden gekommen: *Zweck* sowohl als *Mittel* zum Zweck. Dass Erziehung, *Bildung* selbst Zweck ist — und *nicht* „das Reich“ —, dass es zu diesem Zweck der *Erzieher* bedarf — und *nicht* der Gymnasiallehrer und Universitäts-Gelehrten — man vergass das... Erzieher thun noth, *die selbst erzogen* sind, überlegne, vornehme Geister, in jedem Augenblick bewiesen, durch Wort und Schweigen bewiesen, reife, *süss* gewordene Culturen, — *nicht* die gelehrten Rüpel, welche Gymnasium und Universität der Jugend heute als „höhere Ammen“ entgegenbringt. Die Erzieher *fehlen*, die Ausnahmen der Ausnahmen abgerechnet, die *erste* Vorbedingung der Erziehung: *daher* der Niedergang der deutschen Cultur. — Eine jener allerseltensten Ausnahmen ist mein verehrungswürdiger Freund Jakob Burckhardt in Basel: ihm zuerst verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität. — Was die „höheren Schulen“ Deutschlands thatsächlich erreichen, das ist eine brutale Abrichtung, um, mit möglichst geringem Zeitverlust, eine Unzahl junger Männer für den

Staatsdienst nutzbar, *ausnutzbar* zu machen. „Höhere Erziehung“ und *Unzahl* — das widerspricht sich von vornherein. Jede höhere Erziehung gehört nur der Ausnahme: man muss privilegiert sein, um ein Recht auf ein so hohes Privilegium zu haben. Alle grossen, alle schönen Dinge können nie Gemeingut sein: *pulchrum est paucorum hominum*. — Was *bedingt* den Niedergang der deutschen Cultur? Dass „höhere Erziehung“ kein *Vorrecht* mehr ist — der Demokratismus der „allgemeinen“, der *gemein* gewordenen „Bildung“... Nicht zu vergessen, dass militärische Privilegien den *Zu-Viel-Besuch* der höheren Schulen, das heisst ihren Untergang, förmlich erzwingen. — Es steht Niemandem mehr frei, im jetzigen Deutschland seinen Kindern eine vornehme Erziehung zu geben: unsre „höheren“ Schulen sind allesammt auf die zweideutigste Mittelmässigkeit eingerichtet, mit Lehrern, mit Lehrplänen, mit Lehrzielen. Und überall herrscht eine unanständige Hast, wie als ob Etwas versäumt wäre, wenn der junge Mann mit 23 Jahren noch nicht „fertig“ ist, noch nicht Antwort weiss auf die „Hauptfrage“: *welchen* Beruf? — Eine höhere Art Mensch, mit Verlaub gesagt, liebt nicht „Berufe“, genau deshalb, weil sie sich berufen weiss... Sie hat Zeit, sie nimmt sich Zeit, sie denkt gar nicht daran, „fertig“ zu werden, — mit dreissig Jahren ist man, im Sinne hoher Cultur, ein Anfänger, ein Kind. — Unsre überfüllten Gymnasien, unsre überhäuften, stupid gemachten Gymnasiallehrer sind ein Skandal: um diese Zustände in Schutz zu nehmen, wie es jüngst die Professoren von Heidelberg gethan haben, dazu hat man vielleicht *Ursachen*, — Gründe dafür giebt es nicht.

6.

— Ich stelle, um nicht aus meiner Art zu fallen, die *jasagend* ist und mit Widerspruch und Kritik nur mittelbar, nur

unfreiwillig zu thun hat, sofort die drei Aufgaben hin, derentwegen man Erzieher braucht. Man hat *sehen* zu lernen, man hat *denken* zu lernen, man hat *sprechen* und *schreiben* zu lernen: das Ziel in allen Dreien ist eine vornehme Cultur. — *Sehen* lernen — dem Auge die Ruhe, die Geduld, das An-sich-heran-kommen-lassen angewöhnen; das Urtheil hinausschieben, den Einzelfall von allen Seiten umgehn und umfassen lernen. Das ist die *erste* Vorschulung zur Geistigkeit: auf einen Reiz *nicht* sofort reagiren, sondern die hemmenden, die abschliessenden Instinkte in die Hand bekommen. *Sehen* lernen, so wie ich es verstehe, ist beinahe Das, was die unphilosophische Sprechweise den starken Willen nennt: das Wesentliche daran ist gerade, *nicht* „wollen“, die Entscheidung aussetzen *können*. Alle Ungeistigkeit, alle Gemeinheit beruht auf dem Unvermögen, einem Reize Widerstand zu leisten: — man *muss* reagiren, man folgt jedem Impulse. In vielen Fällen ist ein solches Müssen bereits Krankhaftigkeit, Niedergang, Symptom der Erschöpfung, — fast Alles, was die unphilosophische Rohheit mit dem Namen „Laster“ bezeichnet, ist bloss jenes physiologische Unvermögen, *nicht* zu reagiren. — Eine Nutzenanwendung vom Sehen-gelernt-haben: man wird als *Lernender* überhaupt langsam, misstrauisch, widerstrebend geworden sein. Man wird Fremdes, *Neues* jeder Art zunächst mit feindseliger Ruhe herankommen lassen, — man wird seine Hand davor zurückziehn. Das Offenstehn mit allen Thüren, das unterthänige Auf-dem-Bauch-Liegen vor jeder kleinen Thatsache, das allzeit sprungbereite Sich-hinein-Setzen, Sich-hinein-*Stürzen* in Andere und Anderes, kurz die berühmte moderne „Objektivität“ ist schlechter Geschmack, ist *unvornehm* par excellence. —

Denken lernen: man hat auf unsren Schulen keinen Begriff mehr davon. Selbst auf den Universitäten, sogar unter den eigentlichen Gelehrten der Philosophie beginnt Logik als Theorie, als Praktik, als *Handwerk*, auszusterben. Man lese deutsche Bücher: nicht mehr die entfernteste Erinnerung daran, dass es zum Denken einer Technik, eines Lehrplans, eines Willens zur Meisterschaft bedarf, — dass Denken gelernt sein will, wie Tanzen gelernt sein will, *als* eine Art Tanzen . . . Wer kennt unter Deutschen jenen feinen Schauer aus Erfahrung noch, den die *leichten Füße* im Geistigen in alle Muskeln überströmen! — Die steife Tölperei der geistigen Gebärde, die *plumpe* Hand beim Fassen — das ist in dem Grade deutsch, dass man es im Auslande mit dem deutschen Wesen überhaupt verwechselt. Der Deutsche hat keine *Finger* für nuances . . . Dass die Deutschen ihre Philosophen auch nur ausgehalten haben, vor Allen jenen verwachsensten Begriffs-Krüppel, den es je gegeben hat, den *grossen* Kant, giebt keinen kleinen Begriff von der deutschen Anmuth. — Man kann nämlich das *Tanzen* in jeder Form nicht von der *vornehmen Erziehung* abrechnen, Tanzen-können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, dass man es auch mit der *Feder* können muss, — dass man *schreiben* lernen muss? — Aber an dieser Stelle würde ich deutschen Lesern vollkommen zum Räthsel werden . . .

Streifzüge eines Unzeitgemässen

I.

Meine Unmöglichkeiten. — Seneca: oder der Toreador der Tugend. — Rousseau: oder die Rückkehr zur Natur in *impuris naturalibus*. — Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säckingen. — Dante: oder die Hyäne, die in Gräbern *dichtet*. — Kant: oder cant als intelligibler Charakter. — Victor Hugo: oder der Pharos am Meere des Unsinn. — Liszt: oder die Schule der Geläufigkeit — nach Weibern. — George Sand: oder lactea ubertas, auf deutsch: die Milchkuh mit „schönem Stil“. — Michelet: oder die Begeisterung, die den Rock auszieht. — Carlyle: oder Pessimismus als zurückgetretenes Mittagessen. — John Stuart Mill: oder die beleidigende Klarheit. — Les frères de Goncourt: oder die beiden Ajaxe im Kampf mit Homer. Musik von Offenbach. — Zola: oder „die Freude zu stinken“. —

2.

Renan. — Theologie, oder die Verderbniss der Vernunft durch die „Ersünde“ (das Christenthum). Zeugniß Renan, der, sobald er einmal ein Ja oder Nein allgemeinerer Art risquirt, mit peinlicher Regelmässigkeit daneben greift. Er möchte zum Beispiel la science und la noblesse in Eins verknüpfen: aber la science gehört zur Demokratie, das greift

sich doch mit Händen. Er wünscht, mit keinem kleinen Ehrgeize, einen Aristokratismus des Geistes darzustellen: aber zugleich liegt er vor dessen Gegenlehre, dem évangile des humbles auf den Knien und nicht nur auf den Knien . . . Was hilft alle Freigeisterei, Modernität, Spöttelei und Wendehals-Geschmeidigkeit, wenn man mit seinen Eingeweiden Christ, Katholik und sogar Priester geblieben ist! Renan hat seine Erfindsamkeit, ganz wie ein Jesuit und Beichtvater, in der Verführung; seiner Geistigkeit fehlt das breite Pfaffen-Geschmunzel nicht, — er wird, wie alle Priester, gefährlich erst, wenn er liebt. Niemand kommt ihm darin gleich, auf eine lebensgefährliche Weise anzubeten . . . Dieser Geist Renan's, ein Geist, der *entnervt*, ist ein Verhängniss mehr für das arme, kranke, willenskranke Frankreich. —

3.

Sainte-Beuve. — Nichts von Mann; voll eines kleinen Ingrimms gegen alle Mannsgeister. Schweift umher, fein, neugierig, gelangweilt, aushorcherisch, — eine Weibsperson im Grunde, mit einer Weibs-Rachsucht und Weibs-Sinnlichkeit. Als Psycholog ein Genie der *médiance*; unerschöpflich reich an Mitteln dazu; Niemand versteht besser, mit einem Lob Gift zu mischen. Plebejisch in den untersten Instinkten und mit dem *ressentiment* Rousseau's verwandt: *folglich* Romantiker, — denn unter allem romantisme grunzt und giert der Instinkt Rousseau's nach Rache. Revolutionär, aber durch die Furcht leidlich noch im Zaum gehalten. Ohne Freiheit vor Allem, was Stärke hat (öffentliche Meinung, Akademie, Hof, selbst Port Royal). Erbittert gegen alles Grosse an Mensch und Ding, gegen Alles, was an sich glaubt. Dichter und Halbweib genug, um das Grosse noch als Macht zu fühlen; gekrümmt beständig, wie jener berühmte

Wurm, weil er sich beständig getreten fühlt. Als Kritiker ohne Maassstab, Halt und Rückgrat, mit der Zunge des kosmopolitischen libertin für Vielerlei, aber ohne den Muth selbst zum Eingeständniss der libertinage. Als Historiker ohne Philosophie, ohne die *Macht* des philosophischen Blicks, — deshalb die Aufgabe des Richtens in allen Hauptsachen ablehnend, die „Objektivität“ als Maske vorhaltend. Anders verhält er sich zu allen Dingen, wo ein feiner, vernutzter Geschmack die höchste Instanz ist: da hat er wirklich den Muth zu sich, die Lust an sich, — da ist er *Meister*. — Nach einigen Seiten eine Vorform Baudelaire's. —

4.

Die *imitatio Christi* gehört zu den Büchern, die ich nicht ohne einen physiologischen Widerstand in den Händen halte: sie haucht einen parfum des Ewig-Weiblichen aus, zu dem man bereits Franzose sein muss — oder Wagnerianer ... Dieser Heilige hat eine Art von der Liebe zu reden, dass sogar die Pariserinnen neugierig werden. — Man sagt mir, dass jener *klügste* Jesuit, A. Comte, der seine Franzosen auf dem *Umweg* der Wissenschaft nach Rom führen wollte, sich an diesem Buche inspirirt habe. Ich glaube es: „die Religion des Herzens“ ...

5.

G. Eliot. — Sie sind den christlichen Gott los und glauben nun um so mehr die christliche Moral festhalten zu müssen: das ist eine *englische* Folgerichtigkeit, wir wollen sie den Moral-Weiblein à la Eliot nicht verübeln. In England muss man sich für jede kleine Emancipation von der Theologie

in furchteinflössender Weise als Moral-Fanatiker wieder zu Ehren bringen. Das ist dort die *Busse*, die man zahlt. — Für uns Andre steht es anders. Wenn man den christlichen Glauben aufgibt, zieht man sich damit das *Recht* zur christlichen Moral unter den Füßen weg. Diese versteht sich schlechterdings *nicht* von selbst: man muss diesen Punkt, den englischen Flachköpfen zum Trotz, immer wieder an's Licht stellen. Das Christenthum ist ein System, eine zusammengedachte und *ganze* Ansicht der Dinge. Bricht man aus ihm einen Hauptbegriff, den Glauben an Gott, heraus, so zerbricht man damit auch das Ganze: man hat nichts Nothwendiges mehr zwischen den Fingern. Das Christenthum setzt voraus, dass der Mensch nicht wisse, nicht wissen *könne*, was für ihn gut, was böse ist: er glaubt an Gott, der allein es weiss. Die christliche Moral ist ein Befehl; ihr Ursprung ist transcendent; sie ist jenseits aller Kritik, alles Rechts auf Kritik; sie hat nur Wahrheit, falls Gott die Wahrheit ist, — sie steht und fällt mit dem Glauben an Gott. — Wenn thatsächlich die Engländer glauben, sie wüssten von sich aus, „intuitiv“, was gut und böse ist, wenn sie folglich vermeinen, das Christenthum als Garantie der Moral nicht mehr nöthig zu haben, so ist dies selbst bloss die *Folge* der Herrschaft des christlichen Werthurtheils und ein Ausdruck von der *Stärke* und *Tiefe* dieser Herrschaft: so dass der Ursprung der englischen Moral vergessen worden ist, so dass das Sehr-Bedingte ihres Rechts auf Dasein nicht mehr empfunden wird. Für den Engländer ist die Moral noch kein Problem ...

6.

George Sand. — Ich las die ersten lettres d'un voyageur: wie Alles, was von Rousseau stammt, falsch, gemacht, Blasebalg, übertrieben. Ich halte diesen bunten Tapeten-Stil nicht

aus; ebensowenig als die Pöbel-Ambition nach generösen Gefühlen. Das Schlimmste freilich bleibt die Weibskoketterie mit Männlichkeiten, mit Manieren ungezogner Jungen. — Wie kalt muss sie bei alledem gewesen sein, diese unausstehliche Künstlerin! Sie zog sich auf wie eine Uhr — und schrieb . . . Kalt, wie Hugo, wie Balzac, wie alle Romantiker, sobald sie dichteten! Und wie selbstgefällig sie dabei dargelegen haben mag, diese fruchtbare Schreibe-Kuh, die etwas Deutsches im schlimmen Sinne an sich hatte, gleich Rousseau selbst, ihrem Meister, und jedenfalls erst beim Niedergang des französischen Geschmacks möglich war! — Aber Renan verehrt sie . . .

7.

Moral für Psychologen. — Keine Colportage-Psychologie treiben! Nie beobachten, *um* zu beobachten! Das giebt eine falsche Optik, ein Schielen, etwas Erzwungenes und Uebertreibendes. Erleben als Erleben-*Wollen* — das geräth nicht. Man *darf* nicht im Erlebniss nach sich hinblicken, jeder Blick wird da zum „bösen Blick“. Ein geborner Psycholog hütet sich aus Instinkt, zu sehn, um zu sehn; dasselbe gilt vom gebornen Maler. Er arbeitet nie „nach der Natur“, — er überlässt seinem Instinkte, seiner camera obscura das Durchsieben und Ausdrücken des „Falls“, der „Natur“, des „Erlebten“ . . . Das *Allgemeine* erst kommt ihm zum Bewusstsein, der Schluss, das Ergebniss: er kennt jenes willkürliche Abstrahiren vom einzelnen Falle nicht. — Was wird daraus, wenn man es anders macht? Zum Beispiel nach Art der Pariser romanciers gross und klein Colportage-Psychologie treibt? *Das* lauert gleichsam der Wirklichkeit auf, *das* bringt jeden Abend eine Handvoll Curiositäten mit nach Hause . . . Aber man sehe nur, was zuletzt herauskommt — ein Haufen von Klecksen, ein Mosaik besten

Falls, in jedem Falle etwas Zusammen-Addirtes, Unruhiges, Farben-Schreiendes. Das Schlimmste darin erreichen die Goncourt: sie setzen nicht drei Sätze zusammen, die nicht dem Auge, dem *Psychologen*-Auge einfach weh thun. — Die Natur, künstlerisch abgeschätzt, ist kein Modell. Sie übertreibt, sie verzerrt, sie lässt Lücken. Die Natur ist der *Zufall*. Das Studium „nach der Natur“ scheint mir ein schlechtes Zeichen: es verräth Unterwerfung, Schwäche, Fatalismus, — dies Im-Staube-Liegen vor *petits faits* ist eines *ganzen* Künstlers unwürdig. Sehen, *was ist* — das gehört einer andren Gattung von Geistern zu, den *antiartistischen*, den Thatsächlichen. Man muss wissen, *wer man ist*...

8.

Zur Psychologie des Künstlers. — Damit es Kunst giebt, damit es irgend ein ästhetisches Thun und Schauen giebt, dazu ist eine physiologische Vorbedingung unumgänglich: der *Rausch*. Der Rausch muss erst die Erregbarkeit der ganzen Maschine gesteigert haben: eher kommt es zu keiner Kunst. Alle noch so verschieden bedingten Arten des Rausches haben dazu die Kraft: vor Allem der Rausch der Geschlechtererregung, diese älteste und ursprünglichste Form des Rausches. Ingleichen der Rausch, der im Gefolge aller grossen Begierden, aller starken Affekte kommt; der Rausch des Festes, des Wettkampfs, des Bravourstücks, des Siegs, aller extremen Bewegung; der Rausch der Grausamkeit; der Rausch in der Zerstörung; der Rausch unter gewissen meteorologischen Einflüssen, zum Beispiel der Frühlingsrausch; oder unter dem Einfluss der Narcotica; endlich der Rausch des Willens, der Rausch eines überhäuften und geschwellten Willens. — Das Wesentliche am Rausch ist das Gefühl der

Kraftsteigerung und Fülle. Aus diesem Gefühle giebt man an die Dinge ab, man *zwingt* sie von uns zu nehmen, man vergewaltigt sie, — man heisst diesen Vorgang *Idealisiren*. Machen wir uns hier von einem Vorurtheil los: das Idealisiren besteht *nicht*, wie gemeinhin geglaubt wird, in einem Abziehn oder Abrechnen des Kleinen, des Nebensächlichen. Ein ungeheures *Heraustreiben* der Hauptzüge ist vielmehr das Entscheidende, so dass die andern darüber verschwinden.

9.

Man bereichert in diesem Zustande Alles aus seiner eignen Fülle: was man sieht, was man will, man sieht es geschwellt, gedrängt, stark, überladen mit Kraft. Der Mensch dieses Zustandes verwandelt die Dinge, bis sie seine Macht wieder spiegeln, — bis sie Reflexe seiner Vollkommenheit sind. Dies Verwandeln-*müssen* in's Vollkommne ist — Kunst. Alles selbst, was er nicht ist, wird trotzdem ihm zur Lust an sich; in der Kunst genießt sich der Mensch als Vollkommenheit. — Es wäre erlaubt, sich einen gegensätzlichen Zustand auszudenken, ein spezifisches Antikünstlerthum des Instinkts, — eine Art zu sein, welche alle Dinge verarmte, verdünnte, schwindsüchtig machte. Und in der That, die Geschichte ist reich an solchen Anti-Artisten, an solchen Ausgehungerten des Lebens: welche mit Nothwendigkeit die Dinge noch an sich nehmen, sie auszehren, sie *magerer* machen müssen. Dies ist zum Beispiel der Fall des echten Christen, Pascal's zum Beispiel: ein Christ, der zugleich Künstler wäre, *kommt nicht vor* . . . Man sei nicht kindlich und wende mir Raffael ein oder irgend welche homöopathische Christen des neunzehnten Jahrhunderts: Raffael sagte Ja, Raffael *machte* Ja, folglich war Raffael kein Christ . . .

Was bedeutet der von mir in die Aesthetik eingeführte Gegensatz-Begriff *apollinisch* und *dionysisch*, beide als Arten des Rausches begriffen? — Der apollinische Rausch hält vor Allem das Auge erregt, so dass es die Kraft der Vision bekommt. Der Maler, der Plastiker, der Epiker sind Visionäre par excellence. Im dionysischen Zustande ist dagegen das gesammte Affekt-System erregt und gesteigert: so dass es alle seine Mittel des Ausdrucks mit Einem Male entladet und die Kraft des Darstellens, Nachbildens, Transfigurirens, Verwandeln, alle Art Mimik und Schauspielerei zugleich her austreibt. Das Wesentliche bleibt die Leichtigkeit der Metamorphose, die Unfähigkeit, *nicht* zu reagiren (— ähnlich wie bei gewissen Hysterischen, die auch auf jeden Wink hin in *jede* Rolle eintreten). Es ist dem dionysischen Menschen unmöglich, irgend eine Suggestion nicht zu verstehn, er übersieht kein Zeichen des Affekts, er hat den höchsten Grad des verstehenden und errathenden Instinkts, wie er den höchsten Grad von Mittheilungs-Kunst besitzt. Er geht in jede Haut, in jeden Affekt ein: er verwandelt sich beständig. — Musik, wie wir sie heute verstehn, ist gleichfalls eine Gesamt-Erregung und -Entladung der Affekte, aber dennoch nur das Ueberbleibsel von einer viel volleren Ausdrucks-Welt des Affekts, ein blosses *residuum* des dionysischen Histrionismus. Man hat, zur Ermöglichung der Musik als Sonderkunst, eine Anzahl Sinne, vor Allem den Muskelsinn still gestellt (relativ wenigstens: denn in einem gewissen Grade redet noch aller Rhythmus zu unsern Muskeln): so dass der Mensch nicht mehr Alles, was er fühlt, sofort leibhaft nachahmt und darstellt. Trotzdem ist *Das* der eigentlich dionysische Normalzustand, jedenfalls der Urzustand; die Musik ist die langsam erreichte Spezifikation desselben auf Unkosten der nächstverwandten Vermögen.

II.

Der Schauspieler, der Mime, der Tänzer, der Musiker, der Lyriker sind in ihren Instinkten grundverwandt und an sich Eins, aber allmählich spezialisirt und von einander abgetrennt — bis selbst zum Widerspruch. Der Lyriker blieb am längsten mit dem Musiker geeint; der Schauspieler mit dem Tänzer. — Der *Architekt* stellt weder einen dionysischen, noch einen apollinischen Zustand dar: hier ist es der grosse Willensakt, der Wille, der Berge versetzt, der Rausch des grossen Willens, der zur Kunst verlangt. Die mächtigsten Menschen haben immer die Architekten inspirirt; der Architekt war stets unter der Suggestion der Macht. Im Bauwerk soll sich der Stolz, der Sieg über die Schwere, der Wille zur Macht versichtbaren; Architektur ist eine Art Macht-Beredsamkeit in Formen, bald überredend, selbst schmeichelnd, bald bloss befehlend. Das höchste Gefühl von Macht und Sicherheit kommt in Dem zum Ausdruck, was *grossen Stil* hat. Die Macht, die keinen Beweis mehr nöthig hat; die es verschmäht, zu gefallen; die schwer antwortet; die keinen Zeugen um sich fühlt; die ohne Bewusstsein davon lebt, dass es Widerspruch gegen sie giebt; die in *sich* ruht, fatalistisch, ein Gesetz unter Gesetzen: *Das* redet als grosser Stil von sich. —

12.

Ich las das Leben Thomas Carlyle's, diese farce wider Wissen und Willen, diese heroisch-moralische Interpretation dyspeptischer Zustände. — Carlyle, ein Mann der starken Worte und Attitüden, ein Rhetor aus *Noth*, den beständig das Verlangen nach einem starken Glauben agacirt *und* das Gefühl der Unfähigkeit dazu (— darin ein typischer Romantiker!). Das Verlangen nach einem starken Glauben ist *nicht*

der Beweis eines starken Glaubens, vielmehr das Gegentheil. *Hat man ihn*, so darf man sich den schönen Luxus der Skepsis gestatten: man ist sicher genug, fest genug, gebunden genug dazu. Carlyle betäubt Etwas in sich durch das fortissimo seiner Verehrung für Menschen starken Glaubens und durch seine Wuth gegen die weniger Einfältigen: er *bedarf* des Lärms. Eine beständige leidenschaftliche *Unredlichkeit* gegen sich — das ist sein proprium, damit ist und bleibt er interessant. — Freilich, in England wird er gerade wegen seiner Redlichkeit bewundert . . . Nun, das ist englisch; und in Anbetracht, dass die Engländer das Volk des vollkommenen cant sind, sogar billig und nicht nur begreiflich. Im Grunde ist Carlyle ein englischer Atheist, der seine Ehre darin sucht, es *nicht* zu sein.

13.

Emerson. — Viel aufgeklärter, schweifender, vielfacher, raffinirter als Carlyle, vor Allem glücklicher . . . Ein Solcher, der sich instinktiv bloss von Ambrosia nährt, der das Unverdauliche in den Dingen zurücklässt. Gegen Carlyle gehalten ein Mann des Geschmacks. — Carlyle, der ihn sehr liebte, sagte trotzdem von ihm: „er giebt *uns* nicht genug zu beissen“: was mit Recht gesagt sein mag, aber nicht zu Ungunsten Emerson's. — Emerson hat jene gütige und geistreiche Heiterkeit, welche allen Ernst entmuthigt; er weiss es schlechterdings nicht, wie alt er schon ist und wie jung er noch sein wird, — er könnte von sich mit einem Wort Lope de Vega's sagen: „yo me sucedo a mi mismo“. Sein Geist findet immer Gründe, zufrieden und selbst dankbar zu sein; und bisweilen streift er die heitere Transscendenz jenes Biedermanns, der von einem verliebten Stelldichein tamquam re bene gesta zurückkam. „Ut desint vires, sprach er dankbar, tamen est laudanda voluptas.“ —

Anti-Darwin. — Was den berühmten „Kampf um's Leben“ betrifft, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesamt-Aspekt des Lebens ist *nicht* die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Ueppigkeit, selbst die absurde Verschwendung, — wo gekämpft wird, kämpft man um *Macht* ... Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesetzt aber, es giebt diesen Kampf — und in der That, er kommt vor —, so läuft er leider umgekehrt aus, als die Schule Darwin's wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen *dürfte*: nämlich zu Ungunsten der Starken, der Bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachsen *nicht* in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr, — das macht, sie sind die grosse Zahl, sie sind auch *klüger* ... Darwin hat den Geist vergessen (— das ist englisch!), *die Schwachen haben mehr Geist* ... Man muss Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen, — man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nöthig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes (— „lass fahren dahin! denkt man heute in Deutschland — das *Reich* muss uns doch bleiben“ ...). Ich verstehe unter Geist, wie man sieht, die Vorsicht, die Geduld, die List, die Verstellung, die grosse Selbstbeherrschung und Alles, was mimicry ist (zu letzterem gehört ein grosser Theil der sogenannten Tugend).

Psychologen-Casuistik. — Das ist ein Menschenkenner: wozu studirt er eigentlich die Menschen? Er will kleine Vortheile über sie erschnappen, oder auch grosse, — er ist ein Politicus! ... Jener da ist auch ein Menschenkenner:

und ihr sagt, der wolle Nichts damit für sich, das sei ein grosser „Unpersönlicher“. Seht schärfer zu! Vielleicht will er sogar noch einen *schlimmeren* Vorthail: sich den Menschen überlegen fühlen, auf sie herabsehn dürfen, sich nicht mehr mit ihnen verwechseln. Dieser „Unpersönliche“ ist ein Menschen-*Verächter*: und jener Erstere ist die humanere species, was auch der Augenschein sagen mag. Er stellt sich wenigstens gleich, er stellt sich *hinein* . . .

16.

Der *psychologische Takt* der Deutschen scheint mir durch eine ganze Reihe von Fällen in Frage gestellt, deren Verzeichniss vorzulegen mich meine Bescheidenheit hindert. In Einem Falle wird es mir nicht an einem grossen Anlasse fehlen, meine These zu begründen: ich trage es den Deutschen nach, sich über *Kant* und seine „Philosophie der Hinterthüren“, wie ich sie nenne, vergriffen zu haben, — das war *nicht* der Typus der intellektuellen Rechtschaffenheit. — Das Andre, was ich nicht hören mag, ist ein berüchtigtes „und“: die Deutschen sagen „Goethe *und* Schiller“, — ich fürchte, sie sagen „Schiller und Goethe“ . . . *Kennt* man noch nicht diesen Schiller? — Es giebt noch schlimmere „und“; ich habe mit meinen eigenen Ohren, allerdings nur unter Universitäts-Professoren, gehört „Schopenhauer *und* Hartmann“ . . .

17.

Die geistigsten Menschen, vorausgesetzt, dass sie die muthigsten sind, erleben auch bei weitem die schmerzhaftesten Tragödien: aber eben deshalb ehren sie das Leben, weil es ihnen grösste Gegnerschaft entgegenstellt.

Zum „*intellektuellen Gewissen*“. — Nichts scheint mir heute seltner als die echte Heuchelei. Mein Verdacht ist gross, dass diesem Gewächs die sanfte Luft unsrer Cultur nicht zuträglich ist. Die Heuchelei gehört in die Zeitalter des starken Glaubens: wo man selbst nicht bei der *Nöthigung*, einen andren Glauben zur Schau zu tragen, von dem Glauben losliess, den man hatte. Heute lässt man ihn los; oder, was noch gewöhnlicher, man legt sich noch einen zweiten Glauben zu, — *ehrlich* bleibt man in jedem Falle. Ohne Zweifel ist heute eine sehr viel grössere Anzahl von Ueberzeugungen möglich als ehemals: möglich, das heisst erlaubt, das heisst *unschädlich*. Daraus entsteht die Toleranz gegen sich selbst. — Die Toleranz gegen sich selbst gestattet mehrere Ueberzeugungen: diese selbst leben verträglich beisammen, sie hüten sich, wie alle Welt heute, sich zu compromittiren. Womit compromittirt man sich heute? Wenn man Consequenz hat. Wenn man in gerader Linie geht. Wenn man weniger als fünfdeutig ist. Wenn man echt ist . . . Meine Furcht ist gross, dass der moderne Mensch für einige Laster einfach zu bequem ist: so dass diese geradezu aussterben. Alles Böse, das vom starken Willen bedingt ist — und vielleicht giebt es nichts Böses ohne Willensstärke — entartet, in unsrer lauen Luft, zur Tugend . . . Die wenigen Heuchler, die ich kennen lernte, machten die Heuchelei nach: sie waren, wie heutzutage fast jeder zehnte Mensch, Schauspieler.

Schön und hässlich. — Nichts ist bedingter, sagen wir *beschränkter*, als unser Gefühl des Schönen. Wer es losgelöst von der Lust des Menschen am Menschen denken wollte, verlöre sofort Grund und Boden unter den Füßen. Das

„Schöne an sich“ ist bloss ein Wort, nicht einmal ein Begriff. Im Schönen setzt sich der Mensch als Maass der Vollkommenheit; in ausgesuchten Fällen betet er sich darin an. Eine Gattung *kann* gar nicht anders als dergestalt zu sich allein Ja sagen. Ihr *unterster* Instinkt, der der Selbsterhaltung und Selbsterweiterung, strahlt noch in solchen Sublimitäten aus. Der Mensch glaubt die Welt selbst mit Schönheit überhäuft, — er *vergisst* sich als deren Ursache. Er allein hat sie mit Schönheit beschenkt, ach! nur mit einer sehr menschlich-allzumenschlichen Schönheit . . . Im Grunde spiegelt sich der Mensch in den Dingen, er hält Alles für schön, was ihm sein Bild zurückwirft: das Urtheil „schön“ ist seine *Gattungseitelkeit* . . . Dem Skeptiker nämlich darf ein kleiner Argwohn die Frage in's Ohr flüstern: ist wirklich damit die Welt verschönt, dass gerade der Mensch sie für schön nimmt? Er hat sie *vermenschlicht*: das ist Alles. Aber Nichts, gar Nichts verbürgt uns, dass gerade der Mensch das Modell des Schönen abgäbe. Wer weiss, wie er sich in den Augen eines höheren Geschmacksrichters ausnimmt? Vielleicht gewagt? vielleicht selbst erheiternd? vielleicht ein wenig arbiträr? . . . „Oh Dionysos, Göttlicher, warum ziehst du mich an den Ohren?“ fragte Ariadne einmal bei einem jener berühmten Zwiegespräche auf Naxos ihren philosophischen Liebhaber. „Ich finde eine Art Humor in deinen Ohren, Ariadne: warum sind sie nicht noch länger?“

20.

Nichts ist schön, nur der Mensch ist schön: auf dieser Naivetät ruht alle Aesthetik, sie ist deren *erste* Wahrheit. Fügen wir sofort noch deren zweite hinzu: Nichts ist hässlich als der *entartende* Mensch, — damit ist das Reich des ästhetischen Urtheils umgrenzt. — Physiologisch nachgerechnet,

schwächt und betrübt alles Hässliche den Menschen. Es erinnert ihn an Verfall, Gefahr, Ohnmacht; er büsst thatsächlich dabei Kraft ein. Man kann die Wirkung des Hässlichen mit dem Dynamometer messen. Wo der Mensch überhaupt niedergedrückt wird, da wittert er die Nähe von etwas „Hässlichem“. Sein Gefühl der Macht, sein Wille zur Macht, sein Muth, sein Stolz — das fällt mit dem Hässlichen, das steigt mit dem Schönen Im einen wie im andren Falle *machen wir einen Schluss*: die Prämissen dazu sind in ungeheurer Fülle im Instinkte aufgehäuft. Das Hässliche wird verstanden als ein Wink und Symptom der Degenerescenz: was im Entferntesten an Degenerescenz erinnert, das wirkt in uns das Urtheil „hässlich“. Jedes Anzeichen von Erschöpfung, von Schwere, von Alter, von Müdigkeit, jede Art Unfreiheit, als Krampf, als Lähmung, vor Allem der Geruch, die Farbe, die Form der Auflösung, der Verwesung, und sei es auch in der letzten Verdünnung zum Symbol — das Alles ruft die gleiche Reaktion hervor, das Werthurtheil „hässlich“. Ein *Hass* springt da hervor: wen hasst da der Mensch? Aber es ist kein Zweifel: den *Niedergang seines Typus*. Er hasst da aus dem tiefsten Instinkte der Gattung heraus; in diesem Hass ist Schauder, Vorsicht, Tiefe, Fernblick, — es ist der tiefste Hass, den es giebt. Um seinetwillen ist die Kunst *tief* . . .

21.

Schopenhauer. — Schopenhauer, der letzte Deutsche, der in Betracht kommt (— der ein *europäisches* Ereigniss gleich Goethe, gleich Hegel, gleich Heinrich Heine ist, und *nicht bloss* ein lokales, ein „nationales“), ist für einen Psychologen ein Fall ersten Ranges: nämlich als böseartig genialer Versuch, zu Gunsten einer nihilistischen Gesamt-Abwerthung

des Lebens gerade die Gegen-Instanzen, die grossen Selbstbejahungen des „Willens zum Leben“, die Exuberanz-Formen des Lebens in's Feld zu führen. Er hat, der Reihe nach, die *Kunst*, den Heroismus, das Genie, die Schönheit, das grosse Mitgefühl, die Erkenntniss, den Willen zur Wahrheit, die Tragödie als Folgeerscheinungen der „Verneinung“ oder der Verneinungs-Bedürftigkeit des „Willens“ interpretirt — die grösste psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte giebt. Genauer zugehört ist er darin bloss der Erbe der christlichen Interpretation: nur dass er auch das vom Christenthum *Abgelehnte*, die grossen Cultur-Thatsachen der Menschheit noch in einem christlichen, das heisst nihilistischen Sinne *gutzubeissen* wusste (— nämlich als Wege zur „Erlösung“, als Vorformen der „Erlösung“, als Stimulantia des Bedürfnisses nach „Erlösung“...)

22.

Ich nehme einen einzelnen Fall. Schopenhauer spricht von der Schönheit mit einer schwermüthigen Gluth, — warum letzten Grundes? Weil er in ihr eine *Brücke* sieht, auf der man weiter gelangt oder Durst bekommt, weiter zu gelangen... Sie ist ihm die Erlösung vom „Willen“ auf Augenblicke — sie lockt zur Erlösung für immer... Insbesondere preist er sie als Erlöserin vom „Brennpunkte des Willens“, von der Geschlechtlichkeit, — in der Schönheit sieht er den Zeugetrieb *verneint*... Wunderlicher Heiliger! Irgend Jemand widerspricht dir, ich fürchte, es ist die Natur. *Wozu* giebt es überhaupt Schönheit in Ton, Farbe, Duft, rhythmischer Bewegung in der Natur? was *treibt* die Schönheit *heraus*? — Glücklicherweise widerspricht ihm auch ein Philosoph. Keine geringere Autorität als die des göttlichen Plato (— so nennt ihn Schopenhauer selbst) hält einen andren Satz aufrecht: dass

alle Schönheit zur Zeugung reize, — dass dies gerade das proprium ihrer Wirkung sei, vom Sinnlichsten bis hinauf in's Geistigste . . .

23.

Plato geht weiter. Er sagt mit einer Unschuld, zu der man Grieche sein muss und nicht „Christ“, dass es gar keine platonische Philosophie geben würde, wenn es nicht so schöne Jünglinge in Athen gäbe: deren Anblick sei es erst, was die Seele des Philosophen in einen erotischen Taumel versetze und ihr keine Ruhe lasse, bis sie den Samen aller hohen Dinge in ein so schönes Erdreich hinabgesenkt habe. Auch ein wunderlicher Heiliger! — man traut seinen Ohren nicht, gesetzt selbst, dass man Plato traut. Zum Mindesten erräth man, dass in Athen *anders* philosophirt wurde, vor Allem öffentlich. Nichts ist weniger griechisch als die Begriffs-Spinneweberei eines Einsiedlers, amor intellectualis dei nach Art des Spinoza. Philosophie nach Art des Plato wäre eher als ein erotischer Wettbewerb zu definiren, als eine Fortbildung und Verinnerlichung der alten agonalen Gymnastik und deren *Voraussetzungen* . . . Was wuchs zuletzt aus dieser philosophischen Erotik Plato's heraus? Eine neue Kunstform des griechischen Agon, die Dialektik. — Ich erinnere noch, *gegen* Schopenhauer und zu Ehren Plato's, daran, dass auch die ganze höhere Cultur und Litteratur des *klassischen* Frankreichs auf dem Boden des geschlechtlichen Interesses aufgewachsen ist. Man darf überall bei ihr die Galanterie, die Sinne, den Geschlechts-Wettbewerb, „das Weib“ suchen, — man wird nie umsonst suchen . . .

24.

L'art pour l'art. — Der Kampf gegen den Zweck in der Kunst ist immer der Kampf gegen die *moralisirende* Tendenz

in der Kunst, gegen ihre Unterordnung unter die Moral. L'art pour l'art heisst: „der Teufel hole die Moral!“ — Aber selbst noch diese Feindschaft verräth die Uebergewalt des Vorurtheils. Wenn man den Zweck des Moralpredigens und Menschen-Verbesserns von der Kunst ausgeschlossen hat, so folgt daraus noch lange nicht, dass die Kunst überhaupt zwecklos, ziellos, sinnlos, kurz l'art pour l'art — ein Wurm, der sich in den Schwanz beisst — ist. „Lieber gar keinen Zweck als einen moralischen Zweck!“ — so redet die blossе Leidenschaft. Ein Psycholog fragt dagegen: was thut alle Kunst? lobt sie nicht? verherrlicht sie nicht? wählt sie nicht aus? zieht sie nicht hervor? Mit dem Allen *stärkt* oder *schwächt* sie gewisse Werthschätzungen . . . Ist dies nur ein Nebenbei? ein Zufall? Etwas, bei dem der Instinkt des Künstlers gar nicht betheiligt wäre? Oder aber: ist es nicht die Voraussetzung dazu, dass der Künstler *kann*. . .? Geht dessen unterster Instinkt auf die Kunst oder nicht vielmehr auf den Sinn der Kunst, das *Leben*? auf eine *Wünschbarkeit von Leben*? — Die Kunst ist das grosse Stimulans zum Leben: wie könnte man sie als zwecklos, als ziellos, als l'art pour l'art verstehn? — Eine Frage bleibt zurück: die Kunst bringt auch vieles Hässliche, Harte, Fragwürdige des Lebens zur Erscheinung, — scheint sie nicht damit vom Leben zu entleiden? — Und in der That, es gab Philosophen, die ihr diesen Sinn liehn: „loskommen vom Willen“ lehrte Schopenhauer als Gesamt-Absicht der Kunst, „zur Resignation stimmen“ verehrte er als die grosse Nützlichkeit der Tragödie. — Aber dies — ich gab es schon zu verstehn — ist Pessimisten-Optik und „böser Blick“ —: man muss an die Künstler selbst appelliren. *Was theilt der tragische Künstler von sich mit?* Ist es nicht gerade der Zustand ohne Furcht vor dem Furchtbaren und Fragwürdigen, das er zeigt? — Dieser Zustand selbst ist eine hohe Wünschbarkeit; wer ihn kennt,

ehrt ihn mit den höchsten Ehren. Er theilt ihn mit, er muss ihn mittheilen, vorausgesetzt dass er ein Künstler ist, ein Genie der Mittheilung. Die Tapferkeit und Freiheit des Gefühls vor einem mächtigen Feinde, vor einem erhabnen Ungemach, vor einem Problem, das Grauen erweckt — dieser *siegreiche* Zustand ist es, den der tragische Künstler auswählt, den er verherrlicht. Vor der Tragödie feiert das Kriegerische in unsrer Seele seine Saturnalien; wer Leid gewohnt ist, wer Leid aufsucht, der *heroische* Mensch preist mit der Tragödie sein Dasein, — ihm allein kredenzt der Tragiker den Trunk dieser süssesten Grausamkeit. —

25.

Mit Menschen fürlieb nehmen, mit seinem Herzen offen Haus halten, das ist liberal, das ist aber bloss liberal. Man erkennt die Herzen, die der *vornehmen* Gastfreundschaft fähig sind, an den vielen verhängten Fenstern und geschlossenen Läden: ihre besten Räume halten sie leer. Warum doch? — Weil sie Gäste erwarten, mit denen man *nicht* „fürlieb nimmt“ . . .

26.

Wir schätzen uns nicht genug mehr, wenn wir uns mittheilen. Unsre eigentlichen Erlebnisse sind ganz und gar nicht geschwätzig. Sie könnten sich selbst nicht mittheilen, wenn sie wollten. Das macht, es fehlt ihnen das Wort. Wofür wir Worte haben, darüber sind wir auch schon hinaus. In allem Reden liegt ein Gran Verachtung. Die Sprache, scheint es, ist nur für Durchschnittliches, Mittleres, Mittheilsames erfunden. Mit der Sprache *vulgarisirt* sich bereits der Sprechende. — Aus einer Moral für Taubstumme und andre Philosophen.

„Dies Bildniss ist bezaubernd schön!“ . . . Das Litteratur-Weib, unbefriedigt, aufgeregt, öde in Herz und Eingeweide, mit schmerzhafter Neugierde jederzeit auf den Imperativ hinhorchend, der aus den Tiefen seiner Organisation „aut liberi aut libri“ flüstert: das Litteratur-Weib, gebildet genug, die Stimme der Natur zu verstehn, selbst wenn sie Latein redet, und andererseits eitel und Gans genug, um im Geheimen auch noch französisch mit sich zu sprechen „je me verrai, je me lirai, je m’extasierai et je dirai: Possible, que j’aie eu tant d’esprit?“ . . .

Die „Unpersönlichen“ kommen zu Wort. — „Nichts fällt uns leichter, als weise, geduldig, überlegen zu sein. Wir triefen vom Oel der Nachsicht und des Mitgefühls, wir sind auf eine absurde Weise gerecht, wir verzeihen Alles. Eben darum sollten wir uns etwas strenger halten; eben darum sollten wir uns, von Zeit zu Zeit, einen kleinen Affekt, ein kleines Laster von Affekt *züchten*. Es mag uns sauer angehn; und unter uns lachen wir vielleicht über den Aspekt, den wir damit geben. Aber was hilft es! Wir haben keine andre Art mehr übrig von Selbstüberwindung: dies ist *unsre* Asketik, *unser* „Büsserthum“ . . . *Persönlich werden* — die Tugend des „Unpersönlichen“ . . .

Aus einer Doctor-Promotion. — „Was ist die Aufgabe alles höheren Schulwesens?“ — Aus dem Menschen eine Maschine zu machen. — „Was ist das Mittel dazu?“ — Er muss lernen, sich langweilen. — „Wie erreicht man das?“ — Durch den

Begriff der Pflicht. — „Wer ist sein Vorbild dafür?“ — Der Philolog: der lehrt *ochsen*. — „Wer ist der vollkommene Mensch?“ — Der Staats-Beamte. — „Welche Philosophie giebt die höchste Formel für den Staats-Beamten?“ — Die Kant's: der Staats-Beamte als Ding an sich zum Richter gesetzt über den Staats-Beamten als Erscheinung. —

30.

Das Recht auf Dummheit. — Der ermüdete und langsam athmende Arbeiter, der gutmüthig blickt, der die Dinge gehen lässt, wie sie gehn: diese typische Figur, der man jetzt, im Zeitalter der Arbeit (*und* des „Reichs“!) — in allen Klassen der Gesellschaft begegnet, nimmt heute gerade die *Kunst* für sich in Anspruch, eingerechnet das Buch, vor Allem das Journal, — um wie viel mehr die schöne Natur, Italien . . . Der Mensch des Abends, mit den „entschlafnen wilden Trieben“, von denen Faust redet, bedarf der Sommerfrische, des Seebads, der Gletscher, Bayreuth's . . . In solchen Zeitaltern hat die Kunst ein Recht auf *reine Thorheit*, — als eine Art Ferien für Geist, Witz und Gemüth. Das verstand Wagner. Die *reine Thorheit* stellt wieder her . . .

31.

Noch ein Problem der Diät. — Die Mittel, mit denen Julius Cäsar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununterbrochener Aufenthalt im Freien, beständige Strapazen — das sind, in's Grosse gerechnet, die Erhaltungs- und Schutz-Maassregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heisst. —

Der Immoralist redet. — Einem Philosophen geht Nichts mehr wider den Geschmack als der Mensch, *sofern er wünscht* . . . Sieht er den Menschen nur in seinem Thun, sieht er dieses tapferste, listigste, ausdauerndste Thier verirrt selbst in labyrinthische Nothlagen, wie bewunderungswürdig erscheint ihm der Mensch! Er spricht ihm noch zu . . . Aber der Philosoph verachtet den wünschenden Menschen, auch den „wünschbaren“ Menschen — und überhaupt alle Wünschbarkeiten, alle *Ideale* des Menschen. Wenn ein Philosoph Nihilist sein könnte, so würde er es sein, weil er das Nichts hinter allen Idealen des Menschen findet. Oder noch nicht einmal das Nichts, — sondern nur das Nichtswürdige, das Absurde, das Kranke, das Feige, das Müde, alle Art Hefen aus dem *ausgetrunkenen* Becher seines Lebens . . . Der Mensch, der als Realität so verehrungswürdig ist, wie kommt es, dass er keine Achtung verdient, sofern er wünscht? Muss er es büßen, so tüchtig als Realität zu sein? Muss er sein Thun, die Kopf- und Willensanspannung in allem Thun, mit einem Gliederstrecken im Imaginären und Absurden ausgleichen? — Die Geschichte seiner Wünschbarkeiten war bisher die partie honteuse des Menschen: man soll sich hüten, zu lange in ihr zu lesen. Was den Menschen rechtfertigt, ist seine Realität, — sie wird ihn ewig rechtfertigen. Um wie viel mehr werth ist der wirkliche Mensch, verglichen mit irgend einem bloss gewünschten, erträumten, erstunkenen und erlogenen Menschen? mit irgend einem *idealen* Menschen? . . . Und nur der ideale Mensch geht dem Philosophen wider den Geschmack.

Naturwerth des Egoismus. — Die Selbstsucht ist so viel werth, als Der physiologisch werth ist, der sie hat: sie kann

sehr viel werth sein, sie kann nichtswürdig und verächtlich sein. Jeder Einzelne darf darauf hin angesehen werden, ob er die aufsteigende oder die absteigende Linie des Lebens darstellt. Mit einer Entscheidung darüber hat man auch einen Kanon dafür, was seine Selbstsucht werth ist. Stellt er das Aufsteigen der Linie dar, so ist in der That sein Werth ausserordentlich, — und um des Gesamt-Lebens willen, das mit ihm einen Schritt *weiter* thut, darf die Sorge um Erhaltung, um Schaffung seines optimum von Bedingungen selbst extrem sein. Der Einzelne, das „Individuum“, wie Volk und Philosoph das bisher verstand, ist ja ein Irrthum: er ist nichts für sich, kein Atom, kein „Ring der Kette“, nichts bloss Vererbtes von Ehedem, — er ist die ganze Eine Linie Mensch bis zu ihm hin selber noch . . . Stellt er die absteigende Entwicklung, den Verfall, die chronische Entartung, Erkrankung dar (— Krankheiten sind, in's Grosse gerechnet, bereits Folgeerscheinungen des Verfalls, *nicht* dessen Ursachen), so kommt ihm wenig Werth zu, und die erste Billigkeit will, dass er den Wohlgerathnen so wenig als möglich *wegnimmt*. Er ist bloss noch deren Parasit . . .

34.

Christ und Anarchist. — Wenn der Anarchist, als Mundstück *niedergehender* Schichten der Gesellschaft, mit einer schönen Entrüstung „Recht“, „Gerechtigkeit“, „gleiche Rechte“ verlangt, so steht er damit nur unter dem Drucke seiner Uncultur, welche nicht zu begreifen weiss, *warum* er eigentlich leidet, — *woran* er arm ist, an Leben . . . Ein Ursachen-Trieb ist in ihm mächtig: Jemand muss schuld daran sein, dass er sich schlecht befindet . . . Auch thut ihm die „schöne Entrüstung“ selber schon wohl, es ist ein Vergnügen für alle armen Teufel, zu schimpfen — es giebt einen kleinen Rausch

von Macht. Schon die Klage, das Sich-Beklagen kann dem Leben einen Reiz geben, um dessentwillen man es aushält: eine feinere Dosis *Rache* ist in jeder Klage, man wirft sein Schlechtbefinden, unter Umständen selbst seine Schlechtigkeit Denen, die anders sind, wie ein Unrecht, wie ein *unerlaubtes* Vorrecht vor. „Bin ich eine canaille, so solltest du es auch sein“: auf diese Logik hin macht man Revolution. — Das Sich-Beklagen taugt in keinem Falle etwas: es stammt aus der Schwäche. Ob man sein Schlecht-Befinden Andern oder sich *sich selber* zumisst — Ersteres thut der Socialist, Letzteres zum Beispiel der Christ —, macht keinen eigentlichen Unterschied. Das Gemeinsame, sagen wir auch das *Unwürdige* daran ist, dass Jemand *schuld* daran sein soll, dass man leidet — kurz, dass der Leidende sich gegen sein Leiden den Honig der Rache verordnet. Die Objekte dieses Rach-Bedürfnisses als eines *Lust*-Bedürfnisses sind Gelegenheits-Ursachen: der Leidende findet überall Ursachen, seine kleine Rache zu kühlen, — ist er Christ, nochmals gesagt, so findet er sie in *sich* . . . Der Christ und der Anarchist — Beide sind *décadents*. — Aber auch wenn der Christ die „*Welt*“ verurtheilt, verleumdet, beschmutzt, so thut er es aus dem gleichen Instinkte, aus dem der socialistische Arbeiter die *Gesellschaft* verurtheilt, verleumdet, beschmutzt: das „jüngste Gericht“ selbst ist noch der süsse Trost der Rache — die Revolution, wie sie auch der socialistische Arbeiter erwartet, nur etwas ferner gedacht . . . Das „Jenseits“ selbst — wozu ein Jenseits, wenn es nicht ein Mittel wäre, das Diesseits zu beschmutzen? . . .

35.

Kritik der décadence-Moral. — Eine „altruistische“ Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht *verkümmert* —, bleibt

unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Dies gilt vom Einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Instinktiv das *Sich-Schädliche* wählen, *Gelockt*-werden durch „uninteressirte“ Motive giebt beinahe die Formel ab für *décadence*. „Nicht *seinen* Nutzen suchen“ — das ist bloss das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: „ich weiss meinen Nutzen nicht mehr zu *finden*“ . . . Disgregation der Instinkte! — Es ist zu Ende mit ihm, wenn der Mensch altruistisch wird. — Statt naiv zu sagen, „*ich* bin nichts mehr werth“, sagt die Moral-Lüge im Munde des *décadent*: „Nichts ist etwas werth, — das *Leben* ist nichts werth“ . . . Ein solches Urtheil bleibt zuletzt eine grosse Gefahr, es wirkt ansteckend, — auf dem ganzen morbiden Boden der Gesellschaft wuchert es bald zu tropischer Begriffs-Vegetation empor, bald als Religion (Christenthum), bald als Philosophie (Schopenhauerei). Unter Umständen vergiftet eine solche aus Fäulniss gewachsene Giftbaum-Vegetation mit ihrem Dunste weithin, auf Jahrtausende hin *das Leben* . . .

36.

Moral für Aerzte. — Der Kranke ist ein Parasit der Gesellschaft. In einem gewissen Zustande ist es unanständig, noch länger zu leben. Das Fortvegetiren in feiger Abhängigkeit von Aerzten und Praktiken, nachdem der Sinn vom Leben, das *Recht* zum Leben verloren gegangen ist, sollte bei der Gesellschaft eine tiefe Verachtung nach sich ziehn. Die Aerzte wiederum hätten die Vermittler dieser Verachtung zu sein, — nicht Recepte, sondern jeden Tag eine neue Dosis *Ekel* vor ihrem Patienten . . . Eine neue Verantwortlichkeit schaffen, die des Arztes, für alle Fälle, wo

das höchste Interesse des Lebens, des *aufsteigenden* Lebens, das rücksichtsloseste Nieder- und Beiseite-Drängen des *entartenden* Lebens verlangt — zum Beispiel für das Recht auf Zeugung, für das Recht, geboren zu werden, für das Recht, zu leben . . . Auf eine stolze Art sterben, wenn es nicht mehr möglich ist, auf eine stolze Art zu leben. Der Tod, aus freien Stücken gewählt, der Tod zur rechten Zeit, mit Helle und Freudigkeit, inmitten von Kindern und Zeugen vollzogen: so dass ein wirkliches Abschiednehmen noch möglich ist, wo Der *noch da ist*, der sich verabschiedet, insgleichen ein wirkliches Abschätzen des Erreichten und Gewollten, eine *Summirung* des Lebens — Alles im Gegensatz zu der erbärmlichen und schauerhaften Komödie, die das Christenthum mit der Sterbestunde getrieben hat. Man soll es dem Christenthume nie vergessen, dass es die Schwäche des Sterbenden zu Gewissens-Nothzucht, dass es die Art des Todes selbst zu Werth-Urtheilen über Mensch und Vergangenheit gemissbraucht hat! — Hier gilt es, allen Feigheiten des Vorurtheils zum Trotz, vor Allem die richtige, das heisst physiologische Würdigung des sogenannten *natürlichen* Todes herzustellen: der zuletzt auch nur ein „unnatürlicher“, ein Selbstmord ist. Man geht nie durch Jemand Anderes zu Grunde, als durch sich selbst. Nur ist es der Tod unter den verächtlichsten Bedingungen, ein unfreier Tod, ein Tod zur *unrechten* Zeit, ein Feiglings-Tod. Man sollte, aus Liebe zum *Leben* —, den Tod anders wollen, frei, bewusst, ohne Zufall, ohne Ueberfall . . . Endlich ein Rath für die Herrn Pessimisten und andre *décadents*. Wir haben es nicht in der Hand zu verhindern, geboren zu werden: aber wir können diesen Fehler — denn bisweilen ist es ein Fehler — wieder gut machen. Wenn man sich *abschafft*, thut man die achtungswürdigste Sache, die es giebt: man verdient beinahe damit, zu leben . . . Die Gesellschaft, was

sage ich! das *Leben* selber hat mehr Vortheil davon als durch irgend welches „Leben“ in Entsagung, Bleichsucht und andrer Tugend, — man hat die Andren von seinem Anblick befreit, man hat das Leben von einem *Einwand* befreit . . . Der Pessimismus, pur, vert, *beweist sich erst* durch die Selbst-Widerlegung der Herrn Pessimisten: man muss einen Schritt weiter gehn in seiner Logik, nicht bloss mit „Wille und Vorstellung“, wie Schopenhauer es that, das Leben verneinen — man muss Schopenhauern *zuerst verneinen* . . . Der Pessimismus, anbei gesagt, so ansteckend er ist, vermehrt trotzdem nicht die Krankhaftigkeit einer Zeit, eines Geschlechts im Ganzen: er ist deren Ausdruck. Man verfällt ihm, wie man der Cholera verfällt; man muss morbid genug dazu schon angelegt sein. Der Pessimismus selbst macht keinen einzigen *décadent mehr*; ich erinnere an das Ergebniss der Statistik, dass die Jahre, in denen die Cholera wüthet, sich in der Gesamt-Ziffer der Sterbefälle nicht von andren Jahrgängen unterscheiden.

37.

Ob wir moralischer geworden sind. — Gegen meinen Begriff „jenseits von Gut und Böse“ hat sich, wie zu erwarten stand, die ganze *Ferocität* der moralischen Verdummung, die bekanntlich in Deutschland als die Moral selber gilt — in's Zeug geworfen: ich hätte artige Geschichten davon zu erzählen. Vor Allem gab man mir die „unleugbare Ueberlegenheit“ unsrer Zeit im sittlichen Urtheil zu überdenken, unsern wirklich hier gemachten *Fortschritt*: ein Cesare Borgia sei, im Vergleich mit *uns*, durchaus nicht als ein „höherer Mensch“, als eine Art *Uebermensch*, wie ich es thue, aufzustellen . . . Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund“, gieng so weit, nicht ohne seine Achtung vor dem Muth zu solchem Wagniss auszudrücken, den Sinn meines Werks dahin zu

„verstehn“, dass ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte. Sehr verbunden! — Ich erlaube mir, als Antwort, die Frage aufzuwerfen, *ob wir wirklich moralischer geworden sind*. Dass alle Welt das glaubt, ist bereits ein Einwand dagegen . . . Wir modernen Menschen, sehr zart, sehr verletzlich und hundert Rücksichten gebend und nehmend, bilden uns in der That ein, diese zärtliche Menschlichkeit, die wir darstellen, diese *erreichte* Einmüthigkeit in der Schonung, in der Hülfsbereitschaft, im gegenseitigen Vertrauen sei ein positiver Fortschritt, damit seien wir weit über die Menschen der Renaissance hinaus. Aber so denkt jede Zeit, so *muss* sie denken. Gewiss ist, dass wir uns nicht in Renaissance-Zustände hineinstellen dürften, nicht einmal hineindenken: unsre Nerven hielten jene Wirklichkeit nicht aus, nicht zu reden von unsern Muskeln. Mit diesem Unvermögen ist aber kein Fortschritt bewiesen, sondern nur eine andre, eine spätere Beschaffenheit, eine schwächere, zärtlichere, verletzlichere, aus der sich nothwendig eine *rücksichtenreiche* Moral erzeugt. Denken wir unsre Zartheit und Spätheit, unsre physiologische Alterung weg, so verlöre auch unsre Moral der „Vermenschlichung“ sofort ihren Werth — an sich hat keine Moral Werth —: sie würde uns selbst Geringschätzung machen. Zweifeln wir andererseits nicht daran, dass wir Modernen mit unsrer dick wattirten Humanität, die durchaus an keinen Stein sich stossen will, den Zeitgenossen Cesare Borgia's eine Komödie zum Todtlachen abgeben würden. In der That, wir sind über die Maassen unfreiwillig spasshaft, mit unsren modernen „Tugenden“ . . . Die Abnahme der feindseligen und misstrauen-weckenden Instinkte — und das wäre ja unser „Fortschritt“ — stellt nur eine der Folgen in der allgemeinen Abnahme der *Vitalität* dar: es kostet hundert Mal mehr Mühe, mehr Vorsicht, ein so bedingtes, so spätes Dasein

durchzusetzen. Da hilft man sich gegenseitig, da ist Jeder bis zu einem gewissen Grade Kranker und Jeder Krankenwärter. Das heisst dann „Tugend“ —: unter Menschen, die das Leben noch anders kannten, voller, verschwenderischer, überströmender, hätte man's anders genannt, „Feigheit“ vielleicht, „Erbärmlichkeit“, „Altweiber-Moral“ . . . Unsre Milde-
rung der Sitten — das ist mein Satz, das ist, wenn man will, meine *Neuerung* — ist eine Folge des Niedergangs; die Härte und Schrecklichkeit der Sitte kann umgekehrt eine Folge des Ueberschusses von Leben sein. Dann nämlich darf auch Viel gewagt, Viel herausgefordert, Viel auch *vergeudet* werden. Was Würze ehemals des Lebens war, für uns wäre es *Gift* . . . Indifferent zu sein — auch das ist eine Form der Stärke — dazu sind wir gleichfalls zu alt, zu spät: unsre Mitgefühls-Moral, vor der ich als der Erste gewarnt habe, Das, was man l'impressionisme morale nennen könnte, ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Ueberreizbarkeit, die Allem, was *décadent* ist, eignet. Jene Bewegung, die mit der *Mitleids-Moral* Schopenhauer's versucht hat, sich wissenschaftlich vorzuführen — ein sehr unglücklicher Versuch! — ist die eigentliche *décadence*-Bewegung in der Moral, sie ist als solche tief verwandt mit der christlichen Moral. Die starken Zeiten, die *vornehmen* Culturen sehen im Mitleiden, in der „Nächstenliebe“, im Mangel an Selbst und Selbstgefühl etwas Verächtliches. — Die Zeiten sind zu messen nach ihren *positiven Kräften* — und dabei ergibt sich jene so verschwenderische und verhängnissreiche Zeit der Renaissance als die letzte *grosse* Zeit, und wir, wir Modernen mit unsrer ängstlichen Selbst-Fürsorge und Nächstenliebe, mit unsren Tugenden der Arbeit, der Anspruchslosigkeit, der Rechtlichkeit, der Wissenschaftlichkeit — sammelnd, ökonomisch, machinal — als eine *schwache* Zeit . . . Unsre Tugenden sind bedingt, sind *herausgefordert* durch unsre

Schwäche . . . Die „Gleichheit“, eine gewisse thatsächliche Anähnlichung, die sich in der Theorie von „gleichen Rechten“ nur zum Ausdruck bringt, gehört wesentlich zum Niedergang: die Kluft zwischen Mensch und Mensch, Stand und Stand, die Vielheit der Typen, der Wille, selbst zu sein, sich abzuheben — Das, was ich *Pathos der Distanz* nenne, ist jeder *starken* Zeit zu eigen. Die Spannkraft, die Spannweite zwischen den Extremen wird heute immer kleiner, — die Extreme selbst verwischen sich endlich bis zur Aehnlichkeit . . . Alle unsre politischen Theorien *und* Staats-Verfassungen, das „deutsche Reich“ durchaus nicht ausgenommen, sind Folgerungen, Folge-Nothwendigkeiten des Niedergangs; die unbewusste Wirkung der *décadence* ist bis in die Ideale einzelner Wissenschaften hinein Herr geworden. Mein Einwand gegen die ganze Sociologie in England und Frankreich bleibt, dass sie nur die *Verfalls-Gebilde* der Societät aus Erfahrung kennt und vollkommen unschuldig die eignen Verfalls-Instinkte als *Norm* des sociologischen Werthurtheils nimmt. Das *niedergehende* Leben, die Abnahme aller organisirenden, das heisst trennenden, Klüfte aufreissenden, unter- und überordnenden Kraft formulirt sich in der Sociologie von heute zum *Ideal* . . . Unsre Socialisten sind *décadents*, aber auch Herr Herbert Spencer ist ein *décadent*, — er sieht im Sieg des Altruismus etwas Wünschenswerthes! . . .

38.

Mein Begriff von Freiheit. — Der Werth einer Sache liegt mitunter nicht in Dem, was man mit ihr erreicht, sondern in Dem, was man für sie bezahlt, — was sie uns *kostet*. Ich gebe ein Beispiel. Die liberalen Institutionen hören alsbald auf, liberal zu sein, sobald sie erreicht sind: es giebt später keine ärgeren und gründlicheren Schädiger der Freiheit,

als liberale Institutionen. Man weiss ja, *was* sie zu Wege bringen: sie unterminiren den Willen zur Macht, sie sind die zur Moral erhobene Nivellirung von Berg und Thal, sie machen klein, feige und genüsslich, — mit ihnen triumphirt jedesmal das Heerdenthier. Liberalismus: auf deutsch *Heerden-Verthierung* . . . Dieselben Institutionen bringen, so lange sie noch erkämpft werden, ganz andre Wirkungen hervor; sie fördern dann in der That die Freiheit auf eine mächtige Weise. Genauer zugesehn, ist es der Krieg, der diese Wirkungen hervorbringt, der Krieg *um* liberale Institutionen, der als Krieg die *illiberalen* Instinkte dauern lässt. Und der Krieg erzieht zur Freiheit. Denn was ist Freiheit? Dass man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat. Dass man die Distanz, die uns abtrennt, festhält. Dass man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird. Dass man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet. Freiheit bedeutet, dass die männlichen, die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andre Instinkte, zum Beispiel über die des „Glücks“. Der *freigewordne* Mensch, um wie viel mehr der *freigewordne Geist*, tritt mit Füßen auf die verächtliche Art von Wohlbefinden, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andre Demokraten träumen. Der freie Mensch ist *Krieger*. — Wonach misst sich die Freiheit, bei Einzelnen wie bei Völkern? Nach dem Widerstand, der überwunden werden muss, nach der Mühe, die es kostet, *oben* zu bleiben. Den höchsten Typus freier Menschen hätte man dort zu suchen, wo beständig der höchste Widerstand überwunden wird: fünf Schritt weit von der Tyrannei, dicht an der Schwelle der Gefahr der Knechtschaft. Dies ist psychologisch wahr, wenn man hier unter den „Tyrannen“ unerbittliche und furchtbare Instinkte begreift, die das Maximum von Autorität und Zucht gegen

sich herausfordern — schönster Typus Julius Cäsar —; dies ist auch politisch wahr, man mache nur seinen Gang durch die Geschichte. Die Völker, die Etwas werth waren, werth *wurden*, wurden dies nie unter liberalen Institutionen: die *grosse Gefahr* machte Etwas aus ihnen, das Ehrfurcht verdient, die Gefahr, die uns unsre Hülfsmittel, unsre Tugenden, unsre Wehr und Waffen, unsern *Geist* erst kennen lehrt, — die uns *zwingt*, stark zu sein . . . *Erster Grundsatz*: man muss es nöthig haben, stark zu sein: sonst wird man's nie. — Jene grossen Treibhäuser für starke, für die stärkste Art Mensch, die es bisher gegeben hat, die aristokratischen Gemeinwesen in der Art von Rom und Venedig, verstanden Freiheit genau in dem Sinne, wie ich das Wort Freiheit verstehe: als Etwas, das man hat und *nicht* hat, das man *will*, das man *erobert* . . .

39.

Kritik der Modernität. — Unsre Institutionen taugen nichts mehr: darüber ist man einmüthig. Aber das liegt nicht an ihnen, sondern an *uns*. Nachdem uns alle Instinkte abhanden gekommen sind, aus denen Institutionen wachsen, kommen uns Institutionen überhaupt abhanden, weil *wir* nicht mehr zu ihnen taugen. Demokratismus war jederzeit die Niedergangs-Form der organisirenden Kraft: ich habe schon in „Menschliches, Allzumenschliches“ I, 333 die moderne Demokratie sammt ihren Halbheiten, wie „deutsches Reich“, als *Verfallsform des Staats* gekennzeichnet. Damit es Institutionen giebt, muss es eine Art Wille, Instinkt, Imperativ geben, antiliberal bis zur Bosheit: den Willen zur Tradition, zur Autorität, zur Verantwortlichkeit auf Jahrhunderte hinaus, zur *Solidarität* von Geschlechter-Ketten vorwärts und rückwärts in infinitum. Ist dieser Wille da, so gründet sich Etwas

wie das imperium Romanum: oder wie Russland, die *einzig* Macht, die heute Dauer im Leibe hat, die warten kann, die Etwas noch versprechen kann, — Russland der Gegensatz-Begriff zu der erbärmlichen europäischen Kleinstaaterei und Nervosität, die mit der Gründung des deutschen Reichs in einen kritischen Zustand eingetreten ist . . . Der ganze Westen hat jene Instinkte nicht mehr, aus denen Institutionen wachsen, aus denen *Zukunft* wächst: seinem „modernen Geiste“ geht vielleicht Nichts so sehr wider den Strich. Man lebt für heute, man lebt sehr geschwind, — man lebt sehr unverantwortlich: dies gerade nennt man „Freiheit“. Was aus Institutionen Institutionen *macht*, wird verachtet, gehasst, abgelehnt: man glaubt sich in der Gefahr einer neuen Sklaverei, wo das Wort „Autorität“ auch nur laut wird. So weit geht die *décadence* im Werth-Instinkte unsrer Politiker, unsrer politischen Parteien: *sie ziehn instinktiv vor*, was auflöst, was das Ende beschleunigt . . . Zeugniß die *moderne Ehe*. Aus der modernen Ehe ist ersichtlich alle Vernunft abhanden gekommen: das giebt aber keinen Einwand gegen die Ehe ab, sondern gegen die Modernität. Die Vernunft der Ehe — sie lag in der juristischen Alleinverantwortlichkeit des Mannes: damit hatte die Ehe Schwergewicht, während sie heute auf beiden Beinen hinkt. Die Vernunft der Ehe — sie lag in ihrer principiellen Unlösbarkeit: damit bekam sie einen Accent, der dem Zufall von Gefühl, Leidenschaft und Augenblick gegenüber *sich Gehör zu schaffen* wusste. Sie lag insgleichen in der Verantwortlichkeit der Familien für die Auswahl der Gatten. Man hat mit der wachsenden Indulgenz zu Gunsten der *Liebes*-Heirath geradezu die Grundlage der Ehe, Das, was erst aus ihr eine Institution *macht*, eliminirt. Man gründet eine Institution nie und nimmermehr auf eine Idiosynkrasie, man gründet die Ehe *nicht*, wie gesagt, auf die „Liebe“, — man gründet sie auf den Geschlechtstrieb, auf

den Eigenthumstrieb (Weib und Kind als Eigenthum), auf den *Herrschafts-Trieb*, der sich beständig das kleinste Gebilde der Herrschaft, die Familie, organisirt, der Kinder und Erben braucht, um ein erreichtes Maass von Macht, Einfluss, Reichtum auch physiologisch festzuhalten, um lange Aufgaben, um Instinkt-Solidarität zwischen Jahrhunderten vorzubereiten. Die Ehe als Institution begreift bereits die Bejahung der grössten, der dauerhaftesten Organisationsform in sich: wenn die Gesellschaft selbst nicht als Ganzes für sich *gutsagen* kann bis in die fernsten Geschlechter hinaus, so hat die Ehe überhaupt keinen Sinn. — Die moderne Ehe *verlor* ihren Sinn, — folglich schafft man sie ab. —

40.

Die Arbeiter-Frage. — Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache *aller* Dummheiten ist, liegt darin, dass es eine Arbeiter-Frage giebt. Ueber gewisse Dinge *fragt man nicht*: erster Imperativ des Instinkts. — Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. Er befindet sich viel zu gut, um nicht Schritt für Schritt mehr zu fragen, unbescheidner zu fragen. Er hat zuletzt die grosse Zahl für sich. Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, dass hier sich eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Typus Chinese zum Stande herausbilde: und dies hätte Vernunft gehabt, dies wäre geradezu eine Nothwendigkeit gewesen. Was hat man gethan? — Alles, um auch die Voraussetzung dazu im Keime zu vernichten, — man hat die Instinkte, vermöge deren ein Arbeiter als Stand möglich, *sich selber* möglich wird, durch die unverantwortlichste Gedankenlosigkeit in Grund und Boden zerstört. Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht,

man hat ihm das Coalitions-Recht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Nothstand (moralisch ausgedrückt als *Unrecht* —) empfindet? Aber was *will* man? nochmals gefragt. Will man einen Zweck, muss man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herrn erzieht. —

41.

„Freiheit, die ich *nicht* meine ...“ — In solchen Zeiten, wie heute, seinen Instinkten überlassen sein ist ein Verhängniss mehr. Diese Instinkte widersprechen, stören sich, zerstören sich unter einander; ich definirte das *Moderne* bereits als den physiologischen Selbst-Widerspruch. Die Vernunft der Erziehung würde wollen, dass unter einem eisernen Drucke wenigstens Eins dieser Instinkt-Systeme *paralysirt* würde, um einem andren zu erlauben, zu Kräften zu kommen, stark zu werden, Herr zu werden. Heute müsste man das Individuum erst möglich machen, indem man dasselbe *beschneidet*: möglich, das heisst *ganz* ... Das Umgekehrte geschieht: der Anspruch auf Unabhängigkeit, auf freie Entwicklung, auf *laissez aller* wird gerade von Denen am hitzigsten gemacht, für die kein Zügel *zu streng wäre* — dies gilt in *politicis*, dies gilt in der Kunst. Aber das ist ein Symptom der *décadence*: unser moderner Begriff „Freiheit“ ist ein Beweis von Instinkt-Entartung mehr. —

42.

Wo Glaube noth thut. — Nichts ist seltner unter Moralisten und Heiligen als Rechtschaffenheit; vielleicht sagen sie das Gegentheil, vielleicht *glauben* sie es selbst. Wenn nämlich ein Glaube nützlicher, wirkungsvoller, überzeugender ist, als

die *bewusste* Heuchelei, so wird, aus Instinkt, die Heuchelei alsbald zur *Unschuld*: erster Satz zum Verständniss grosser Heiliger. Auch bei den Philosophen, einer andren Art von Heiligen, bringt es das ganze Handwerk mit sich, dass sie nur gewisse Wahrheiten zulassen: nämlich solche, auf die hin ihr Handwerk die *öffentliche* Sanktion hat, — Kantisch geredet, Wahrheiten der *praktischen* Vernunft. Sie wissen, was sie beweisen *müssen*, darin sind sie praktisch, — sie erkennen sich unter einander daran, dass sie über „die Wahrheiten“ übereinstimmen. — „Du sollst nicht lügen“ — auf deutsch: *hüten Sie sich*, mein Herr Philosoph, die Wahrheit zu sagen . . .

43.

Den Conservativen in's Ohr gesagt. — Was man früher nicht wusste, was man heute weiss, wissen könnte —, eine *Rückbildung*, eine Umkehr in irgend welchem Sinn und Grade ist gar nicht möglich. Wir Physiologen wenigstens wissen das. Aber alle Priester und Moralisten haben daran geglaubt, — sie *wollten* die Menschheit auf ein *früheres* Maass von Tugend zurückbringen, *zurückschrauben*. Moral war immer ein Prokrustes-Bett. Selbst die Politiker haben es darin den Tugendpredigern nachgemacht: es giebt auch heute noch Parteien, die als Ziel den *Krebsgang* aller Dinge träumen. Aber es steht Niemandem frei, Krebs zu sein. Es hilft nichts: man *muss* vorwärts, will sagen *Schritt für Schritt weiter in der décadence* (— dies *meine* Definition des modernen „Fortschritts“ . . .). Man kann diese Entwicklung *hemmen* und, durch Hemmung, die Entartung selber stauen, aufsammeln, vehementer und *plötzlicher* machen: mehr kann man nicht. —

Mein Begriff vom Genie. — Grosse Männer sind wie grosse Zeiten Explosiv-Stoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, dass lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist, — dass lange keine Explosion stattfand. Ist die Spannung in der Masse zu gross geworden, so genügt der zufälligste Reiz, das „Genie“, die „That“, das grosse Schicksal in die Welt zu rufen. Was liegt dann an Umgebung, an Zeitalter, an „Zeitgeist“, an „öffentlicher Meinung“! — Man nehme den Fall Napoleon's. Das Frankreich der Revolution, und noch mehr das der Vor-Revolution, würde aus sich den entgegengesetzten Typus, als der Napoleon's ist, hervorgebracht haben: es *hat* ihn auch hervorgebracht. Und weil Napoleon *anders* war, Erbe einer stärkeren, längeren, älteren Civilisation als die, welche in Frankreich in Dampf und Stücke gieng, wurde er hier Herr, *war* er allein hier Herr. Die grossen Menschen sind nothwendig, die Zeit, in der sie erscheinen, ist zufällig; dass sie fast immer über dieselbe Herr werden, liegt nur darin, dass sie stärker, dass sie älter sind, dass länger auf sie hin gesammelt worden ist. Zwischen einem Genie und seiner Zeit besteht ein Verhältniss, wie zwischen stark und schwach, auch wie zwischen alt und jung: die Zeit ist relativ immer viel jünger, dünner, unmündiger, unsicherer, kindischer. — Dass man hierüber in Frankreich heute *sehr anders* denkt (in Deutschland auch: aber daran liegt nichts), dass dort die Theorie vom milieu, eine wahre Neurotiker-Theorie, sakrosankt und beinahe wissenschaftlich geworden ist und bis unter die Physiologen Glauben findet, das „riecht nicht gut“, das macht Einem traurige Gedanken. — Man versteht es auch in England nicht anders, doch darüber wird sich kein Mensch betrüben. Dem Engländer stehen nur zwei Wege offen, sich mit dem Genie und

„grossen Manne“ abzufinden: entweder *demokratisch* in der Art Buckle's oder *religiös* in der Art Carlyle's. — Die *Gefahr*, die in grossen Menschen und Zeiten liegt, ist ausserordentlich; die Erschöpfung jeder Art, die Sterilität folgt ihnen auf dem Fusse. Der grosse Mensch ist ein Ende; die grosse Zeit, die Renaissance zum Beispiel, ist ein Ende. Das Genie — in Werk, in That — ist nothwendig ein Verschwender: *dass es sich ausgiebt*, ist seine Grösse . . . Der Instinkt der Selbsterhaltung ist gleichsam ausgehängt; der übergewaltige Druck der ausströmenden Kräfte verbietet ihm jede solche Obhut und Vorsicht. Man nennt das „Aufopferung“; man rühmt seinen „Heroismus“ darin, seine Gleichgültigkeit gegen das eigne Wohl, seine Hingebung für eine Idee, eine grosse Sache, ein Vaterland: Alles Missverständnisse . . . Er strömt aus, er strömt über, er verbraucht sich, er schont sich nicht, — mit Fatalität, verhängnissvoll, unfreiwillig, wie das Ausbrechen eines Flusses über seine Ufer unfreiwillig ist. Aber weil man solchen Explosiven viel verdankt, hat man ihnen auch viel dagegen geschenkt, zum Beispiel eine Art *höherer Moral* . . . Das ist ja die Art der menschlichen Dankbarkeit: sie *missversteht* ihre Wohlthäter. —

45.

Der Verbrecher und was ihm verwandt ist. — Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildniss, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur und Daseinsform, in der Alles, was Waffe und Wehr im Instinkt des starken Menschen ist, *zu Recht besteht*. Seine *Tugenden* sind von der Gesellschaft in Bann gethan; seine lebhaftesten Triebe, die er mitgebracht hat, verwachsen alsbald mit den niederdrückenden Affekten, mit dem Verdacht,

der Furcht, der Unehre. Aber dies ist beinahe das *Recept* zur physiologischen Entartung. Wer Das, was er am besten kann, am liebsten thäte, heimlich thun muss, mit langer Spannung, Vorsicht, Schlaueit, wird anämisch; und weil er immer nur Gefahr, Verfolgung, Verhängniss von seinen Instinkten her erntet, verkehrt sich auch sein Gefühl gegen diese Instinkte — er fühlt sie fatalistisch. Die Gesellschaft ist es, unsre zahme, mittelmässige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrecher entartet. Oder beinahe nothwendig: denn es giebt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Corse Napoleon ist der berühmteste Fall. Für das Problem, das hier vorliegt, ist das Zeugniss Dostoiewsky's von Belang — Dostoiewsky's, des einzigen Psychologen, anbei gesagt, von dem ich Etwas zu lernen hatte: er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser *tiefe* Mensch, der zehn Mal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen, hat die sibirischen Zuchthäusler, in deren Mitte er lange lebte, lauter schwere Verbrecher, für die es keinen Rückweg zur Gesellschaft mehr gab, sehr anders empfunden, als er selbst erwartete — ungefähr als aus dem besten, härtesten und werthvollsten Holze geschnitzt, das auf russischer Erde überhaupt wächst. Verallgemeinern wir den Fall des Verbrechers: denken wir uns Naturen, denen, aus irgend einem Grunde, die öffentliche Zustimmung fehlt, die wissen, dass sie nicht als wohlthätig, als nützlich empfunden werden, — jenes Tschandala-Gefühl, dass man nicht als gleich gilt, sondern als ausgestossen, unwürdig, verunreinigend. Alle solche Naturen haben die Farbe des Unterirdischen auf Gedanken und Handlungen; an ihnen wird Jegliches bleicher als an Solchen, auf deren Dasein das

Tageslicht ruht. Aber fast alle Existenzformen, die wir heute auszeichnen, haben ehemals unter dieser halben Grabesluft gelebt: der wissenschaftliche Charakter, der Artist, das Genie, der freie Geist, der Schauspieler, der Kaufmann, der grosse Entdecker . . . So lange der *Priester* als oberster Typus galt, war *jede* werthvolle Art Mensch entwerthet . . . Die Zeit kommt — ich verspreche das — wo er als der *niedrigste* gelten wird, als *unser* Tschandala, als die verlogenste, als die unanständigste Art Mensch . . . Ich richte die Aufmerksamkeit darauf, wie noch jetzt, unter dem mildesten Regiment der Sitte, das je auf Erden, zum Mindesten in Europa, geherrscht hat, jede Abseitigkeit, jedes lange, allzulange *Unterhalb*, jede ungewöhnliche, undurchsichtige Daseinsform jenem Typus nahe bringt, den der Verbrecher vollendet. Alle Neuerer des Geistes haben eine Zeit das fahle und fatalistische Zeichen des Tschandala auf der Stirn: *nicht*, weil sie so empfunden würden, sondern weil sie selbst die furchtbare Kluft fühlen, die sie von allem Herkömmlichen und in Ehren Stehenden trennt. Fast jedes Genie kennt als eine seiner Entwicklungen die „catilinarische Existenz“, ein Hass-, Rache- und Aufstands-Gefühl gegen Alles, was schon *ist*, was nicht mehr *wird* . . . Catilina — die Präexistenz-Form *jedes* Caesar. —

46.

Hier ist die Aussicht frei. — Es kann Höhe der Seele sein, wenn ein Philosoph schweigt; es kann Liebe sein, wenn er sich widerspricht; es ist eine Höflichkeit des Erkennenden möglich, welche lügt. Man hat nicht ohne Feinheit gesagt: *il est indigne des grands coeurs de répandre le trouble, qu'ils ressentent*: nur muss man hinzufügen, dass *vor dem Unwürdigsten* sich nicht zu fürchten ebenfalls Grösse der Seele sein kann. Ein Weib, das liebt, opfert seine Ehre; ein Erkennender,

welcher „liebt“, opfert vielleicht seine Menschlichkeit; ein Gott, welcher liebte, ward Jude . . .

47.

Die Schönheit kein Zufall. — Auch die Schönheit einer Rasse oder Familie, ihre Anmuth und Güte in allen Gebärden wird erarbeitet: sie ist, gleich dem Genie, das Schlussergebniss der accumulirten Arbeit von Geschlechtern. Man muss dem guten Geschmacke grosse Opfer gebracht haben, man muss um seinetwillen Vieles gethan, Vieles gelassen haben — das siebzehnte Jahrhundert Frankreichs ist bewunderungswürdig in Beidem —, man muss in ihm ein Princip der Wahl, für Gesellschaft, Ort, Kleidung, Geschlechtsbefriedigung gehabt haben, man muss Schönheit dem Vorthail, der Gewohnheit, der Meinung, der Trägheit vorgezogen haben. Oberste Richtschnur: man muss sich auch vor sich selber nicht „gehen lassen“. — Die guten Dinge sind über die Maassen kostspielig: und immer gilt das Gesetz, dass wer sie *hat*, ein Anderer ist, als wer sie *erwirbt*. Alles Gute ist Erbschaft: was nicht ererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang . . . In Athen waren zur Zeit Ciceros, der darüber seine Ueberraschung ausdrückt, die Männer und Jünglinge bei weitem den Frauen an Schönheit überlegen: aber welche Arbeit und Anstrengung im Dienste der Schönheit hatte daselbst das männliche Geschlecht seit Jahrhunderten von sich verlangt! — Man soll sich nämlich über die Methodik hier nicht vergreifen: eine blosse Zucht von Gefühlen und Gedanken ist beinahe Null (— hier liegt das grosse Missverständniss der deutschen Bildung, die ganz illusorisch ist): man muss den *Leib* zuerst überreden. Die strenge Aufrechterhaltung bedeutender und gewählter Gebärden, eine Verbindlichkeit, nur mit Menschen zu leben, die sich nicht „gehen lassen“, genügt vollkommen, um bedeutend und

gewählt zu werden: in zwei, drei Geschlechtern ist bereits Alles *verinnerlicht*. Es ist entscheidend über das Loos von Volk und Menschheit, dass man die Cultur an der *rechten Stelle* beginnt — *nicht* an der „Seele“ (wie es der verhängnissvolle Aberglaube der Priester und Halb-Priester war): die rechte Stelle ist der Leib, die Gebärde, die Diät, die Physiologie, der *Rest* folgt daraus . . . Die Griechen bleiben deshalb das *erste Cultur-Ereigniss* der Geschichte — sie wussten, sie *thaten*, was noth that; das Christentum, das den Leib verachtete, war bisher das grösste Unglück der Menschheit. —

48.

Fortschritt in meinem Sinne. — Auch ich rede von „Rückkehr zur Natur“, obwohl es eigentlich nicht ein Zurückgehn, sondern ein *Hinaufkommen* ist — hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur und Natürlichkeit, eine solche, die mit grossen Aufgaben spielt, spielen *darf* . . . Um es im *Gleichniss* zu sagen: Napoleon war ein Stück „Rückkehr zur Natur“, so wie ich sie verstehe (zum Beispiel in rebus tacticis, noch mehr, wie die Militärs wissen, im Strategischen). — Aber Rousseau — wohin wollte *der* eigentlich zurück? Rousseau, dieser erste moderne Mensch, Idealist und canaille in Einer Person; der die moralische „Würde“ nöthig hatte, um seinen eignen Aspekt auszuhalten, krank vor zügelloser Eitelkeit und zügelloser Selbstverachtung. Auch diese Missgeburt, welche sich an die Schwelle der neuen Zeit gelagert hat, wollte „Rückkehr zur Natur“ — wohin, nochmals gefragt, wollte Rousseau zurück? — Ich hasse Rousseau noch *in* der Revolution: sie ist der welthistorische Ausdruck für diese Doppelheit von Idealist und canaille. Die blutige farce, mit der sich diese Revolution abspielte, ihre „Immoralität“, geht mich wenig an: was ich hasse, ist ihre Rousseau'sche *Moralität* — die sogenannten

„Wahrheiten“ der Revolution, mit denen sie immer noch wirkt und alles Flache und Mittelmässige zu sich überredet. Die Lehre von der Gleichheit! ... Aber es giebt gar kein giftigeres Gift: denn sie *scheint* von der Gerechtigkeit selbst gepredigt, während sie das *Ende* der Gerechtigkeit ist ... „Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches — *das* wäre die wahre Rede der Gerechtigkeit: und, was daraus folgt, Ungleiches niemals gleich machen.“ — Dass es um jene Lehre von der Gleichheit herum so schauerlich und blutig zugieng, hat dieser „modernen Idee“ par excellence eine Art Glorie und Feuerschein gegeben, so dass die Revolution als *Schauspiel* auch die edelsten Geister verführt hat. Das ist zuletzt kein Grund, sie mehr zu achten. — Ich sehe nur Einen, der sie empfand, wie sie empfunden werden muss, mit *Ekel* — Goethe ...

49.

Goethe — kein deutsches Ereigniss, sondern ein europäisches: ein grossartiger Versuch, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden durch eine Rückkehr zur Natur, durch ein *Hinauf*kommen zur Natürlichkeit der Renaissance, eine Art Selbstüberwindung von Seiten dieses Jahrhunderts. — Er trug dessen stärkste Instinkte in sich: die Gefühlsamkeit, die Natur-Idolatrie, das Antihistorische, das Idealistische, das Unreale und Revolutionäre (— letzteres ist nur eine Form des Unrealen). Er nahm die Historie, die Naturwissenschaft, die Antike, insgleichen Spinoza zu Hülfe, vor Allem die praktische Thätigkeit; er umstellte sich mit lauter geschlossenen Horizonten; er löste sich nicht vom Leben ab, er stellte sich hinein; er war nicht verzagt und nahm so viel als möglich auf sich, über sich, in sich. Was er wollte, das war *Totalität*; er bekämpfte das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit,

Gefühl, Wille (— in abschreckendster Scholastik durch Kant gepredigt, den Antipoden Goethe's); er disciplinirte sich zur Ganzheit, er *schuf* sich . . . Goethe war, inmitten eines unreal gesinnten Zeitalters, ein überzeugter Realist: er sagte Ja zu Allem, was ihm hierin verwandt war, — er hatte kein grösseres Erlebniss als jenes *ens realissimum*, genannt Napoleon. Goethe concipirte einen starken, hochgebildeten, in allen Leiblichkeiten geschickten, sich selbst im Zaume habenden, vor sich selber ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Umfang und Reichthum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, der stark genug zu dieser Freiheit ist; den Menschen der Toleranz, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er Das, woran die durchschnittliche Natur zu Grunde gehn würde, noch zu seinem Vorthelle zu brauchen weiss; den Menschen, für den es nichts Verbotenes mehr giebt, es sei denn die *Schwäche*, heisse sie nun Laster oder Tugend . . . Ein solcher *freigewordener* Geist steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im *Glauben*, dass nur das Einzelne verwerflich ist, dass im Ganzen sich Alles erlöst und bejaht — *er verneint nicht mehr* . . . Aber ein solcher Glaube ist der höchste aller möglichen Glauben: ich habe ihn auf den Namen des *Dionysos* getauft. —

50.

Man könnte sagen, dass in gewissem Sinne das neunzehnte Jahrhundert Das alles *auch* erstrebt hat, was Goethe als Person erstrebte: eine Universalität im Verstehn, im Gutheissen, ein An-sich-heran-kommen-lassen von Jedwedem, einen verwegenen Realismus, eine Ehrfurcht vor allem Thatsächlichen. Wie kommt es, dass das Gesamt-Ergebniss kein Goethe, sondern ein Chaos ist, ein nihilistisches Seufzen, ein Nicht-wissen-wo-aus-noch-ein, ein Instinkt von Ermüdung, der in praxi fortwährend dazu treibt, *zum achtzehnten Jahrhundert*

zurückzugreifen? (— zum Beispiel als Gefühls-Romantik, als Altruismus und Hyper-Sentimentalität, als Feminismus im Geschmack, als Socialismus in der Politik). Ist nicht das neunzehnte Jahrhundert, zumal in seinem Ausgange, bloss ein verstärktes *verrohtes* achtzehntes Jahrhundert, das heisst ein *décadence*-Jahrhundert? So dass Goethe nicht bloss für Deutschland, sondern für ganz Europa bloss ein Zwischenfall, ein schönes Umsonst gewesen wäre? — Aber man missversteht grosse Menschen, wenn man sie aus der armseligen Perspektive eines öffentlichen Nutzens ansieht. Dass man keinen Nutzen aus ihnen zu ziehn weiss, *das gehört selbst vielleicht zur Grösse*...

51.

Goethe ist der letzte Deutsche, vor dem ich Ehrfurcht habe: er hätte drei Dinge empfunden, die ich empfinde, — auch verstehen wir uns über das „Kreuz“... Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich *deutsch* schriebe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen, als im Vaterlande. Aber wer weiss zuletzt, ob ich auch nur *wünsche*, heute gelesen zu werden? — Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, *der Substanz nach* um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der „Ewigkeit“; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andre in einem Buche sagt, — was jeder Andre in einem Buche *nicht* sagt...

Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen *Zarathustra*: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste. —

Was ich den Alten verdanke

I.

Zum Schluss ein Wort über jene Welt, zu der ich Zugänge gesucht, zu der ich vielleicht einen neuen Zugang gefunden habe — die alte Welt. Mein Geschmack, der der Gegensatz eines duldsamen Geschmacks sein mag, ist auch hier fern davon, in Bausch und Bogen Ja zu sagen: er sagt überhaupt nicht gern Ja, lieber noch Nein, am allerliebsten gar Nichts . . . Das gilt von ganzen Culturen, das gilt von Büchern, — es gilt auch von Orten und Landschaften. Im Grunde ist es eine ganz kleine Anzahl antiker Bücher, die in meinem Leben mitzählen; die berühmtesten sind nicht darunter. Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast augenblicklich bei der Berührung mit Sallust. Ich habe das Erstaunen meines verehrten Lehrers Corssen nicht vergessen, als er seinem schlechtesten Lateiner die allererste Censur geben musste, — ich war mit Einem Schlage fertig. Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grunde, eine kalte Bosheit gegen das „schöne Wort“, auch das „schöne Gefühl“ — daran errieth ich mich. Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach *römischem* Stil, nach dem „aere perennius“ im Stil bei mir wiedererkennen. — Nicht anders erging es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab. In

gewissen Sprachen ist Das, was hier erreicht ist, nicht einmal zu *wollen*. Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies minimum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte maximum in der Energie der Zeichen — das Alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, *vornehm* par excellence. Der ganze Rest von Poesie wird dagegen etwas zu Populäres, — eine bloße Gefühls-Geschwätzigkeit . . .

2.

Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandt starken Eindrücke; und, um es geradezu herauszusagen, sie *können* uns nicht sein, was die Römer sind. Man *lernt* nicht von den Griechen — ihre Art ist zu fremd, sie ist auch zu flüssig, um imperativisch, um „klassisch“ zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen schreiben gelernt! Wer hätte es je *ohne* die Römer gelernt! . . . Man wende mir ja nicht Plato ein. Im Verhältniss zu Plato bin ich ein gründlicher Skeptiker und war stets ausser Stande, in die Bewunderung des *Artisten* Plato, die unter Gelehrten herkömmlich ist, einzustimmen. Zuletzt habe ich hier die raffinirtesten Geschmacksrichter unter den Alten selbst auf meiner Seite. Plato wirft, wie mir scheint, alle Formen des Stils durcheinander, er ist damit ein *erster* *décadent* des Stils: er hat etwas Aehnliches auf dem Gewissen, wie die Cyniker, die die satura Menippea erfanden. Dass der Platonische Dialog, diese entsetzlich selbstgefällige und kindliche Art Dialektik, als Reiz wirken könne, dazu muss man nie gute Franzosen gelesen haben, — Fontenelle zu Beispiel. Plato ist langweilig. — Zuletzt geht mein Misstrauen bei Plato in die Tiefe: ich finde ihn

so abgeirrt von allen Grundinstinkten des Hellenen, so vermoralisirt, so präexistent-christlich — er hat bereits den Begriff „gut“ als obersten Begriff —, dass ich von dem ganzen Phänomen Plato eher das harte Wort „höherer Schwindel“ oder, wenn man's lieber hört, Idealismus — als irgend ein andres gebrauchen möchte. Man hat theuer dafür bezahlt, dass dieser Athener bei den Aegyptern in die Schule gieng (— oder bei den Juden in Aegypten? . . .). Im grossen Verhängniss des Christenthums ist Plato jene „Ideal“ genannte Zweideutigkeit und Fascination, die den edleren Naturen des Alterthums es möglich machte, sich selbst misszuverstehn und die *Brücke* zu betreten, die zum „Kreuz“ führte . . . Und wie viel Plato ist noch im Begriff „Kirche“, in Bau, System, Praxis der Kirche! — Meine Erholung, meine Vorliebe, meine *Kur* von allem Platonismus war zu jeder Zeit Thukydides. Thukydides und, vielleicht, der principe Machiavell's sind mir selber am meisten verwandt durch den unbedingten Willen, sich Nichts vorzumachen und die Vernunft in der *Realität* zu sehn, — *nicht* in der „Vernunft“, noch weniger in der „Moral“ . . . Von der jämmerlichen Schönfärberei der Griechen in's Ideal, die der „klassisch gebildete“ Jüngling als Lohn für seine Gymnasial-Dressur in's Leben davonträgt, kurirt Nichts so gründlich als Thukydides. Man muss ihn Zeile für Zeile umwenden und seine Hintergedanken so deutlich ablesen wie seine Worte: es giebt wenige so hintergedankenreiche Denker. In ihm kommt die *Sophisten-Cultur*, will sagen die *Realisten-Cultur*, zu ihrem vollendeten Ausdruck: diese unschätzbare Bewegung inmitten des eben allerwärts losbrechenden Moral- und Ideal-Schwindels der sokratischen Schulen. Die griechische Philosophie als die *décadence* des griechischen Instinkts; Thukydides als die grosse Summe, die letzte Offenbarung jener starken, strengen, harten Thatsächlichkeit, die dem älteren Hellenen im Instinkte

lag. Der *Muth* vor der Realität unterscheidet zuletzt solche Naturen wie Thukydides und Plato: Plato ist ein Feigling vor der Realität — *folglich* flüchtet er in's Ideal; Thukydides hat *sich* in der Gewalt — folglich behält er auch die Dinge in der Gewalt . . .

3.

In den Griechen „schöne Seelen“, „goldene Mitten“ und andre Vollkommenheiten auszuwitern, etwa an ihnen die Ruhe in der Grösse, die ideale Gesinnung, die hohe Einfachheit bewundern — vor dieser „hohen Einfachheit“, einer *niaiserie* allemande zuguterletzt, war ich durch den Psychologen behütet, den ich in mir trug. Ich sah ihren stärksten Instinkt, den Willen zur Macht, ich sah sie zittern vor der unbändigen Gewalt dieses Triebs, — ich sah alle ihre Institutionen wachsen aus Schutzmaassregeln, um sich vor einander gegen ihren inwendigen *Explosivstoff* sicher zu stellen. Die ungeheure Spannung im Innern entlud sich dann in furchtbarer und rücksichtsloser Feindschaft nach Aussen: die Stadtgemeinden zerfleischten sich unter einander, damit die Stadtbürger jeder einzelnen vor sich selber Ruhe fänden. Man hatte es nöthig, stark zu sein: die Gefahr war in der Nähe —, sie lauerte überall. Die prachtvoll geschmeidige Leiblichkeit, der verwegene Realismus und Immoralismus, der dem Hellenen eignet, ist eine *Noth*, nicht eine „Natur“ gewesen. Er folgte erst, er war nicht von Anfang an da. Und mit Festen und Künsten wollte man auch nichts Andres als sich *obenauf* fühlen, sich *obenauf zeigen*: es sind Mittel, sich selber zu verherrlichen, unter Umständen vor sich Furcht zu machen . . . Die Griechen auf deutsche Manier nach ihren Philosophen beurtheilen, etwa die Bieder-männerei der sokratischen Schulen zu Aufschlüssen darüber

benutzen, *was* im Grunde hellenisch sei! . . . Die Philosophen sind ja die *décadents* des Griechenthums, die Gegenbewegung gegen den alten, den vornehmen Geschmack (— gegen den agonalen Instinkt, gegen die Polis, gegen den Werth der Rasse, gegen die Autorität des Herkommens). Die sokratischen Tugenden wurden gepredigt, *weil* sie den Griechen abhanden gekommen waren: reizbar, furchtsam, unbeständig, Komödianten allesamt, hatten sie ein paar Gründe zu viel, sich Moral predigen zu lassen. Nicht, dass es Etwas geholfen hätte: aber große Worte und Attitüden stehen *décadents* so gut . . .

4.

Ich war der Erste, der, zum Verständniss des älteren, des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instinkts, jenes wundervolle Phänomen ernst nahm, das den Namen des Dionysos trägt: es ist einzig erklärbar aus einem *Zuwiel* von Kraft. Wer den Griechen nachgeht, wie jener tiefste Kenner ihrer Cultur, der heute lebt, wie Jakob Burckhardt in Basel, der wusste sofort, dass damit Etwas gethan sei: Burckhardt fügte seiner „Cultur der Griechen“ einen eignen Abschnitt über das genannte Phänomen ein. Will man den Gegensatz, so sehe man die beinahe erheiternde Instinkt-Armuth der deutschen Philologen, wenn sie in die Nähe des Dionysischen kommen. Der berühmte Lobeck zumal, der mit der ehrwürdigen Sicherheit eines zwischen Büchern ausgetrockneten Wurms in diese Welt geheimnissvoller Zustände hineinkroch und sich überredete, damit wissenschaftlich zu sein, dass er bis zum Ekel leichtfertig und kindisch war, — Lobeck hat mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit zu verstehen gegeben, eigentlich habe es mit allen diesen Curiositäten Nichts auf sich. In der That möchten die Priester

den Theilhabern an solchen Orgien einiges nicht Werthlose mitgetheilt haben, zum Beispiel, dass der Wein zur Lust anrege, dass der Mensch unter Umständen von Früchten lebe, dass die Pflanzen im Frühjahr aufblühen, im Herbst verwelken. Was jenen so befremdlichen Reichthum an Riten, Symbolen und Mythen orgiastischen Ursprungs angeht, von dem die antike Welt ganz wörtlich überwuchert ist, so findet Lobeck an ihm einen Anlass, noch um einen Grad geistreicher zu werden. „Die Griechen, sagt er Aglaophamus I, 672, hatten sie nichts Anderes zu thun, so lachten, sprangen, rasten sie umher, oder, da der Mensch mitunter auch dazu Lust hat, so sassen sie nieder, weinten und jammerten. *Andere* kamen dann später hinzu und suchten doch irgend einen Grund für dies auffallende Wesen; und so entstanden zur Erklärung jener Gebräuche zahllose Festsagen und Mythen. Auf der andren Seite glaubte man, jenes *possirliche Treiben*, welches nun einmal an den Festtagen stattfand, gehöre auch nothwendig zur Festfeier, und hielt es als einen unentbehrlichen Theil des Gottesdienstes fest.“ — Dies ist verächtliches Geschwätz, man wird einen Lobeck nicht einen Augenblick ernst nehmen. Ganz anders berührt es uns, wenn wir den Begriff „griechisch“ prüfen, den Winckelmann und Goethe sich gebildet haben, und ihn unverträglich mit jenem Elemente finden, aus dem die dionysische Kunst wächst — mit dem Orgasmus. Ich zweifle in der That nicht daran, dass Goethe etwas Derartiges grundsätzlich aus den Möglichkeiten der griechischen Seele ausgeschlossen hätte. *Folglich verstand Goethe die Griechen nicht.* Denn erst in den dionysischen Mysterien, in der Psychologie des dionysischen Zustands spricht sich die *Grundthatsache* des hellenischen Instinkts aus — sein „Wille zum Leben“. Was verbürgte sich der Hellene mit diesen Mysterien? Das ewige Leben, die ewige Wiederkehr des Lebens; die Zukunft in

der Vergangenheit verheissen und geweiht; das triumphirende Ja zum Leben über Tod und Wandel hinaus; das *wahre* Leben als das Gesamt-Fortleben durch die Zeugung, durch die Mysterien der Geschlechtlichkeit. Den Griechen war deshalb das *geschlechtliche* Symbol das ehrwürdige Symbol an sich, der eigentliche Tiefsinn innerhalb der ganzen antiken Frömmigkeit. Alles Einzelne im Akte der Zeugung, der Schwangerschaft, der Geburt erweckte die höchsten und feierlichsten Gefühle. In der Mysterienlehre ist der *Schmerz* heilig gesprochen: die „Wehen der Gebälerin“ heiligen den Schmerz überhaupt, — alles Werden und Wachsen, alles Zukunft-Verbürgende *bedingt* den Schmerz . . . Damit es die ewige Lust des Schaffens giebt, damit der Wille zum Leben sich ewig selbst bejaht, *muss* es auch ewig die „Qual der Gebälerin“ geben . . . Dies Alles bedeutet das Wort Dionysos: ich kenne keine höhere Symbolik als diese griechische Symbolik, die der Dionysien. In ihr ist der tiefste Instinkt des Lebens, der zur Zukunft des Lebens, zur Ewigkeit des Lebens, religiös empfunden, — der Weg selbst zum Leben, die Zeugung, als der *heilige* Weg . . . Erst das Christentum, seinem Ressentiment *gegen* das Leben auf dem Grunde, hat aus der Geschlechtlichkeit etwas Unreines gemacht: es warf *Koth* auf den Anfang, auf die Voraussetzung unseres Lebens . . .

5.

Die Psychologie des Orgasmus als eines überströmenden Lebens- und Kraftgefühls, innerhalb dessen selbst der Schmerz noch als Stimulans wirkt, gab mir den Schlüssel zum Begriff des *tragischen* Gefühls, das sowohl von Aristoteles als in Sonderheit von unsern Pessimisten missverstanden worden ist. Die Tragödie ist so fern davon, Etwas für den Pessimismus der Hellenen im Sinne Schopenhauers zu beweisen,

dass sie vielmehr als dessen entscheidende Ablehnung und *Gegen-Instanz* zu gelten hat. Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen, der Wille zum Leben, im *Opfer* seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — *das* nannte ich dionysisch, *das* errieth ich als die Brücke zur Psychologie des *tragischen* Dichters. *Nicht* um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch dessen vehemente Entladung zu reinigen — so verstand es Aristoteles —: sondern um, über Schrecken und Mitleid hinaus, die ewige Lust des Werdens *selbst zu sein*, — jene Lust, die auch noch die *Lust am Vernichten* in sich schliesst . . . Und damit berühre ich wieder die Stelle, von der ich einstmals ausgieng — die „Geburt der Tragödie“ war meine erste Umwerthung aller Werthe: damit stelle ich mich wieder auf den Boden zurück, aus dem mein Wollen, mein *Können* wächst — ich, der letzte Jünger des Philosophen Dionysos, — ich, der Lehrer der ewigen Wiederkunft . . .

Der Hammer redet

Also sprach Zarathustra, S. 273.

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle: sind wir denn nicht Nah-Verwandte?“

Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder?

Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? so wenig Schicksal in eurem Blicke?

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

Alle Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muss es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, —

— Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste.

Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart! — —

Umwerthung aller Werthe
Vorwort und Erstes Buch:
Der Antichrist

Letzter Plan, Herbst 1888.

Umwerthung aller Werthe.

Erstes Buch.

Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christenthums.

Zweites Buch.

Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung.

Drittes Buch.

Der Immoralist. Kritik der verhängnissvollsten Art von Unwissenheit, der Moral.

Viertes Buch.

Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft.

VORWORT

Dies Buch gehört den Wenigsten. Vielleicht lebt selbst noch Keiner von ihnen. Es mögen Die sein, welche meinen Zarathustra verstehen: wie *dürfte* ich mich mit Denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Uebermorgen gehört mir. Einige werden posthum geboren.

Die Bedingungen, unter denen man mich versteht und dann *mit Nothwendigkeit* versteht, — ich kenne sie nur zu genau. Man muss rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte, um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten. Man muss geübt sein, auf Bergen zu leben — das erbärmliche Zeitgeschwätz von Politik und Völker-Selbstsucht *unter* sich zu sehn. Man muss gleichgültig geworden sein, man muss nie fragen, ob die Wahrheit nützt, ob sie Einem Verhängniss wird . . . Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen Niemand heute den Muth hat; der Muth zum *Verbotenen*; die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für das Fernste. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. *Und* der Wille zur Oekonomie grossen Stils: seine Kraft, seine *Begeisterung* beisammen behalten . . . Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich . . .

Wohlan! Das allein sind meine Leser, meine rechten Leser, meine vorherbestimmten Leser: was liegt am *Rest*? — Der Rest ist bloss die Menschheit. — Man muss der Menschheit überlegen sein durch Kraft, durch *Höhe* der Seele, — durch Verachtung . . .

Friedrich Nietzsche.

Erstes Buch:

Der Antichrist

Versuch einer Kritik des Christenthums

I.

— Sehen wir uns in's Gesicht. Wir sind Hyperboreer, — wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. „Weder zu Lande noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboreern finden“: das hat schon Pindar von uns gewusst. Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes — *unser* Leben *unser* Glück . . . Wir haben das Glück entdeckt, wir wissen den Weg, wir fanden den Ausgang aus ganzen Jahrtausenden des Labyrinths. Wer fand ihn *sonst*? — Der moderne Mensch etwa? — „Ich weiss nicht aus noch ein; ich bin Alles, was nicht aus noch ein weiss“ — seufzt der moderne Mensch . . . An *dieser* Modernität waren wir krank, — am faulen Frieden, am feigen Compromiss, an der ganzen tugendhaften Unsauberkeit des modernen Ja und Nein. Diese Toleranz und *largeur* des Herzens, die Alles „verzeiht“, weil sie Alles „begreift“, ist Scirocco für uns. Lieber im Eise leben, als unter modernen Tugenden und andren Südwinden! . . . Wir waren tapfer genug, wir schonten weder uns noch Andere: aber wir wussten lange nicht, *wohin* mit unsrer Tapferkeit. Wir wurden düster, man hiess uns Fatalisten. *Unser* Fatum — das war die Fülle, die Spannung, die Stauung der Kräfte. Wir dursteten nach Blitz und Thaten, wir blieben am fernsten vom Glück der Schwächlinge, von der „Ergebung“ . . . Ein Gewitter war in unsrer Luft, die Natur, die wir sind, verfinsterte sich — *denn wir hatten keinen Weg*. Formel unsres Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein *Ziel* . . .

2.

Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? — Das Gefühl davon, dass die Macht *wächst*, — dass ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; *nicht* Friede überhaupt, sondern Krieg; *nicht* Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, virtù, moralinfreie Tugend).

Die Schwachen und Missrathnen sollen zu Grunde gehn: erster Satz *unsrer* Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher, als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der That mit allen Missrathnen und Schwachen — das Christenthum . . .

3.

Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein *Ende* —): sondern welchen Typus Mensch man *züchten* soll, *wollen* soll, als den höherwerthigeren, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren.

Dieser höherwerthigere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als *gewollt*. Vielmehr ist *er* gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher beinahe *das* Furchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte Typus gewollt, gezüchtet, *erreicht*: das Haushier, das Heerdenthier, das kranke Thier Mensch, — der Christ . . .

4.

Die Menschheit stellt *nicht* eine Entwicklung zum Besseren oder Stärkeren oder Höheren dar, in der Weise, wie dies

heute geglaubt wird. Der „Fortschritt“ ist bloss eine moderne Idee, das heisst eine falsche Idee. Der Europäer von Heute bleibt in seinem Werthe tief unter dem Europäer der Renaissance; Fortentwicklung ist schlechterdings *nicht* mit irgend welcher Nothwendigkeit Erhöhung, Steigerung, Verstärkung.

In einem andren Sinne giebt es ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Culturen heraus, mit denen in der That sich ein *höherer Typus* darstellt: Etwas, das im Verhältniss zur Gesamt-Menschheit eine Art Uebermensch ist. Solche Glücksfälle des grossen Gelingens waren immer möglich und werden vielleicht immer möglich sein. Und selbst ganze Geschlechter, Stämme, Völker können unter Umständen einen solchen *Treffer* darstellen.

5.

Man soll das Christenthum nicht schmücken und herausputzen: es hat einen *Todkrieg* gegen diesen *höheren Typus* Mensch gemacht, es hat alle Grundinstinkte dieses Typus in Bann gethan, es hat aus diesen Instinkten das Böse, den Bösen herausdestillirt: — der starke Mensch als der typisch Verwerfliche, der „verworfenen Mensch“. Das Christenthum hat die Partei alles Schwachen, Niedrigen, Missrathnen genommen, es hat ein Ideal aus dem *Widerspruch* gegen die Erhaltungs-Instinkte des starken Lebens gemacht; es hat die Vernunft selbst der geistig stärksten Naturen verdorben, indem es die obersten Werthe der Geistigkeit als sündhaft, als irreführend, als *Versuchungen* empfinden lehrte. Das jammervollste Beispiel: die Verderbniss Pascal's, der an die Verderbniss seiner Vernunft durch die Erbsünde glaubte, während sie nur durch sein Christenthum verdorben war! —

6.

Es ist ein schmerzliches, ein schauerliches Schauspiel, das mir aufgegangen ist: ich zog den Vorhang weg von der *Verdorbenheit* des Menschen. Dies Wort, in meinem Munde, ist wenigstens gegen Einen Verdacht geschützt: dass es eine moralische Anklage des Menschen enthält. Es ist — ich möchte es nochmals unterstreichen — *moralinfrei* gemeint: und dies bis zu dem Grade, dass jene Verdorbenheit gerade dort von mir am stärksten empfunden wird, wo man bisher am bewusstesten zur „Tugend“, zur „Göttlichkeit“ aspirirte. Ich verstehe Verdorbenheit, man erräth es bereits, im Sinne von *décadence*: meine Behauptung ist, dass alle Werthe, in denen jetzt die Menschheit ihre oberste Wünschbarkeit zusammenfasst, *décadence-Werthe* sind.

Ich nenne ein Thier, eine Gattung, ein Individuum verdorben, wenn es seine Instinkte verliert, wenn es wählt, wenn es *vorzieht*, was ihm nachtheilig ist. Eine Geschichte der „höheren Gefühle“, der „Ideale der Menschheit“ — und es ist möglich, dass ich sie erzählen muss — wäre beinahe auch die Erklärung dafür, *weshalb* der Mensch so verdorben ist. Das Leben selbst gilt mir als Instinkt für Wachsthum, für Dauer, für Häufung von Kräften, für *Macht*: wo der Wille zur Macht fehlt, giebt es Niedergang. Meine Behauptung ist, dass allen obersten Werthen der Menschheit dieser Wille *fehlt*. — dass Niedergangs-Werthe, *nihilistische* Werthe unter den heiligsten Namen die Herrschaft führen.

7.

Man nennt das Christenthum die Religion des *Mitleidens*. — Das Mitleiden steht im Gegensatz zu den tonischen Affekten, welche die Energie des Lebensgefühls erhöhen: es wirkt depressiv. Man verliert Kraft, wenn man mitleidet.

Durch das Mitleiden vermehrt und vervielfältigt sich die Einbusse an Kraft noch, die an sich schon das Leiden dem Leben bringt. Das Leiden selbst wird durch das Mitleiden ansteckend; unter Umständen kann mit ihm eine Gesamteinbusse an Leben und Lebens-Energie erreicht werden, die in einem absurden Verhältniss zum Quantum der Ursache steht (— der Fall vom Tode des Nazareners). Das ist der erste Gesichtspunkt; es giebt aber noch einen wichtigeren. Gesetzt, man misst das Mitleiden nach dem Werthe der Reaktionen, die es hervorzubringen pflegt, so erscheint sein lebensgefährlicher Charakter in einem noch viel helleren Lichte. Das Mitleiden kreuzt im Ganzen Grossen das Gesetz der Entwicklung, welches das Gesetz der *Selection* ist. Es erhält, was zum Untergange reif ist, es wehrt sich zu Gunsten der Enterbten und Verurtheilten des Lebens, es giebt durch die Fülle des Missrathnen aller Art, das es im Leben *festhält*, dem Leben selbst einen düsteren und fragwürdigen Aspekt. Man hat gewagt, das Mitleiden eine Tugend zu nennen (— in jeder *vornehmen* Moral gilt es als Schwäche —); man ist weiter gegangen, man hat aus ihm *die* Tugend, den Boden und Ursprung aller Tugenden gemacht, — nur freilich, was man stets im Auge behalten muss, vom Gesichtspunkt einer Philosophie aus, welche nihilistisch war, welche die *Verneinung des Lebens* auf ihr Schild schrieb. Schopenhauer war in seinem Recht damit: durch das Mitleid wird das Leben verneint, *verneinungswürdiger* gemacht, — Mitleiden ist die *Praxis* des Nihilismus. Nochmals gesagt: dieser depressive und contagiöse Instinkt kreuzt jene Instinkte, welche auf Erhaltung und Werth-Erhöhung des Lebens aus sind: er ist ebenso als *Multiplikator* des Elends wie als *Conservator* alles Elenden ein Hauptwerkzeug zur Steigerung der *décadence*, — Mitleiden überredet zum *Nichts*! . . . Man sagt nicht „*Nichts*“: man sagt dafür „Jenseits“; oder „Gott“; oder „das

wahre Leben“; oder Nirvana, Erlösung, Seligkeit . . . Diese unschuldige Rhetorik aus dem Reich der religiös-moralischen Idiosynkrasie erscheint sofort *viel weniger unschuldig*, wenn man begreift, *welche* Tendenz hier den Mantel sublimier Worte um sich schlägt: die *lebensfeindliche* Tendenz. Schopenhauer war lebensfeindlich: *deshalb* wurde ihm das Mitleid zur Tugend . . . Aristoteles sah, wie man weiss, im Mitleiden einen krankhaften und gefährlichen Zustand, dem man gut thäte, hier und da durch ein Purgativ beizukommen: er verstand die Tragödie als Purgativ. Vom Instinkte des Lebens aus müsste man in der That nach einem Mittel suchen, einer solchen krankhaften und gefährlichen Häufung des Mitleids, wie sie der Fall Schopenhauer's (und leider auch unsre gesammte litterarische und artistische *décadence* von St. Petersburg bis Paris, von Tolstoi bis Wagner) darstellt, einen Stich zu versetzen: damit sie *platzt* . . . Nichts ist ungesunder, inmitten unsrer ungesunden Modernität, als das christliche Mitleid. *Hier* Arzt sein, *hier* unerbittlich sein, *hier* das Messer führen — das gehört zu *uns*, das ist *unsre* Art Menschenliebe, damit sind *wir* Philosophen, wir Hyperboreer! — — —

8.

Es ist nothwendig zu sagen, *wen* wir als unsern Gegensatz fühlen: — die Theologen und Alles, was Theologen-Blut im Leibe hat — unsre ganze Philosophie . . . Man muss das Verhängniss aus der Nähe gesehn haben, noch besser, man muss es an sich erlebt, man muss an ihm fast zu Grunde gegangen sein, um hier keinen Spass mehr zu verstehn (— die Freigeisterei unsrer Herrn Naturforscher und Physiologen ist in meinen Augen ein *Spass*, — ihnen fehlt die Leidenschaft in diesen Dingen, das *Leiden* an ihnen —). Jene Vergiftung

reicht viel weiter, als man denkt: ich fand den Theologen-Instinkt des „Hochmuths“ überall wieder, wo man sich heute als „Idealist“ fühlt, — wo man, vermöge einer höheren Abkunft, ein Recht in Anspruch nimmt, zur Wirklichkeit überlegen und fremd zu blicken . . . Der Idealist hat, ganz wie der Priester, alle grossen Begriffe in der Hand (— und nicht nur in der Hand!), er spielt sie mit einer wohlwollenden Verachtung gegen den „Verstand“, die „Sinne“, die „Ehren“, das „Wohlleben“, die „Wissenschaft“ aus, er sieht dergleichen *unter* sich, wie schädigende und verführerische Kräfte, über denen „der Geist“ in reiner Für-sich-heit schwebt: — als ob nicht Demuth, Keuschheit, Armut, *Heiligkeit* mit Einem Wort, dem Leben bisher unsäglich mehr Schaden gethan hätten als irgend welche Furchtbarkeiten und Laster . . . Der reine Geist ist die reine Lüge . . . So lange der Priester noch als eine *höhere* Art Mensch gilt, dieser Verneiner, Verleumder, Vergifter des Lebens von *Beruf*, giebt es keine Antwort auf die Frage: was *ist* Wahrheit? Man *hat* bereits die Wahrheit auf den Kopf gestellt, wenn der bewusste Advokat des Nichts und der Verneinung als Vertreter der „Wahrheit“ gilt . . .

9.

Diesem Theologen-Instinkte mache ich den Krieg: ich fand seine Spur überall. Wer Theologen-Blut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich. Das Pathos, das sich daraus entwickelt, heisst sich *Glaube*: das Auge ein für alle Mal vor sich schliessen, um nicht am Aspekt unheilbarer Falschheit zu leiden. Man macht bei sich eine Moral, eine Tugend, eine Heiligkeit aus dieser fehlerhaften Optik zu allen Dingen, man knüpft das gute Gewissen an das *Falschsehen*, — man fordert, dass keine *andre* Art Optik mehr Werth haben dürfe, nachdem man

die eigne mit den Namen „Gott“ „Erlösung“ „Ewigkeit“ sakrosankt gemacht hat. Ich grub den Theologen-Instinkt noch überall aus: er ist die verbreitetste, die eigentlich *unterirdische* Form der Falschheit, die es auf Erden giebt. Was ein Theologe als wahr empfindet, das *muss* falsch sein: man hat daran beinahe ein Kriterium der Wahrheit. Es ist sein unterster Selbsterhaltungs-Instinkt, der verbietet, dass die Realität in irgend einem Punkte zu Ehren oder auch nur zu Worte käme. So weit der Theologen-Einfluss reicht, ist das *Werth-Urtheil* auf den Kopf gestellt, sind die Begriffe „wahr“ und „falsch“ nothwendig umgekehrt: was dem Leben am schädlichsten ist, das heisst hier „wahr“, was es hebt, steigert, bejaht, rechtfertigt und triumphiren macht, das heisst „falsch“ . . . Kommt es vor, dass Theologen durch das „Gewissen“ der Fürsten (*oder* der Völker —) hindurch nach der *Macht* die Hand ausstrecken, zweifeln wir nicht, *was* jedes Mal im Grunde sich begiebt: der Wille zum Ende, der *nihilistische* Wille will zur Macht . . .

10.

Unter Deutschen versteht man sofort, wenn ich sage, dass die Philosophie durch Theologen-Blut verderbt ist. Der protestantische Pfarrer ist Grossvater der deutschen Philosophie, der Protestantismus selbst ihr peccatum originale. Definition des Protestantismus: die halbseitige Lähmung des Christenthums — *und* der Vernunft . . . Man hat nur das Wort „Tübinger Stift“ auszusprechen, um zu begreifen, *was* die deutsche Philosophie im Grunde ist, — eine *hinterlistige* Theologie . . . Die Schwaben sind die besten Lügner in Deutschland, sie lügen unschuldig . . . Woher das Frohlocken, das beim Auftreten *Kant's* durch die deutsche Gelehrtenwelt gieng, die zu drei Viertel aus Pfarrer- und Lehrer-

Söhnen besteht, — woher die deutsche Ueberzeugung, die auch heute noch ihr Echo findet, dass mit Kant eine Wendung zum *Besseren* beginne? Der Theologen-Instinkt im deutschen Gelehrten errieth, *was* nunmehr wieder möglich war... Ein Schleichweg zum alten Ideal stand offen, der Begriff „*wahre Welt*“, der Begriff der Moral als *Essenz* der Welt (— diese zwei böartigsten Irrthümer, die es giebt!) waren jetzt wieder, Dank einer verschmitzt-klugen Skepsis, wenn nicht beweisbar, so doch nicht mehr *widerlegbar*... Die Vernunft, das *Recht* der Vernunft reicht nicht so weit... Man hatte aus der Realität eine „Scheinbarkeit“ gemacht; man hatte eine vollkommen *erlogne* Welt, die des Seienden, zur Realität gemacht... Der Erfolg Kant's ist bloss ein Theologen-Erfolg: Kant war, gleich Luther, gleich Leibniz, ein Hemmschuh mehr in der an sich nicht taktfesten deutschen Rechtschaffenheit — —

II.

Ein Wort noch gegen Kant als *Moralist*. Eine Tugend muss *unsre* Erfindung sein, *unsre* persönlichste Nothwehr und Nothdurft: in jedem andren Sinne ist sie bloss eine Gefahr. Was nicht unser Leben bedingt, *schadet* ihm: eine Tugend bloss aus einem Respekts-Gefühle vor dem Begriff „Tugend“, wie Kant es wollte, ist schädlich. Die „Tugend“, die „Pflicht“, das „Gute an sich“, das Gute mit dem Charakter der Unpersönlichkeit und Allgemeingültigkeit — Hirngespinnste, in denen sich der Niedergang, die letzte Entkräftung des Lebens, das Königsberger Chinesenthum ausdrückt. Das Umgekehrte wird von den tiefsten Erhaltungs- und Wachsthumsgesetzen geboten: dass Jeder sich *seine* Tugend, *seinen* kategorischen Imperativ erfinde. Ein Volk geht zu Grunde, wenn es *seine* Pflicht mit dem Pflichtbegriff überhaupt verwechselt. Nichts

ruinirt tiefer, innerlicher als jede „unpersönliche“ Pflicht, jede Opferung vor dem Moloch der Abstraktion. — Dass man den kategorischen Imperativ Kant's nicht als *lebensgefährlich* empfunden hat! . . . Der Theologen-Instinkt allein nahm ihn in Schutz! — Eine Handlung, zu der der Instinkt des Lebens zwingt, hat in der Lust ihren Beweis, eine *rechte* Handlung zu sein: und jener Nihilist mit christlich-dogmatischen Eingeweiden verstand die Lust als *Einwand* . . . Was zerstört schneller, als ohne innere Nothwendigkeit, ohne eine tief persönliche Wahl, ohne *Lust* arbeiten, denken, fühlen? als Automat der „Pflicht“? Es ist geradezu das *Recept* zur *décadence*, selbst zum Idiotismus . . . Kant wurde Idiot. — Und das war der Zeitgenosse *Goethe's*! Dies Verhängniss von Spinne galt als der *deutsche* Philosoph, — gilt es noch! . . . Ich hüte mich zu sagen, was ich von den Deutschen denke . . . Hat Kant nicht in der französischen Revolution den Uebergang aus der unorganischen Form des Staats in die *organische* gesehn? Hat er sich nicht gefragt, ob es eine Begebenheit giebt, die gar nicht anders erklärt werden könne als durch eine moralische Anlage der Menschheit, so dass mit ihr, Ein für alle Mal, die „Tendenz der Menschheit zum Guten“ *bewiesen* sei? Antwort Kant's: „das ist die Revolution“. Der fehlgreifende Instinkt in Allem und Jedem, die Widernatur als Instinkt, die deutsche *décadence* als Philosophie — *das ist Kant!* —

12.

Ich nehme ein paar Skeptiker bei Seite, den anständigen Typus in der Geschichte der Philosophie: aber der Rest kennt die ersten Forderungen der intellektuellen Rechtschaffenheit nicht. Sie machen es allesammt wie die Weiblein, alle diese grossen Schwärmer und Wunderthiere, — sie halten

die „schönen Gefühle“ bereits für Argumente, den „gehobenen Busen“ für einen Blasebalg der Gottheit, die Ueberzeugung für ein *Kriterium* der Wahrheit. Zuletzt hat noch Kant, in „deutscher“ Unschuld, diese Form der Corruption, diesen Mangel an intellektuellem Gewissen unter dem Begriff „praktische Vernunft“ zu verwissenschaftlichen versucht: er erfand eigens eine Vernunft dafür, in welchem Falle man sich nicht um die Vernunft zu kümmern habe, nämlich wenn die Moral, wenn die erhabne Forderung „du sollst“ laut wird. Erwägt man, dass bei fast allen Völkern der Philosoph nur die Weiterentwicklung des priesterlichen Typus ist, so überrascht dieses Erbstück des Priesters, die *Falschmünzerei vor sich selbst*, nicht mehr. Wenn man heilige Aufgaben hat, zum Beispiel die Menschen zu bessern, zu retten, zu erlösen, wenn man die Gottheit im Busen trägt, Mundstück jenseitiger Imperative ist, so steht man mit einer solchen Mission bereits ausserhalb aller bloss verstandesmässigen Werthungen, — *selbst* schon geheiligt durch eine solche Aufgabe, selbst schon der Typus einer höheren Ordnung! . . . Was geht einen Priester die *Wissenschaft* an! Er steht zu hoch dafür! — Und der Priester hat bisher *geherrscht*! — Er *bestimmte* den Begriff „wahr“ und „unwahr“! . . .

13.

Unterschätzen wir dies nicht: *wir selbst*, wir freien Geister, sind bereits eine „Umwerthung aller Werthe“, eine *leibhafte* Kriegs- und Siegs-Erklärung an alle alten Begriffe von „wahr“ und „unwahr“. Die werthvollsten Einsichten werden am spätesten gefunden; aber die werthvollsten Einsichten sind die *Methoden*. *Alle* Methoden, *alle* Voraussetzungen unsrer jetzigen Wissenschaftlichkeit haben Jahrtausende lang die tiefste Verachtung gegen sich gehabt: auf sie hin war man

aus dem Verkehre mit „honnetten“ Menschen ausgeschlossen, — man galt als „Feind Gottes“, als Verächter der Wahrheit, als „Besessener“. Als wissenschaftlicher Charakter war man Tschandala . . . Wir haben das ganze Pathos der Menschheit gegen uns gehabt — ihren Begriff von Dem, was Wahrheit sein *soll*, was der Dienst der Wahrheit sein *soll*: jedes „du sollst“ war bisher *gegen* uns gerichtet . . . Unsre Objekte, unsre Praktiken, unsre stille vorsichtige misstrauische Art — Alles schien ihr vollkommen unwürdig und verächtlich. — Zuletzt dürfte man, mit einiger Billigkeit, sich fragen, ob es nicht eigentlich ein *aesthetischer* Geschmack war, was die Menschheit in so langer Blindheit gehalten hat: sie verlangte von der Wahrheit einen *pittoresken* Effekt, sie verlangte insgleichen vom Erkennenden, dass er stark auf die Sinne wirke. Unsre *Bescheidenheit* gieng ihr am längsten wider den Geschmack . . . Oh wie sie das erriethen, diese Truthähne Gottes — —

14.

Wir haben umgelernt. Wir sind in allen Stücken bescheidner geworden. Wir leiten den Menschen nicht mehr vom „Geist“, von der „Gottheit“ ab, wir haben ihn unter die Thiere zurückgestellt. Er gilt uns als das stärkste Thier, weil er das listigste ist: eine Folge davon ist seine Geistigkeit. Wir wehren uns anderseits gegen eine Eitelkeit, die auch hier wieder laut werden möchte: wie als ob der Mensch die grosse Hinterabsicht der thierischen Entwicklung gewesen sei. Er ist durchaus keine Krone der Schöpfung, jedes Wesen ist, neben ihm, auf einer gleichen Stufe der Vollkommenheit . . . Und indem wir das behaupten, behaupten wir noch zuviel: der Mensch ist, relativ genommen, das missrathenste Thier, das krankhafteste, das von seinen Instinkten am gefährlichsten

abgeirrte — freilich, mit alle dem, auch das *interessanteste* !
— Was die Thiere betrifft, so hat zuerst Descartes, mit verehrungswürdiger Kühnheit, den Gedanken gewagt, das Thier als *machina* zu verstehen: unsre ganze Physiologie bemüht sich um den Beweis dieses Satzes. Auch stellen wir logischer Weise den Menschen nicht bei Seite, wie noch Descartes that: was überhaupt heute vom Menschen begriffen ist, geht genau so weit, als er *machinal* begriffen ist. Ehedem gab man dem Menschen, als seine Mitgift aus einer höheren Ordnung, den „freien Willen“: heute haben wir ihm selbst den Willen genommen, in dem Sinne, dass darunter kein Vermögen mehr verstanden werden darf. Das alte Wort „Wille“ dient nur dazu, eine Resultante zu bezeichnen, eine Art individueller Reaktion, die nothwendig auf eine Menge theils widersprechender, theils zusammenstimmender Reize folgt: — der Wille „wirkt“ nicht mehr, „bewegt“ nicht mehr... Ehemals sah man im Bewusstsein des Menschen, im „Geist“, den Beweis seiner höheren Abkunft, seiner Göttlichkeit; um den Menschen zu *vollenden*, rieth man ihm an, nach der Art der Schildkröte die Sinne in sich hineinzuziehen, den Verkehr mit dem Irdischen einzustellen, die sterbliche Hülle abzuthun: dann blieb die Hauptsache von ihm zurück, der „reine Geist“. Wir haben uns auch hierüber besser besonnen: das Bewusstwerden, der „Geist“, gilt uns gerade als Symptom einer relativen Unvollkommenheit des Organismus, als ein Versuchen, Tasten, Fehlgreifen, als eine Mühsal, bei der unnöthig viel Nervenkraft verbraucht wird, — wir leugnen, dass irgend Etwas vollkommen gemacht werden kann, so lange es noch bewusst gemacht wird. Der „reine Geist“ ist eine reine Dummheit: rechnen wir das Nervensystem und die Sinne ab, die „sterbliche Hülle“, *so verrechnen wir uns* — weiter nichts!...

Weder die Moral noch die Religion berührt sich im Christenthume mit irgend einem Punkte der Wirklichkeit. Lauter imaginäre *Ursachen* („Gott“, „Seele“, „Ich“, „Geist“, „der freie Wille“ — oder auch „der unfreie“); lauter imaginäre *Wirkungen* („Sünde“, „Erlösung“, „Gnade“, „Strafe“, „Vergebung der Sünde“). Ein Verkehr zwischen imaginären *Wesen* („Gott“, „Geister“, „Seelen“); eine imaginäre *Naturwissenschaft* (anthropocentrisch; völliger Mangel des Begriffs der natürlichen Ursachen); eine imaginäre *Psychologie* (lauter Selbst-Missverständnisse, Interpretationen angenehmer oder unangenehmer Allgemeingefühle, zum Beispiel der Zustände des nervus sympathicus, mit Hülfe der Zeichensprache religiös-moralischer Idiosynkrasie, — „Reue“, „Gewissensbiss“, „Versuchung des Teufels“, „die Nähe Gottes“); eine imaginäre *Teleologie* („das Reich Gottes“, „das jüngste Gericht“, „das ewige Leben“). — Diese reine *Fiktions-Welt* unterscheidet sich dadurch sehr zu ihren Ungunsten von der Traumwelt, dass letztere die Wirklichkeit *wiederspiegelt*, während *sie* die Wirklichkeit fälscht, entwerthet, verneint. Nachdem erst der Begriff „Natur“ als Gegenbegriff zu „Gott“ erfunden war, musste „natürlich“ das Wort sein für „verwerflich“, — jene ganze Fiktions-Welt hat ihre Wurzel im *Hass* gegen das Natürliche (— die Wirklichkeit! —), sie ist der Ausdruck eines tiefen Missbehagens am Wirklichen . . . *Aber damit ist Alles erklärt.* Wer allein hat Gründe, sich *wegzulügen* aus der Wirklichkeit? Wer an ihr *leidet*. Aber an der Wirklichkeit leiden heisst eine *verunglückte* Wirklichkeit sein . . . Das Uebergewicht der Unlustgefühle über die Lustgefühle ist die *Ursache* jener fiktiven Moral und Religion: ein solches Uebergewicht giebt aber die *Formel* ab für *décadence* . . .

Zu dem gleichen Schlusse nöthigt eine Kritik des *christlichen Gottesbegriffs*. — Ein Volk, das noch an sich selbst glaubt, hat auch noch seinen eignen Gott. In ihm verehrt es die Bedingungen, durch die es obenauf ist, seine Tugenden, — es projecirt seine Lust an sich, sein Machtgefühl in ein Wesen, dem man dafür danken kann. Wer reich ist, will abgeben; ein stolzes Volk braucht einen Gott, um zu *opfern*... Religion, innerhalb solcher Voraussetzungen, ist eine Form der Dankbarkeit. Man ist für sich selber dankbar: dazu braucht man einen Gott. — Ein solcher Gott muss nützen und schaden können, muss Freund und Feind sein können, — man bewundert ihn im Guten wie im Schlimmen. Die *wider-natürliche* Castration eines Gottes zu einem Gotte bloss des Guten läge hier ausserhalb aller Wünschbarkeit. Man hat den bösen Gott so nöthig als den guten: man verdankt ja die eigne Existenz nicht gerade der Toleranz, der Menschenfreundlichkeit... Was läge an einem Gotte, der nicht Zorn, Rache, Neid, Hohn, List, Gewaltthat kannte? dem vielleicht nicht einmal die entzückenden ardeurs des Siegs und der Vernichtung bekannt wären? Man würde einen solchen Gott nicht verstehn: wozu sollte man ihn haben? — Freilich: wenn ein Volk zu Grunde geht; wenn es den Glauben an Zukunft, seine Hoffnung auf Freiheit endgültig schwinden fühlt; wenn ihm die Unterwerfung als erste Nützlichkeit, die Tugenden der Unterworfenen als Erhaltungsbedingungen in's Bewusstsein treten, dann *muss* sich auch sein Gott verändern. Er wird jetzt Duckmäuser, furchtsam, bescheiden, räth zum „Frieden der Seele“, zum Nicht-mehr-hassen, zur Nachsicht, zur „Liebe“ selbst gegen Freund und Feind. Er moralisirt beständig, er kriecht in die Höhle jeder Privattugend, wird Gott für Jedermann, wird Privatmann, wird Kosmopolit... Ehemals stellte er ein Volk, die Stärke eines Volkes, alles

Aggressive und Machtdurstige aus der Seele eines Volkes dar: jetzt ist er bloss noch der gute Gott... In der That, es giebt keine andre Alternative für Götter: *entweder* sind sie der Wille zur Macht — und so lange werden sie Volksgötter sein —, *oder* aber die Ohnmacht zur Macht — und dann werden sie nothwendig *gut*...

17.

Wo in irgend welcher Form der Wille zur Macht niedergeht, giebt es jedes Mal auch einen physiologischen Rückgang, eine *décadence*. Die Gottheit der *décadence*, beschnitten an ihren männlichsten Tugenden und Trieben, wird nunmehr nothwendig zum Gott der physiologisch-Zurückgegangenen, der Schwachen. Sie heissen sich selbst *nicht* die Schwachen, sie heissen sich „die Guten“... Man versteht, ohne dass ein Wink noch noth thäte, in welchen Augenblicken der Geschichte erst die dualistische Fiktion eines guten und eines bösen Gottes möglich wird. Mit demselben Instinkte, mit dem die Unterworfenen ihren Gott zum „Guten an sich“ herunterbringen, streichen sie aus dem Gotte ihrer Ueberwinder die guten Eigenschaften aus; sie nehmen Rache an ihren Herren, dadurch dass sie deren Gott *verteufeln*. — Der *gute* Gott, ebenso wie der Teufel: Beide Ausgeburten der *décadence*. — Wie kann man heute noch der Einfalt christlicher Theologen so viel nachgeben, um mit ihnen zu dekretiren, die Fortentwicklung des Gottesbegriffs vom „Gotte Israels“, vom Volksgotte, zum christlichen Gotte, zum Inbegriff alles Guten, sei ein *Fortschritt*? — Aber selbst Renan thut es. Als ob Renan ein Recht auf Einfalt hätte! Das Gegentheil springt doch in die Augen. Wenn die Voraussetzungen des *aufsteigenden* Lebens, wenn alles Starke,

Tapfere, Herrische, Stolze aus dem Gottesbegriffe eliminirt werden, wenn er Schritt für Schritt zum Symbol eines Stabs für Müde, eines Rettungsankers für alle Ertrinkenden heruntersinkt, wenn er Arme-Leute-Gott, Sünder-Gott, Kranken-Gott par excellence wird, und das Prädikat „Heiland“, „Erlöser“ gleichsam *übrig* bleibt als göttliches Prädikat überhaupt: *wovon* redet eine solche Verwandlung? eine solche *Reduktion* des Göttlichen? — Freilich: „das Reich Gottes“ ist damit grösser geworden. Ehemals hatte er nur sein Volk, sein „auserwähltes“ Volk. Inzwischen gieng er, ganz wie sein Volk selber, in die Fremde, auf Wanderschaft, er sass seitdem nirgendwo mehr still: bis er endlich überall heimisch wurde, der grosse Kosmopolit, — bis er „die grosse Zahl“ und die halbe Erde auf seine Seite bekam. Aber der Gott der „grossen Zahl“, der Demokrat unter den Göttern, wurde trotzdem kein stolzer Heidengott: er blieb Jude, er blieb der Gott der Winkel, der Gott aller dunklen Ecken und Stellen, aller ungesunden Quartiere der ganzen Welt!... Sein Weltreich ist nach wie vor ein Unterwelts-Reich, ein Hospital, ein souterrain-Reich, ein Ghetto-Reich... Und er selbst, so blass, so schwach, so *décadent*... Selbst die Blassesten der Blassen wurden noch über ihn Herr, die Herrn Metaphysiker, die Begriffs-Albinos. Diese spannen so lange um ihn herum, bis er, hypnotisirt durch ihre Bewegungen, selbst Spinne, selbst Metaphysicus wurde. Nunmehr spann er wieder die Welt aus sich heraus — sub specie Spinozæ —, nunmehr transfigurirte er sich in's immer Dünnere und Blässere, ward „Ideal“, ward „reiner Geist“, ward „absolutum“, ward „Ding an sich“... *Verfall eines Gottes*: Gott ward „Ding an sich“...

Der christliche Gottesbegriff — Gott als Krankengott, Gott als Spinne, Gott als Geist — ist einer der corruptesten Gottesbegriffe, die auf Erden erreicht worden sind; er stellt vielleicht selbst den Pegel des Tiefstands in der absteigenden Entwicklung des Götter-Typus dar. Gott zum *Widerspruch des Lebens* abgeartet, statt dessen Verklärung und ewiges *Fa* zu sein! In Gott dem Leben, der Natur, dem Willen zum Leben die Feindschaft angesagt! Gott die Formel für jede Verleumdung des „Diesseits“, für jede Lüge vom „Jenseits“! In Gott das Nichts vergöttlicht, der Wille zum Nichts heilig gesprochen! . . .

Dass die starken Rassen des nördlichen Europa den christlichen Gott nicht von sich gestossen haben, macht ihrer religiösen Begabung wahrlich keine Ehre, um nicht vom Geschmacke zu reden. Mit einer solchen krankhaften und altersschwachen Ausgeburts der *décadence* hätten sie fertig werden *müssen*. Aber es liegt ein Fluch dafür auf ihnen, dass sie nicht mit ihm fertig geworden sind: sie haben die Krankheit, das Alter, den Widerspruch in alle ihre Instinkte aufgenommen, — sie haben seitdem keinen Gott mehr *geschaffen*! Zwei Jahrtausende beinahe und nicht ein einziger neuer Gott! Sondern immer noch und wie zu Recht bestehend, wie ein ultimum und maximum der gottbildenden Kraft, des creator spiritus im Menschen, dieser erbarmungswürdige Gott des christlichen Monotono-Theismus! Dies hybride Verfalls-Gebilde aus Null, Begriff und Widerspruch, in dem alle *décadence*-Instinkte, alle Feigheiten und Müdigkeiten der Seele ihre Sanktion haben! — —

Mit meiner Verurtheilung des Christenthums möchte ich kein Unrecht gegen eine verwandte Religion begangen haben, die der Zahl der Bekenner nach sogar überwiegt: gegen den *Buddhismus*. Beide gehören als nihilistische Religionen zusammen — sie sind *décadence*-Religionen —, beide sind von einander in der merkwürdigsten Weise getrennt. Dass man sie jetzt *vergleichen* kann, dafür ist der Kritiker des Christenthums den indischen Gelehrten tief dankbar. — Der Buddhismus ist hundert Mal realistischer als das Christenthum, — er hat die Erbschaft des objektiven und kühlen Probleme-Stellens im Leibe, er kommt *nach* einer hunderte von Jahren dauernden philosophischen Bewegung; der Begriff „Gott“ ist bereits abgethan, als er kommt. Der Buddhismus ist die einzige eigentlich *positivistische* Religion, die uns die Geschichte zeigt, auch noch in seiner Erkenntnistheorie (einem strengen Phänomenalismus —), er sagt nicht mehr „Kampf gegen die *Sünde*“, sondern, ganz der Wirklichkeit das Recht gebend, „Kampf gegen das *Leiden*“. Er hat — dies unterscheidet ihn tief vom Christenthum — die Selbst-Betrügerei der Moral-Begriffe bereits hinter sich, — er steht, in meiner Sprache geredet, *jenseits* von Gut und Böse. — Die *zwei* physiologischen Thatsachen, auf denen er ruht und die er in's Auge fasst, sind: *einmal* eine übergrosse Reizbarkeit der Sensibilität, welche sich als raffinirte Schmerzfähigkeit ausdrückt, *sodann* eine Uebergeistigung, ein allzulanges Leben in Begriffen und logischen Prozeduren, unter dem der Person-Instinkt zum Vorthail des „Unpersönlichen“ Schaden genommen hat (— Beides Zustände, die wenigstens Einige meiner Leser, die „Objektiven“, gleich mir selbst, aus Erfahrung kennen werden). Auf Grund dieser physiologischen Bedingungen ist eine *Depression* entstanden: gegen diese geht Buddha hygienisch vor. Er wendet dagegen das Leben im Freien an,

das Wanderleben; die Mässigung und die Wahl in der Kost; die Vorsicht gegen alle Spirituosa; die Vorsicht insgleichen gegen alle Affekte, die Galle machen, die das Blut erhitzen: keine *Sorge*, weder für sich, noch für Andre. Er fordert Vorstellungen, die entweder Ruhe geben oder erheitern — er erfindet Mittel, die andren sich abzugewöhnen. Er versteht die Güte, das Gütig-sein als gesundheit-fördernd. *Gebet* ist ausgeschlossen, ebenso wie die *Askese*; kein kategorischer Imperativ, kein *Zwang* überhaupt, selbst nicht innerhalb der Klostergemeinschaft (— man kann wieder hinaus —). Das Alles wären Mittel, um jene übergrosse Reizbarkeit zu verstärken. Eben darum fordert er auch keinen Kampf gegen Andersdenkende; seine Lehre wehrt sich gegen nichts *mehr* als gegen das Gefühl der Rache, der Abneigung, des resentiment (— „nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende“: der rührende Refrain des ganzen Buddhismus...). Und das mit Recht: gerade diese Affekte wären vollkommen *ungesund* in Hinsicht auf die diätetische Hauptabsicht. Die geistige Ermüdung, die er vorfindet, und die sich in einer allzu grossen „Objektivität“ (das heisst Schwächung des Individual-Interesses, Verlust an Schwergewicht, an „Egoismus“) ausdrückt, bekämpft er mit einer strengen Zurückführung auch der geistigsten Interessen auf die *Person*. In der Lehre Buddha's wird der Egoismus Pflicht: das „Eins ist Noth“, das „wie kommst *du* vom Leiden los“ regulirt und begrenzt die ganze geistige Diät (— man darf sich vielleicht an jenen Athener erinnern, der der reinen „Wissenschaftlichkeit“ gleichfalls den Krieg machte, an Sokrates, der den Personal-Egoismus auch im Reich der Probleme zur Moral erhob.)

Die Voraussetzung für den Buddhismus ist ein sehr mildes Klima, eine grosse Sanftmuth und Liberalität in den Sitten, *kein* Militarismus; und dass es die höheren und selbst gelehrten Stände sind, in denen die Bewegung ihren Heerd hat. Man will die Heiterkeit, die Stille, die Wunschlosigkeit als höchstes Ziel, und man *erreicht* sein Ziel. Der Buddhismus ist keine Religion, in der man bloss auf Vollkommenheit aspirirt: das Vollkommne ist der normale Fall. —

Im Christenthume kommen die Instinkte Unterworfenen und Unterdrückter in den Vordergrund: es sind die niedersten Stände, die in ihm ihr Heil suchen. Hier wird als *Beschäftigung*, als Mittel gegen die Langeweile die Casuistik der Sünde, die Selbstkritik, die Gewissens-Inquisition geübt; hier wird der Affekt gegen einen *Mächtigen*, „Gott“ genannt, beständig aufrecht erhalten (durch das Gebet); hier gilt das Höchste als unerreichbar, als Geschenk, als „Gnade“. Hier fehlt auch die Oeffentlichkeit; der Versteck, der dunkle Raum ist christlich. Hier wird der Leib verachtet, die Hygiene als Sinnlichkeit abgelehnt; die Kirche wehrt sich selbst gegen die Reinlichkeit (— die erste christliche Maassregel nach Vertreibung der Mauren war die Schliessung der öffentlichen Bäder, von denen Cordova allein 270 besass). Christlich ist ein gewisser Sinn der Grausamkeit, gegen sich und Andre; der Hass gegen die Andersdenkenden; der Wille, zu verfolgen. Düstere und aufregende Vorstellungen sind im Vordergrunde; die höchstbegehrten, mit den höchsten Namen bezeichneten Zustände sind Epilepsoiden; die Diät wird so gewählt, dass sie morbide Erscheinungen begünstigt und die Nerven überreizt. Christlich ist die Todfeindschaft gegen die Herren der Erde, gegen die „Vornehmen“ — und zugleich ein versteckter heimlicher Wettbewerb (— man lässt ihnen den „Leib“, man will *nur* die „Seele“...). Christlich

ist der Hass gegen den *Geist*, gegen Stolz, Muth, Freiheit, libertinage des Geistes; christlich ist der Hass gegen die *Sinne*, gegen die Freuden der Sinne, gegen die Freude überhaupt . . .

22.

Das Christenthum, als es seinen ersten Boden verliess, die niedrigsten Stände, die *Unterwelt* der antiken Welt, als es unter Barbaren-Völkern nach Macht ausgieng, hatte hier nicht mehr *müde* Menschen zur Voraussetzung, sondern innerlich verwilderte und sich zerreissende, — den starken Menschen, aber den missrathnen. Die Unzufriedenheit mit sich, das Leiden an sich ist hier *nicht* wie bei dem Buddhisten eine übermässige Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit, vielmehr umgekehrt ein übermächtiges Verlangen nach Wehe-thun, nach Auslassung der inneren Spannung in feindseligen Handlungen und Vorstellungen. Das Christenthum hatte *barbarische* Begriffe und Werthe nöthig, um über Barbaren Herr zu werden: solche sind das Erstlingsopfer, das Bluttrinken im Abendmahl, die Verachtung des Geistes und der Cultur; die Folterung in allen Formen, sinnlich und unsinnlich; der grosse Pomp des Cultus. Der Buddhismus ist eine Religion für *späte* Menschen, für gütige, sanfte, übergeistig gewordne Rassen, die zu leicht Schmerz empfinden (— Europa ist noch lange nicht reif für ihn —): er ist eine Rückführung derselben zu Frieden und Heiterkeit, zur Diät im Geistigen, zu einer gewissen Abhärtung im Leiblichen. Das Christenthum will über *Raubthiere* Herr werden; sein Mittel ist, sie *krank* zu machen, — die Schwächung ist das christliche Recept zur *Zähmung*, zur „Civilisation“. Der Buddhismus ist eine Religion für den Schluss und die Müdigkeit der Civilisation, das Christenthum findet sie noch nicht einmal vor, — es begründet sie unter Umständen.

Der Buddhismus, nochmals gesagt, ist hundert Mal kälter, wahrhafter, objektiver. Er hat nicht mehr nöthig, sich sein Leiden, seine Schmerzfähigkeit *anständig* zu machen durch die Interpretation der Sünde, — er sagt bloss, was er denkt, „ich leide“. Dem Barbaren dagegen ist Leiden an sich nichts Anständiges: er braucht erst eine Auslegung, um es sich einzugestehn, *dass* er leidet (sein Instinkt weist ihn eher auf Verleugnung des Leidens, auf stilles Ertragen hin). Hier war das Wort „Teufel“ eine Wohlthat: man hatte einen übermächtigen und furchtbaren Feind, — man brauchte sich nicht zu schämen, an einem solchen Feind zu leiden. —

Das Christenthum hat einige Feinheiten auf dem Grunde, die zum Orient gehören. Vor allem weiss es, dass es an sich ganz gleichgültig ist, ob Etwas wahr ist, aber von höchster Wichtigkeit, *sofern* es als wahr geglaubt wird. Die Wahrheit und der *Glaube*, dass Etwas wahr sei: zwei ganz auseinanderliegende Interessen-Welten, fast *Gegensatz*-Welten, — man kommt zum Einen und zum Andren auf grundverschiednen Wegen. Hierüber wissend zu sein — das *macht* im Orient beinahe den Weisen: so verstehn es die Brahmanen, so versteht es Plato, so jeder Schüler esoterischer Weisheit. Wenn zum Beispiel ein *Glück* darin liegt, sich von der Sünde erlöst zu glauben, so thut als Voraussetzung dazu *nicht* noth, dass der Mensch sündig sei, sondern dass er sich sündig *fühlt*. Wenn aber überhaupt vor allem *Glaube* noth thut, so muss man die Vernunft, die Erkenntniss, die Forschung in Misskredit bringen: der Weg zur Wahrheit wird zum *verbotnen* Weg. — Die starke *Hoffnung* ist ein viel grösseres Stimulans des Lebens, als irgend ein einzelnes wirklich eintretendes Glück. Man muss Leidende durch eine Hoffnung aufrecht erhalten, welcher durch keine Wirklichkeit widersprochen werden kann, — welche nicht

durch eine Erfüllung *abgethan* wird: eine Jenseits-Hoffnung. (Gerade wegen dieser Fähigkeit, den Unglücklichen hinzuhalten, galt die Hoffnung bei den Griechen als Uebel der Uebel, als das eigentlich *tückische* Uebel: es blieb im Fass des Übels zurück). — Damit *Liebe* möglich ist, muss Gott Person sein; damit die untersten Instinkte mitreden können, muss Gott jung sein. Man hat für die Inbrunst der Weiber einen schönen Heiligen, für die der Männer eine Maria in den Vordergrund zu rücken. Dies unter der Voraussetzung, dass das Christenthum auf einem Boden Herr werden will, wo aphrodisische oder Adonis-Culte den *Begriff* des Cultus bereits bestimmt haben. Die Forderung der *Keuschheit* verstärkt die Vehemenz und Innerlichkeit des religiösen Instinkts — sie macht den Cultus wärmer, schwärmerischer, seelenvoller. — Die Liebe ist der Zustand, wo der Mensch die Dinge am meisten so sieht, wie sie *nicht* sind. Die illusorische Kraft ist da auf ihrer Höhe, ebenso die versüssende, die *verklärende* Kraft. Man erträgt in der Liebe mehr als sonst, man duldet Alles. Es galt eine Religion zu erfinden, in der geliebt werden kann: damit ist man über das Schlimmste am Leben hinaus — man sieht es gar nicht mehr. — So viel über die drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung: ich nenne sie die drei christlichen *Klugheiten*. — Der Buddhismus ist zu spät, zu positivistisch dazu, um noch auf diese Weise klug zu sein. —

24.

Ich berühre hier nur das Problem der *Entstehung* des Christenthums. Der *erste* Satz zu dessen Lösung heisst: das Christenthum ist einzig aus dem Boden zu verstehn, aus dem es gewachsen ist, — es ist *nicht* eine Gegenbewegung gegen den jüdischen Instinkt, es ist dessen Folge-

richtigkeit selbst, ein Schluss weiter in dessen furchteinflössender Logik. In der Formel des Erlösers: „das Heil kommt von den Juden“. — Der *zweite* Satz heisst: der psychologische Typus des Galiläers ist noch erkennbar, aber erst in seiner vollständigen Entartung (die zugleich Verstümmelung und Ueberladung mit fremden Zügen ist —) hat er dazu dienen können, wozu er gebraucht worden ist, zum Typus eines *Erlösers* der Menschheit. —

Die Juden sind das merkwürdigste Volk der Weltgeschichte, weil sie, vor die Frage von Sein und Nichtsein gestellt, mit einer vollkommen unheimlichen Bewusstheit das Sein *um jeden Preis* vorgezogen haben: dieser Preis war die radikale *Fälschung* aller Natur, aller Natürlichkeit, aller Realität, der ganzen inneren Welt so gut als der äusseren. Sie grenzten sich ab *gegen* alle Bedingungen, unter denen bisher ein Volk leben konnte, leben *durfte*; sie schufen aus sich einen Gegensatz-Begriff zu *natürlichen* Bedingungen, — sie haben, der Reihe nach, die Religion, den Cultus, die Moral, die Geschichte, die Psychologie auf eine unheilbare Weise in den *Widerspruch* zu *deren Natur-Werthen* umgedreht. Wir begegnen demselben Phänomene noch einmal und in unsäglich vergrösserten Proportionen, trotzdem nur als Copie: — die christliche Kirche entbehrt, im Vergleich zum „Volk der Heiligen“, jedes Anspruchs auf Originalität. Die Juden sind, ebendamt, das *verhängnissvollste* Volk der Weltgeschichte: in ihrer Nachwirkung haben sie die Menschheit dermaassen falsch gemacht, dass heute noch der Christ antijüdisch fühlen kann, ohne sich als die *letzte jüdische Consequenz* zu verstehn.

Ich habe in meiner „Genealogie der Moral“ zum ersten Male den Gegensatz-Begriff einer vornehmen Moral und einer ressentiment-Moral psychologisch vorgeführt, letztere *aus dem Nein* gegen die erstere entsprungen: aber dies ist die jüdisch-christliche Moral ganz und gar. Um Nein sagen

zu können zu Allem, was die *aufsteigende* Bewegung des Lebens, die Wohlgerathenheit, die Macht, die Schönheit, die Selbstbejahung auf Erden darstellt, musste hier sich der Genie gewordne Instinct des ressentiment eine *andre* Welt erfinden, von wo aus jene *Lebens-Bejahung* als das Böse, als das Verwerfliche an sich erschien. Psychologisch nachgerechnet, ist das jüdische Volk ein Volk der zähesten Lebenskraft, welches, unter unmögliche Bedingungen versetzt, freiwillig, aus der tiefsten Klugheit der Selbsterhaltung, die Partei aller *décadence*-Instinkte nimmt, — *nicht* als von ihnen beherrscht, sondern weil es in ihnen eine Macht errieth, mit der man sich *gegen* „die Welt“ durchsetzen kann. Die Juden sind das Gegenstück aller *décadents*: sie haben sie *darstellen* müssen bis zur Illusion, sie haben sich, mit einem non plus ultra des schauspielerischen Genie's, an die Spitze aller *décadence*-Bewegungen zu stellen gewusst (— als Christenthum des Paulus —), um aus ihnen Etwas zu schaffen, das stärker ist als jede *Fa-sagende* Partei des Lebens. Die *décadence* ist, für die im Juden- und Christenthum zur Macht verlangende Art von Mensch, eine *priesterliche* Art, nur *Mittel*: diese Art von Mensch hat ein Lebens-Interesse daran, die Menschheit *krank* zu machen und die Begriffe „gut“ und „böse“, „wahr“ und „falsch“ in einen lebensgefährlichen und weltverleumderischen Sinn umzudrehn. —

25.

Die Geschichte Israel's ist unschätzbar als typische Geschichte aller *Entnatürlichung* der Natur-Werthe: ich deute fünf Thatsachen derselben an. Ursprünglich, vor allem in der Zeit des Königthums, stand auch Israel zu allen Dingen in der *richtigen*, das heisst der natürlichen Beziehung. Sein Javeh war der Ausdruck des Macht-Bewusstseins, der Freude

an sich, der Hoffnung auf sich: in ihm erwartete man Sieg und Heil, mit ihm vertraute man der Natur, dass sie giebt, was das Volk nöthig hat — vor allem Regen. Javeh ist der Gott Israel's und *folglich* Gott der Gerechtigkeit: die Logik jedes Volks, das in Macht ist und ein gutes Gewissen davon hat. Im Fest-Cultus drücken sich diese beiden Seiten der Selbstbejahung eines Volkes aus: es ist dankbar für die grossen Schicksale, durch die es obenauf kam, es ist dankbar im Verhältniss zum Jahreskreislauf und allem Glück in Viehzucht und Ackerbau. — Dieser Zustand der Dinge blieb noch lange das Ideal, auch als er auf eine traurige Weise abgethan war: die Anarchie im Innern, der Assyrer von aussen. Aber das Volk hielt als höchste Wünschbarkeit jene Vision eines Königs fest, der ein guter Soldat und ein strenger Richter ist: vor allem jener typische Prophet (das heisst Kritiker und Satiriker des Augenblicks) Jesaia. — Aber jede Hoffnung blieb unerfüllt. Der alte Gott *konnte* nichts mehr von dem, was er ehemals konnte. Man hätte ihn fahren lassen sollen. Was geschah? Man *veränderte* seinen Begriff, — man *entnatürlichte* seinen Begriff: um diesen Preis hielt man ihn fest. — Javeh der Gott der „Gerechtigkeit“, — *nicht mehr* eine Einheit mit Israel, ein Ausdruck des Volks-Selbstgefühls: nur noch ein Gott unter Bedingungen .. Sein Begriff wird ein Werkzeug in den Händen priesterlicher Agitatoren, welche alles Glück nunmehr als Lohn, alles Unglück als Strafe für Ungehorsam gegen Gott, für „Sünde“ interpretiren: jene verlogenste Interpretations-Manier einer angeblich „sittlichen Weltordnung“, mit der, ein für alle Mal, der Naturbegriff „Ursache“ und „Wirkung“ auf den Kopf gestellt ist. Wenn man erst, mit Lohn und Strafe, die natürliche Causalität aus der Welt geschafft hat, bedarf man einer *widernatürlichen* Causalität: der ganze Rest von Unnatur folgt nunmehr. Ein Gott, der *fordert*, — an Stelle

eines Gottes, der hilft, der Rath schafft, der im Grunde das Wort ist für jede glückliche Inspiration des Muths und des Selbstvertrauens . . . Die *Moral* nicht mehr der Ausdruck der Lebens- und Wachsthum-Bedingungen eines Volks, nicht mehr sein unterster Instinkt des Lebens, sondern abstrakt geworden, Gegensatz zum Leben geworden, — *Moral* als grundsätzliche Verschlechterung der Phantasie, als „böser Blick“ für alle Dinge. *Was* ist jüdische, *was* ist christliche *Moral*? Der Zufall um seine Unschuld gebracht; das Unglück mit dem Begriff „Sünde“ beschmutzt; das Wohlbefinden als Gefahr, als „Versuchung“; das physiologische Uebelbefinden mit dem Gewissens-Wurm vergiftet . . .

26.

Der Gottesbegriff gefälscht; der Moralbegriff gefälscht: — die jüdische Priesterschaft blieb dabei nicht stehn. Man konnte die ganze *Geschichte* Israel's nicht brauchen: fort mit ihr! — Diese Priester haben jenes Wunderwerk von Fälschung zu Stande gebracht, als deren Dokument uns ein guter Theil der Bibel vorliegt: sie haben ihre eigene Volks-Vergangenheit mit einem Hohn ohne Gleichen gegen jede Ueberlieferung, gegen jede historische Realität *in's Religiöse übersetzt*, das heisst, aus ihr einen stupiden Heils-Mechanismus von Schuld gegen Javeh und Strafe, von Frömmigkeit gegen Javeh und Lohn gemacht. Wir würden diesen schmachvollsten Akt der Geschichts-Fälschung viel schmerzhafter empfinden, wenn uns nicht die *kirchliche* Geschichts-Interpretation von Jahrtausenden fast stumpf für die Forderungen der Rechtschaffenheit in historicis gemacht hätte. Und der Kirche sekundirten die Philosophen: *die Lüge* „der sittlichen Weltordnung“ geht durch die ganze Entwicklung selbst der neueren Philosophie. Was bedeutet „sittliche Weltordnung“?

Dass es, ein für alle Mal, einen Willen Gottes giebt, was der Mensch zu thun, was er zu lassen habe; dass der Werth eines Volkes, eines Einzelnen sich darnach bemesse, wie sehr oder wie wenig dem Willen Gottes gehorcht wird; dass in den Schicksalen eines Volkes, eines Einzelnen sich der Wille Gottes als *herrschend*, das heisst als strafend und belohnend, je nach dem Grade des Gehorsams, beweist. Die *Realität* an Stelle dieser erbarmungswürdigen Lüge heisst: eine parasitische Art Mensch, die nur auf Kosten aller gesunden Bildungen des Lebens gedeiht, der *Priester*, missbraucht den Namen Gottes: er nennt einen Zustand der Dinge, in dem der Priester den Werth der Dinge bestimmt, „das Reich Gottes“; er nennt die Mittel, vermöge deren ein solcher Zustand erreicht oder aufrecht erhalten wird, „den Willen Gottes“; er misst, mit einem kaltblütigen Cynismus, die Völker, die Zeiten, die Einzelnen darnach ab, ob sie der Priester-Uebermacht nützten oder widerstrebten. Man sehe sie am Werk: unter den Händen der jüdischen Priester wurde die *grosse* Zeit in der Geschichte Israel's eine Verfalls-Zeit; das Exil, das lange Unglück verwandelte sich in eine ewige *Strafe* für die grosse Zeit — eine Zeit, in der der Priester noch nichts war. Sie haben aus den mächtigen, *sehr frei* gerathenen Gestalten der Geschichte Israel's, je nach Bedürfniss, armselige Ducker und Mucker oder „Gottlose“ gemacht, sie haben die Psychologie jedes grossen Ereignisses auf die Idioten-Formel „Gehorsam oder Ungehorsam gegen Gott“ vereinfacht. — Ein Schritt weiter: der „Wille Gottes“, das heisst die Erhaltungs-Bedingungen für die Macht des Priesters, muss *bekannt* sein, — „zu diesem Zwecke bedarf es einer „Offenbarung“. Auf deutsch: eine grosse litterarische Fälschung wird nöthig, eine „heilige Schrift“ wird entdeckt, — unter allem hieratischen Pomp, mit Busstagen und Jammergeschrei über die lange

„Sünde“ wird sie öffentlich gemacht. Der „Wille Gottes“ stand längst fest: das ganze Unheil liegt darin, dass man sich der „heiligen Schrift“ entfremdet hat . . . Moses schon war der „Wille Gottes“ offenbart . . . Was war geschehn? Der Priester hatte, mit Strenge, mit Pedanterie, bis auf die grossen und kleinen Steuern, die man ihm zu zahlen hatte (— die schmackhaftesten Stücke vom Fleisch nicht zu vergessen: denn der Priester ist ein Beefsteak-Fresser), ein für alle Mal formulirt, *was er haben will*, „was der Wille Gottes ist“ . . . Von nun an sind alle Dinge des Lebens so geordnet, dass der Priester *überall unentbehrlich* ist; in allen natürlichen Vorkommnissen des Lebens, bei der Geburt, der Ehe, der Krankheit, dem Tode, gar nicht vom Opfer („der Mahlzeit“) zu reden, erscheint der heilige Parasit, um sie zu *entnatürlichen*: in seiner Sprache zu „heiligen“ . . . Denn dies muss man begreifen: jede natürliche Sitte, jede natürliche Institution (Staat, Gerichtsordnung, Ehe, Kranken- und Armenpflege), jede vom Instinkt des Lebens eingegebne Forderung, kurz Alles, was seinen Werth *in sich* hat, wird durch den Parasitismus des Priesters (oder der „sittlichen Weltordnung“) grundsätzlich werthlos, werth-*widrig* gemacht: es bedarf nachträglich einer Sanktion, — eine *werthverleihende* Macht thut noth, welche die Natur darin verneint, welche eben damit erst einen Werth *schafft* . . . Der Priester entwerthet, *entheiligt* die Natur: um diesen Preis besteht er überhaupt. — Der Ungehorsam gegen Gott, das heisst gegen den Priester, gegen „das Gesetz“, bekommt nun den Namen „Sünde“; die Mittel, sich wieder „mit Gott zu versöhnen“, sind, wie billig, Mittel, mit denen die Unterwerfung unter den Priester nur noch gründlicher gewährleistet ist: der Priester allein „erlöst“ . . . Psychologisch nachgerechnet werden in jeder priesterlich organisirten Gesellschaft die „Sünden“ unentbehrlich: sie sind die eigentlichen Handhaben der Macht,

der Priester *lebt* von den Sünden, er hat nöthig, dass „gesündigt“ wird . . . Oberster Satz: „Gott vergiebt dem, der Busse thut“ — auf deutsch: *der sich dem Priester unterwirft.* —

27.

Auf einem dergestalt *falschen* Boden, wo jede Natur, jeder Naturwerth, jede *Realität* die tiefsten Instinkte der herrschenden Klasse wider sich hatte, wuchs das *Christenthum* auf, eine Todfeindschafts-Form gegen die Realität, die bisher nicht übertroffen worden ist. Das „heilige Volk“, das für alle Dinge nur Priesterwerthe, nur Priester-Worte übrig behalten hatte und mit einer Schluss-Folgerichtigkeit, die Furcht einflößen kann, Alles, was sonst noch an Macht auf Erden bestand, als „unheilig“, als „Welt“, als „Sünde“ von sich abgetrennt hatte, — dies Volk brachte für seinen Instinkt eine letzte Formel hervor, die logisch war bis zur Selbstverneinung: es verneinte, als *Christenthum*, noch die letzte Form der Realität, das „heilige Volk“, das „Volk der Ausgewählten“, die *jüdische* Realität selbst. Der Fall ist ersten Rangs: die kleine aufständische Bewegung, die auf den Namen des Jesus von Nazareth getauft wird, ist der jüdische Instinkt *noch einmal*, — anders gesagt, der Priester-Instinkt, der den Priester als Realität nicht mehr verträgt, die Erfindung einer noch *abgezogneren* Daseinsform, einer noch *unrealeren* Vision der Welt, als sie die Organisation einer Kirche bedingt. Das *Christenthum verneint* die Kirche . . .

Ich sehe nicht ab, wogegen der Aufstand gerichtet war, als dessen Urheber Jesus verstanden oder *missverstanden* worden ist, wenn es nicht der Aufstand gegen die jüdische Kirche war, Kirche genau in dem Sinn genommen, in dem wir heute das Wort nehmen. Es war ein Aufstand gegen „die Guten und Gerechten“, gegen „die Heiligen Israels“,

gegen die Hierarchie der Gesellschaft — *nicht* gegen deren Verderbniß, sondern gegen die Kaste, das Privilegium, die Ordnung, die Formel, es war der *Unglaube* an die „höheren Menschen“, das *Nein* gesprochen gegen Alles, was Priester und Theologe war. Aber die Hierarchie, die damit, wenn auch nur für einen Augenblick, in Frage gestellt wurde, war der Pfahlbau, auf dem das jüdische Volk, mitten im „Wasser“, überhaupt noch fortbestand, die mühsam errungene *letzte* Möglichkeit, übrig zu bleiben, das residuum seiner politischen Sonder-Existenz: ein Angriff auf sie war ein Angriff auf den tiefsten Volks-Instinkt, auf den zähesten Volks-Lebens-Willen, der je auf Erden dagewesen ist. Dieser heilige Anarchist, der das niedere Volk, die Ausgestossnen und „Sünder“, die *Tschandala* innerhalb des Judenthums zum Widerspruch gegen die herrschende Ordnung aufrief — mit einer Sprache, falls den Evangelien zu trauen wäre, die auch heute noch nach Sibirien führen würde, war ein politischer Verbrecher, so weit eben politische Verbrecher in einer *absurd-unpolitischen* Gemeinschaft möglich waren. Dies brachte ihn an's Kreuz: der Beweis dafür ist die Aufschrift des Kreuzes. Er starb für *seine* Schuld, — es fehlt jeder Grund dafür, so oft es auch behauptet worden ist, dass er für die Schuld Andrer starb. —

28.

Eine vollkommen andre Frage ist es, ob er einen solchen Gegensatz überhaupt im Bewusstsein hatte, — ob er nicht bloss als dieser Gegensatz *empfunden* wurde. Und hier erst berühre ich das Problem der *Psychologie des Erlösers*. — Ich bekenne, dass ich wenige Bücher mit solchen Schwierigkeiten lese wie die Evangelien. Diese Schwierigkeiten sind andre als die, an deren Nachweis die gelehrte Neugierde des deutschen Geistes einen ihrer unvergesslichsten Triumphe gefeiert

hat. Die Zeit ist fern, wo auch ich, gleich jedem jungen Gelehrten, mit der klugen Langsamkeit eines raffinierten Philologen das Werk des unvergleichlichen Strauss auskostete. Damals war ich zwanzig Jahre alt: jetzt bin ich zu ernst dafür. Was gehen mich die Widersprüche der „Ueberlieferung“ an? Wie kann man Heiligen-Legenden überhaupt „Ueberlieferung“ nennen! Die Geschichten von Heiligen sind die zweideutigste Litteratur, die es überhaupt giebt: auf sie die wissenschaftliche Methode anwenden, *wenn sonst keine Urkunden vorliegen*, scheint mir von vornherein verurtheilt — bloss gelehrter Müssiggang . . .

29.

Was *mich* angeht, ist der psychologische Typus des Erlösers. Derselbe *könnte* ja in den Evangelien enthalten sein trotz den Evangelien, wie sehr auch immer verstümmelt oder mit fremden Zügen überladen: wie der des Franciscus von Assisi in seinen Legenden erhalten ist trotz seinen Legenden. *Nicht* die Wahrheit darüber, was er gethan, was er gesagt, wie er eigentlich gestorben ist: sondern die Frage, *ob* sein Typus überhaupt noch vorstellbar, ob er „überliefert“ ist? — Die Versuche, die ich kenne, aus den Evangelien sogar die *Geschichte* einer „Seele“ herauszulesen, scheinen mir Beweise einer verabscheuungswürdigen psychologischen Leichtfertigkeit. Herr Renan, dieser Hanswurst in psychologicis, hat die zwei *ungehörigsten* Begriffe zu seiner Erklärung des Typus Jesus hinzugebracht, die es hierfür geben kann: den Begriff *Genie* und den Begriff *Held* („héros“). Aber wenn irgend Etwas unevangelisch ist, so ist es der Begriff Held. Gerade der Gegensatz zu allem Ringen, zu allem Sich-in-Kampf-fühlen ist hier Instinkt geworden: die Unfähigkeit zum Widerstand wird hier Moral („widerstehe nicht

dem Bösen“ das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinne), die Seligkeit im Frieden, in der Sanftmuth, im Nicht-feind-sein-können. Was heisst „frohe Botschaft“? Das wahre Leben, das ewige Leben ist gefunden — es wird nicht verheissen, es ist da, es ist *in euch*: als Leben in der Liebe, in der Liebe ohne Abzug und Ausschluss, ohne Distanz. Jeder ist das Kind Gottes — Jesus nimmt durchaus nichts für sich allein in Anspruch —, als Kind Gottes ist Jeder mit Jedem gleich . . . Aus Jesus einen *Helden* machen! — Und was für ein Missverständniss ist gar das Wort „Genie“! Unser ganzer Begriff, unser Cultur-Begriff „Geist“ hat in der Welt, in der Jesus lebt, gar keinen Sinn. Mit der Strenge des Physiologen gesprochen, wäre hier ein ganz andres Wort eher noch am Platz . . . Wir kennen einen Zustand krankhafter Reizbarkeit des *Tastsinns*, der dann vor jeder Berührung, vor jedem Anfassen eines festen Gegenstandes zurückschaudert. Man übersetze sich einen solchen physiologischen habitus in seine letzte Logik — als Instinkt-Hass gegen *jede* Realität, als Flucht in's „Unfassliche“, in's „Unbegreifliche“, als Widerwille gegen jede Formel, jeden Zeit- und Raumbegriff, gegen Alles, was fest, Sitte, Institution, Kirche ist, als Zu-Hause-sein in einer Welt, an die keine Art Realität mehr rührt, einer bloss noch „inneren“ Welt, einer „wahren“ Welt, einer „ewigen“ Welt . . . „Das Reich Gottes ist *in euch*“ . . .

30.

Der Instinkt-Hass gegen die Realität: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche überhaupt nicht mehr „berührt“ werden will, weil sie jede Berührung zu tief empfindet.

Die Instinkt-Ausschliessung aller Abneigung, aller Feindschaft, aller Grenzen und Distanzen im Gefühl: Folge einer extremen

Leid- und Reizfähigkeit, welche jedes Widerstreben, Widerstreben-Müssen bereits als unerträgliche *Unlust* (das heisst als *schädlich*, als vom Selbsterhaltungs-Instinkte *widerrathen*) empfindet und die Seligkeit (die Lust) allein darin kennt, nicht mehr, Niemandem mehr, weder dem Uebel noch dem Bösen, Widerstand zu leisten, — die Liebe als einzige, als *letzte* Lebens-Möglichkeit . . .

Dies sind die zwei *physiologischen Realitäten*, auf denen, aus denen die Erlösungs-Lehre gewachsen ist. Ich nenne sie eine sublimen Weiter-Entwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage. Nächstverwandt, wenn auch mit einem grossen Zuschuss von griechischer Vitalität und Nervenkraft, bleibt ihr der Epikureismus, die Erlösungs-Lehre des Heidenthums. Epikur ein *typischer décadent*: zuerst von mir als solcher erkannt. — Die Furcht vor Schmerz, selbst vor dem Unendlich-Kleinen im Schmerz — sie *kann* gar nicht anders enden als in einer *Religion der Liebe* . . .

31.

Ich habe meine Antwort auf das Problem vorweg gegeben. Die Voraussetzung für sie ist, dass der Typus des Erlösers uns nur in einer starken Entstellung erhalten ist. Diese Entstellung hat an sich viel Wahrscheinlichkeit: ein solcher Typus konnte aus mehreren Gründen nicht rein, nicht ganz, nicht frei von Zuthaten bleiben. Es muss sowohl das milieu, in dem sich diese fremde Gestalt bewegte, Spuren an ihm hinterlassen haben, als noch mehr die Geschichte, das *Schicksal* der ersten christlichen Gemeinde: aus ihm wurde, rückwirkend, der Typus mit Zügen bereichert, die erst aus dem Kriege und zu Zwecken der Propaganda verständlich werden. Jene seltsame und kranke Welt, in die uns die Evangelien einführen — eine Welt, wie aus einem russischen Romane,

in der sich Auswurf der Gesellschaft, Nervenleiden und „kindliches“ Idiotenthum ein Stelldichein zu geben scheinen — muss unter allen Umständen den Typus *vergrößert* haben: die ersten Jünger in Sonderheit übersetzten ein ganz in Symbolen und Unfasslichkeiten schwimmendes Sein erst in die eigne Crudität, um überhaupt Etwas davon zu verstehn, — für sie war der Typus erst nach einer Einformung in bekanntere Formen *vorhanden* . . . Der Prophet, der Messias, der zukünftige Richter, der Morallehrer, der Wundermann, Johannes der Täufer — ebensoviele Gelegenheiten, den Typus zu verkennen . . . Unterschätzen wir endlich das proprium aller grossen, namentlich sektirerischen Verehrung nicht: sie löscht die originalen, oft peinlich-fremden Züge und Idiosynkrasien an dem verehrten Wesen aus — *sie sieht sie selbst nicht*. Man hätte zu bedauern, dass nicht ein Dostoiewsky in der Nähe dieses interessantesten *décadent* gelebt hat, ich meine Jemand, der gerade den ergreifenden Reiz einer solchen Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem zu empfinden wusste. Ein letzter Gesichtspunkt: der Typus *könnte*, als *décadence*-Typus, thatsächlich von einer eigenthümlichen Vielheit und Widersprüchlichkeit gewesen sein: eine solche Möglichkeit ist nicht völlig auszuschliessen. Trotzdem rath Alles ab von ihr: gerade die Ueberlieferung würde für diesen Fall eine merkwürdig treue und objektive sein müssen: wovon wir Gründe haben das Gegentheil anzunehmen. Einstweilen klappt ein Widerspruch zwischen dem Berg-, See- und Wiesen-Prediger, dessen Erscheinung wie ein Buddha auf einem sehr wenig indischen Boden anmuthet, und jenem Fanatiker des Angriffs, dem Theologen- und Priester-Todfeind, den Renan's Bosheit als „le grand maître en ironie“ verherrlicht hat. Ich selber zweifle nicht daran, dass das reichliche Maass Galle (und selbst von esprit) erst aus dem erregten Zustand der christ-

lichen Propaganda auf den Typus des Meisters übergeflossen ist: man kennt ja reichlich die Unbedenklichkeit aller Sektirer, aus ihrem Meister sich ihre *Apologie* zurecht zu machen. Als die erste Gemeinde einen richtenden, hadernden, zürnenden, bössartig spitzfindigen Theologen nöthig hatte, *gegen* Theologen, *schuf* sie sich ihren „Gott“ nach ihrem Bedürfnisse: wie sie ihm auch jene völlig unevangelischen Begriffe, die sie jetzt nicht entbehren konnte, „Wiederkunft“, „jüngstes Gericht“, jede Art zeitlicher Erwartung und Verheissung ohne Zögern in den Mund gab. —

32.

Ich wehre mich, nochmals gesagt, dagegen, dass man den Fanatiker in den Typus des Erlösers einträgt: das Wort *impérieux*, das Renan gebraucht, *annullirt* allein schon den Typus. Die „gute Botschaft“ ist eben, dass es keine Gegensätze mehr giebt; das Himmelreich gehört den *Kindern*; der Glaube, der hier laut wird, ist kein erkämpfter Glaube, — er ist da, er ist von Anfang, er ist gleichsam eine in's Geistige zurückgetretene Kindlichkeit. Der Fall der verzögerten und im Organismus unausgebildeten Pubertät als Folgeerscheinung der Degenerescenz ist wenigstens den Physiologen vertraut. — Ein solcher Glaube zürnt nicht, tadelt nicht, wehrt sich nicht: er bringt nicht „das Schwert“, — er ahnt gar nicht, inwiefern er einmal trennen könnte. Er beweist sich nicht, weder durch Wunder, noch durch Lohn und Verheissung, noch gar „durch die Schrift“: er selbst ist jeden Augenblick sein Wunder, sein Lohn, sein Beweis, sein „Reich Gottes“. Dieser Glaube formulirt sich auch nicht — er *lebt*, er wehrt sich gegen Formeln. Freilich bestimmt der Zufall der Umgebung, der Sprache, der Vorbildung einen gewissen Kreis von Begriffen: das erste

Christenthum handhabt *nur* jüdisch-semitische Begriffe (— das Essen und Trinken beim Abendmahl gehört dahin, jener von der Kirche, wie alles Jüdische, so schlimm missbrauchte Begriff). Aber man hüte sich, darin mehr als eine Zeichenrede, eine Semiotik, eine Gelegenheit zu Gleichnissen zu sehn. Gerade, dass kein Wort wörtlich genommen wird, ist diesem Anti-Realisten die Vorbedingung, um überhaupt reden zu können. Unter Indern würde er sich der Sankhyam-Begriffe, unter Chinesen der des Laotse bedient haben — und keinen Unterschied dabei fühlen. — Man könnte, mit einiger Toleranz im Ausdruck, Jesus einen „freien Geist“ nennen — er macht sich aus allem Festen nichts: das Wort *tödtet*, alles was fest ist *tödtet*. Der Begriff, die *Erfahrung* „Leben“, wie er sie allein kennt, widerstrebt bei ihm jeder Art Wort, Formel, Gesetz, Glaube, Dogma. Er redet bloss vom Innersten: „Leben“ oder „Wahrheit“ oder „Licht“ ist sein Wort für das Innerste, — alles Uebrige, die ganze Realität, die ganze Natur, die Sprache selbst, hat für ihn bloss den Werth eines Zeichens, eines Gleichnisses. — Man darf sich an dieser Stelle durchaus nicht vergreifen, so gross auch die Verführung ist, welche im christlichen, will sagen *kirchlichen* Vorurtheil liegt: eine solche Symbolik par excellence steht ausserhalb aller Religion, aller Cult-Begriffe, aller Historie, aller Naturwissenschaft, aller Welt-Erfahrung, aller Kenntnisse, aller Politik, aller Psychologie, aller Bücher, aller Kunst — sein „Wissen“ ist eben die *reine Thorheit* darüber, *dass* es Etwas dergleichen giebt. Die *Cultur* ist ihm nicht einmal vom Hörensagen bekannt, er hat keinen Kampf gegen sie nöthig, — er verneint sie nicht . . . Dasselbe gilt vom *Staat*, von der ganzen bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft, von der *Arbeit*, vom Kriege — er hat nie einen Grund gehabt, „die Welt“ zu verneinen, er hat den kirchlichen Begriff „Welt“ nie geahnt . . . Das *Verneinen* ist eben das ihm ganz

Unmögliche. — Ingleichen fehlt die Dialektik, es fehlt die Vorstellung dafür, dass ein Glaube, eine „Wahrheit“ durch Gründe bewiesen werden könnte (— *seine* Beweise sind innere „Lichter“, innere Lustgefühle und Selbstbejahungen, lauter „Beweise der Kraft“ —). Eine solche Lehre *kann* auch nicht widersprechen, sie begreift gar nicht, dass es andre Lehren giebt, geben *kann*, sie weiss sich ein gegentheiliges Urtheilen gar nicht vorzustellen . . . Wo sie es antrifft, wird sie aus innerstem Mitgeföhle über „Blindheit“ trauern — denn sie sieht das „Licht“ —, aber keinen Einwand machen . . .

33.

In der ganzen Psychologie des „Evangeliums“ fehlt der Begriff Schuld und Strafe; insgleichen der Begriff Lohn. Die „Sünde“, jedwedes Distanz-Verhältniss zwischen Gott und Mensch ist abgeschafft, — *eben das ist die „frohe Botschaft“*. Die Seligkeit wird nicht verheissen, sie wird nicht an Bedingungen geknüpft: sie ist die *einzig*e Realität — der Rest ist Zeichen, um von ihr zu reden.

Die *Folge* eines solchen Zustandes projecirt sich in eine neue *Praktik*, die eigentlich evangelische Praktik. Nicht ein „Glaube“ unterscheidet den Christen: der Christ handelt, er unterscheidet sich durch ein *andres* Handeln. Dass er dem der böse gegen ihn ist, weder durch Wort, noch im Herzen Widerstand leistet. Dass er keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, zwischen Juden und Nichtjuden macht („der Nächste“ eigentlich der Glaubensgenosse, der Jude). Dass er sich gegen Niemanden erzürnt, Niemanden geringschätzt. Dass er sich bei Gerichtshöfen weder sehn lässt, noch in Anspruch nehmen lässt („nicht schwören“). Dass er sich unter keinen Umständen, auch nicht im Falle

bewiesener Untreue des Weibes, von seinem Weibe scheidet.
— Alles im Grunde Ein Satz, Alles Folgen Eines Instinkts. —

Das Leben des Erlösers war nichts andres als *diese* Praktik,
— sein Tod war auch nichts andres... Er hatte keine
Formeln, keinen Ritus für den Verkehr mit Gott mehr
nöthig — nicht einmal das Gebet. Er hat mit der ganzen
jüdischen Buss- und Versöhnungs-Lehre abgerechnet; er
weiss, wie es allein die *Praktik* des Lebens ist, mit der man
sich „göttlich“, „selig“, „evangelisch“, jeder Zeit ein „Kind
Gottes“ fühlt. *Nicht* „Busse“, *nicht* „Gebet um Vergebung“
sind Wege zu Gott: die *evangelische Praktik allein* führt zu
Gott, sie eben *ist* „Gott“. — Was mit dem Evangelium
abgethan war, das war das Judenthum der Begriffe „Sünde“
„Vergebung der Sünde“ „Glaube“ „Erlösung durch den
Glauben“, — die ganze jüdische *Kirchen-Lehre* war in der
„frohen Botschaft“ verneint.

Der tiefe Instinkt dafür, wie man *leben* müsse, um sich
„im Himmel“ zu fühlen, um sich „ewig“ zu fühlen, während
man sich bei jedem andren Verhalten durchaus *nicht* „im
Himmel“ fühlt: dies allein ist die psychologische Realität der
„Erlösung“. — Ein neuer Wandel, *nicht* ein neuer Glaube...

34.

Wenn ich irgend Etwas von diesem grossen Symbolisten
verstehe, so ist es das, dass er nur *innere* Realitäten als
Realitäten, als „Wahrheiten“ nahm, — dass er den Rest, alles
Natürliche, Zeitliche, Räumliche, Historische nur als Zeichen,
als Gelegenheit zu Gleichnissen verstand. Der Begriff „des
Menschen Sohn“ ist nicht eine concrete Person, die in die
Geschichte gehört, irgend etwas Einzelnes, Einmaliges, sondern
eine „ewige“ Thatsächlichkeit, ein von dem Zeitbegriff erlöstes
psychologisches Symbol. Dasselbe gilt noch einmal, und im

höchsten Sinne, von dem *Gott* dieses typischen Symbolisten, vom „Reich Gottes“, vom „Himmelreich“, von der „Kindschaft Gottes“. Nichts ist unchristlicher als die *kirchlichen Cruditäten* von einem Gott als *Person*, von einem „Reich Gottes“, welches *kommt*, von einem „Himmelreich“ *jenseits*, von einem „Sohne Gottes“, der *zweiten Person* der Trinität. Dies Alles ist — man vergebe mir den Ausdruck — die *Faust* auf dem Auge — oh auf was für einem Auge! — des Evangeliums: ein *welthistorischer Cynismus* in der Verhöhnung des Symbols . . . Aber es liegt ja auf der Hand, was mit dem Zeichen „Vater“ und „Sohn“ angerührt wird — nicht auf jeder Hand, ich gebe es zu: mit dem Wort „Sohn“ ist der *Eintritt* in das Gesamt-Verklärungs-Gefühl aller Dinge (die Seligkeit) ausgedrückt, mit dem Wort „Vater“ *dieses Gefühl selbst*, das Ewigkeits-, das Vollendungs-Gefühl. — Ich schäme mich daran zu erinnern, was die Kirche aus diesem Symbolismus gemacht hat: hat sie nicht eine Amphitryon-Geschichte an die Schwelle des christlichen „Glaubens“ gesetzt? Und ein Dogma von der „unbefleckten Empfängnis“ noch obendrein? . . . *Aber damit hat sie die Empfängnis befleckt* — —

Das „Himmelreich“ ist ein Zustand des Herzens — nicht Etwas, das „über der Erde“ oder „nach dem Tode“ kommt. Der ganze Begriff des natürlichen Todes *fehlt* im Evangelium: der Tod ist keine Brücke, kein Uebergang, er fehlt, weil einer ganz andern bloss scheinbaren, bloss zu Zeichen nützlichen Welt zugehörig. Die „Todesstunde“ ist *kein* christlicher Begriff — die „Stunde“, die Zeit, das physische Leben und seine Krisen sind gar nicht vorhanden für den Lehrer der „frohen Botschaft“ . . . Das „Reich Gottes“ ist nichts, das man erwartet; es hat kein Gestern und kein Uebermorgen, es kommt nicht in „tausend Jahren“ — es ist eine Erfahrung an einem Herzen; es ist überall da, es ist nirgends da . . .

Dieser „frohe Botschafter“ starb wie er lebte, wie er *lehnte* — *nicht* um „die Menschen zu erlösen“, sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat. Die *Praktik* ist es, welche er der Menschheit hinterliess: sein Verhalten vor den Richtern, vor den Häschern, vor den Anklägern und aller Art Verleumdung und Hohn, — sein Verhalten am *Kreuz*. Er widersteht nicht, er vertheidigt nicht sein Recht, er thut keinen Schritt, der das Aeusserste von ihm abwehrt, mehr noch, *er fordert es heraus* . . . Und er bittet, er leidet, er liebt *mit* denen, *in* denen, die ihm Böses thun . . . *Nicht* sich wehren, *nicht* zürnen, *nicht* verantwortlich-machen . . . Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen, — ihn *lieben* . . .

— Erst wir, wir *freigewordenen* Geister, haben die Voraussetzung dafür, Etwas zu verstehn, das neunzehn Jahrhunderte missverstanden haben, — jene Instinkt und Leidenschaft gewordene Rechtschaffenheit, welche der „heiligen Lüge“ noch mehr als jeder andren Lüge den Krieg macht . . . Man war unsäglich entfernt von unsrer liebevollen und vorsichtigen Neutralität, von jener Zucht des Geistes, mit der allein das Errathen so fremder, so zarter Dinge ermöglicht wird: man wollte jeder Zeit, mit einer unverschämten Selbstsucht, nur *seinen* Vorthail darin, man hat aus dem Gegensatz zum Evangelium die *Kirche* aufgebaut . . .

Wer nach Zeichen dafür suchte, dass hinter dem grossen Welten-Spiel eine ironische Göttlichkeit die Finger handhabe, er fände keinen kleinen Anhalt in dem *ungeheuren Fragezeichen*, das Christenthum heisst. Dass die Menschheit vor dem Gegensatz dessen auf den Knien liegt, was der Ursprung, der Sinn, das *Recht* des Evangeliums war, dass sie in dem Begriff

„Kirche“ gerade Das heilig gesprochen hat, was der „frohe Botschafter“ als *unter* sich, als *hinter* sich empfand — man sucht vergebens nach einer grösseren Form *welthistorischer Ironie* — —

37.

— Unser Zeitalter ist stolz auf seinen historischen Sinn: wie hat es sich den Unsinn glaublich machen können, dass an dem Anfange des Christenthums die *grobe Wunderthäter- und Erlöser-Fabel* steht, — und dass alles Spirituale und Symbolische erst eine spätere Entwicklung ist? Umgekehrt: die Geschichte des Christenthums — und zwar vom Tode am Kreuze an — ist die Geschichte des schrittweise immer grösseren Missverständns eines *ursprünglichen* Symbolismus. Mit jeder Ausbreitung des Christenthums über noch breitere, noch rohere Massen, denen die Voraussetzungen immer mehr abgingen, aus denen es geboren ist, wurde es nöthiger, das Christenthum zu *vulgarisiren*, zu *barbarisiren*, — es hat Lehren und Riten aller *unterirdischen* Culte des imperium Romanum, es hat den Unsinn aller Arten kranker Vernunft in sich eingeschluckt. Das Schicksal des Christenthums liegt in der Nothwendigkeit, dass sein Glaube selbst so krank, so niedrig und vulgär werden musste, als die Bedürfnisse krank, niedrig und vulgär waren, die mit ihm befriedigt werden sollten. Als Kirche summirt sich endlich die *krankte Barbarei* selbst zur Macht, — die Kirche, diese Todfeindschaftsform zu jeder Rechtschaffenheit, zu jeder *Höhe* der Seele, zu jeder Zucht des Geistes, zu jeder freimüthigen und gütigen Menschlichkeit. — Die *christlichen* — die *vornehmen* Werthe: erst wir, wir *freigewordenen* Geister, haben diesen grössten Werth-Gegensatz, den es giebt, wieder hergestellt! — —

— Ich unterdrücke an dieser Stelle einen Seufzer nicht. Es giebt Tage, wo mich ein Gefühl heimsucht, schwärzer als die schwärzeste Melancholie — die *Menschen-Verachtung*. Und damit ich keinen Zweifel darüber lasse, *was* ich verachte, *wen* ich verachte: der Mensch von Heute ist es, der Mensch, mit dem ich verhängnissvoll gleichzeitig bin. Der Mensch von Heute — ich erstickte an seinem unreinen Athem . . . Gegen das Vergangne bin ich, gleich allen Erkennenden, von einer grossen Toleranz, das heisst *grossmüthigen* Selbstbezwungung: ich gehe durch die Irrenhaus-Welt ganzer Jahrtausende, heisse sie nun „Christenthum“, „christlicher Glaube“, „christliche Kirche“, mit einer düsteren Vorsicht hindurch, — ich hüte mich, die Menschheit für ihre Geisteskrankheiten verantwortlich zu machen. Aber mein Gefühl schlägt um, bricht heraus, sobald ich in die neuere Zeit, in *unsre* Zeit eintrete. Unsre Zeit ist *wissend* . . . Was ehemals bloss krank war, heute ward es unanständig, — es ist unanständig, heute Christ zu sein. *Und hier beginnt mein Ekel*. — Ich sehe mich um: es ist kein Wort von dem mehr übrig geblieben, was ehemals „Wahrheit“ hiess, wir haltem es nicht mehr aus, wenn ein Priester das Wort „Wahrheit“ auch nur in den Mund nimmt. Selbst bei dem bescheidensten Anspruch auf Rechtschaffenheit *muss* man heute wissen, dass ein Theologe, ein Priester, ein Papst mit jedem Satz, den er spricht, nicht nur irrt, sondern *lügt*, — dass es ihm nicht mehr freisteht, aus „Unschuld“, aus „Unwissenheit“ zu lügen. Auch der Priester weiss, so gut es Jedermann weiss, dass es keinen „Gott“ mehr giebt, keinen „Sünder“, keinen „Erlöser“, — dass „freier Wille“, „sittliche Weltordnung“ *Lügen* sind: — der Ernst, die tiefe Selbstüberwindung des Geistes *erlaubt* Niemandem mehr, hierüber *nicht* zu wissen . . . *Alle* Begriffe der Kirche sind erkannt als das, was sie sind, als die bö-

artigste Falschmünzerei, die es giebt, zum Zweck, die Natur, die Natur-Werthe zu *entwerthen*; der Priester selbst ist erkannt als das, was er ist, als die gefährlichste Art Parasit, als die eigentliche Giftspinne des Lebens . . . Wir wissen, unser *Gewissen* weiss es heute —, *was* überhaupt jene unheimlichen Erfindungen der Priester und der Kirche werth sind, *wozu sie dienten*, mit denen jener Zustand von Selbstschändung der Menschheit erreicht worden ist, der Ekel vor ihrem Anblick machen kann — die Begriffe „Jenseits“, „jüngstes Gericht“, „Unsterblichkeit der Seele“, die „Seele“ selbst; es sind Folter-Instrumente, es sind Systeme von Grausamkeiten, vermöge deren der Priester Herr wurde, Herr blieb . . . Jedermann weiss das: *und trotzdem bleibt Alles beim Alten*. Wohin kam das letzte Gefühl von Anstand, von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangene Art Mensch und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehn? . . . Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volks, — aber, *ohne* jede Scham, sich als Christen bekennd! . . . *Wen* verneint denn das Christenthum? *was* heisst es „Welt“? Dass man Soldat, dass man Richter, dass man Patriot ist; dass man sich wehrt; dass man auf seine Ehre hält; dass man seinen Vorthail will; dass man *stolz* ist . . . Jede Praktik jedes Augenblicks, jeder Instinkt, jede zur *That* werdende Werthschätzung ist heute antichristlich: was für eine *Missgeburt von Falschheit* muss der moderne Mensch sein, dass er sich trotzdem *nicht schämt*, Christ noch zu heissen! — — —

39.

— Ich kehre zurück, ich erzähle die *echte* Geschichte des Christenthums. — Das Wort schon „Christenthum“ ist ein

Missverständniss —, im Grunde gab es nur Einen Christen, und der starb am Kreuz. Das „Evangelium“ *starb* am Kreuz. Was von diesem Augenblick an „Evangelium“ heisst, war bereits der Gegensatz dessen, was *er* gelebt: eine „*schlimme* Botschaft“, ein *Dysangelium*. Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem „Glauben“, etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus das Abzeichen des Christen sieht: bloss die christliche *Praktik*, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, es *lebte*, ist christlich... Heute noch ist ein *solches* Leben möglich, für *gewisse* Menschen sogar nothwendig: das echte, das ursprüngliche Christenthum wird zu allen Zeiten möglich sein... *Nicht* ein Glauben, sondern ein Thun, ein Vieles-*nicht*-thun vor Allem, ein andres *Sein*... Bewusstseins-Zustände, irgend ein Glauben, ein Für-wahr-halten zum Beispiel — jeder Psycholog weiss das — sind ja vollkommen gleichgültig und fünften Ranges gegen den Werth der Instinkte: strenger geredet, der ganze Begriff geistiger Ursächlichkeit ist falsch. Das Christ-sein, die Christlichkeit auf ein Für-wahr-halten, auf eine blossе Bewusstseins-Phänomenalität reduciren, heisst die Christlichkeit negiren. *In der That gab es gar keine Christen*. Der „Christ“, das was seit zwei Jahrtausenden Christ heisst, ist bloss ein psychologisches Selbst-Missverständniss. Genauer zugesehn, herrschten in ihm, *trotz* allem „Glauben“, *bloss* die Instinkte — und *was für Instinkte!* — Der „Glaube“ war zu allen Zeiten, beispielsweise bei Luther, nur ein Mantel, ein Vorwand, ein *Vorhang*, hinter dem die Instinkte ihr Spiel spielten, — eine kluge *Blindheit* über die Herrschaft *gewisser* Instinkte... Der „Glaube“ — ich nannte ihn schon die eigentliche christliche *Klugheit*, — man *sprach* immer vom „Glauben“, man *that* immer nur vom Instinkte... In der Vorstellungswelt des Christen kommt Nichts vor, was die Wirklichkeit auch nur anrührte: dagegen erkannten wir im Instinkt-Hass

gegen jede Wirklichkeit das treibende, das einzig treibende Element in der Wurzel des Christenthums. Was folgt daraus? Dass auch in psychologicis hier der Irrthum radikal, das heisst wesen-bestimmend, das heisst *Substanz* ist. Ein Begriff hier weg, eine einzige Realität an dessen Stelle — und das ganze Christenthum rollt in's Nichts! — Aus der Höhe gesehn, bleibt diese fremdartigste aller Thatsachen, eine durch Irrthümer nicht nur bedingte, sondern *nur* in schädlichen, *nur* in leben- und herzvergiftenden Irrthümern erfinderische und selbst geniale Religion ein *Schauspiel für Götter* — für jene Gottheiten, welche zugleich Philosophen sind, und denen ich zum Beispiel bei jenen berühmten Zwiegesprächen auf Naxos begegnet bin. Im Augenblick, wo der *Ekel* von ihnen weicht (— *und* von uns!), werden sie dankbar für das Schauspiel des Christen: das erbärmliche kleine Gestirn, das Erde heisst, verdient vielleicht allein um *dieses* curiosen Falles willen einen göttlichen Blick, eine göttliche Antheilnahme... Unterschätzen wir nämlich den Christen nicht: der Christ, falsch *bis zur Unschuld*, ist weit über dem Affen, — in Hinsicht auf Christen wird eine bekannte Herkunfts-Theorie zur blossen Artigkeit...

40.

— Das Verhängniss des Evangeliums entschied sich mit dem Tode, — es hieng am „Kreuz“... Erst der Tod, dieser unerwartete schmähliche Tod, erst das Kreuz, das im Allgemeinen bloss für die canaille aufgespart blieb, — erst diese schauerlichste Paradoxie brachte die Jünger vor das eigentliche Räthsel: „wer war das? was war das?“ — Das erschütterte und im Tiefsten beleidigte Gefühl, der Argwohn, es möchte ein solcher Tod die *Widerlegung* ihrer Sache sein, das schreckliche Fragezeichen „warum gerade so?“ — dieser

Zustand begreift sich nur zu gut. Hier *musste* Alles notwendig sein, Sinn, Vernunft, höchste Vernunft haben; die Liebe eines Jüngers kennt keinen Zufall. Erst jetzt trat die Kluft auseinander: „wer hat ihn getödtet? wer war sein natürlicher Feind?“ — diese Frage sprang wie ein Blitz hervor. Antwort: das *herrschende* Judenthum, sein oberster Stand. Man empfand sich von diesem Augenblick im Aufruhr *gegen* die Ordnung, man verstand hinterdrein Jesus als *im Aufruhr gegen die Ordnung*. Bis dahin *fehlte* dieser kriegerische, dieser Nein-sagende, Nein-thuende Zug in seinem Bilde; mehr noch, er war dessen Widerspruch. Offenbar hat die kleine Gemeinde gerade die Hauptsache *nicht* verstanden, das Vorbildliche in dieser Art zu sterben, die Freiheit, die Ueberlegenheit *über* jedes Gefühl von ressentiment: — ein Zeichen dafür, wie wenig überhaupt sie von ihm verstand! An sich konnte Jesus mit seinem Tode nichts wollen, als öffentlich die stärkste Probe, den *Beweis* seiner Lehre zu geben . . . Aber seine Jünger waren ferne davon, diesen Tod zu *verzeihen* — was evangelisch im höchsten Sinne gewesen wäre: oder gar sich zu einem gleichen Tode in sanfter und lieblicher Ruhe des Herzens *anzubieten* . . . Gerade das am meisten unevangelische Gefühl, die *Rache*, kam wieder oben auf. Unmöglich konnte die Sache mit diesem Tode zu Ende sein: man brauchte „Vergeltung“, „Gericht“ (— und doch, was kann noch unevangelischer sein, als „Vergeltung“, „Strafe“, „Gericht-halten“!). Noch einmal kam die populäre Erwartung eines Messias in den Vordergrund; ein historischer Augenblick wurde in's Auge gefasst: das „Reich Gottes“ kommt zum Gericht über seine Feinde . . . Aber damit ist Alles missverstanden: das „Reich Gottes“ als Schlussakt, als Verheissung! Das Evangelium war doch gerade das Dasein, das Erfülltsein, die *Wirklichkeit* dieses „Reichs“ gewesen. Gerade ein solcher Tod *war* eben dieses „Reich Gottes“. Jetzt erst

trug man die ganze Verachtung und Bitterkeit gegen Pharisäer und Theologen in den Typus des Meisters ein, — man *machte* damit aus ihm einen Pharisäer und Theologen! Andererseits hielt die wildgewordne Verehrung dieser ganz aus den Fugen gerathenen Seelen jene evangelische Gleichberechtigung von Jedermann zum Kind Gottes, die Jesus gelehrt hatte, nicht mehr aus: ihre Rache war, auf eine ausschweifende Weise Jesus *emporzuheben*, von sich abzulösen: ganz so, wie ehemals die Juden aus Rache an ihren Feinden ihren Gott von sich losgetrennt und in die Höhe gehoben haben. Der Eine Gott und der Eine Sohn Gottes: Beides Erzeugnisse des ressentiment . . .

41.

— Und von nun an tauchte ein absurdes Problem auf: „wie *konnte* Gott das zulassen!“ Darauf fand die gestörte Vernunft der kleinen Gemeinschaft eine geradezu schrecklich absurde Antwort: Gott gab seinen Sohn zur Vergebung der Sünden, als *Opfer*. Wie war es mit Einem Male zu Ende mit dem Evangelium! Das *Schuldopfer*, und zwar in seiner widerlichsten, barbarischsten Form, das Opfer des *Unschuldigen* für die Sünden der Schuldigen! Welches schauderhafte Heidenthum! — Jesus hatte ja den Begriff „Schuld“ selbst abgeschafft, — er hat jede Kluft zwischen Gott und Mensch geleugnet, er *lebte* diese Einheit von Gott und Mensch als *seine* „frohe Botschaft“ . . . Und *nicht* als Vorrecht! — Von nun an tritt schrittweise in den Typus des Erlösers hinein: die Lehre vom Gericht und von der Wiederkunft, die Lehre vom Tod als einem Opfertode, die Lehre von der *Auferstehung*, mit der der ganze Begriff „Seligkeit“, die ganze und einzige Realität des Evangeliums, eskamotirt ist — zu Gunsten eines Zustandes *nach* dem Tode! . . . Paulus hat diese

Auffassung, diese *Unzucht* von Auffassung mit jener rabbinerhaften Frechheit, die ihn in allen Stücken auszeichnet, dahin logisirt: „*wenn* Christus nicht auferstanden ist von den Todten, so ist unser Glaube eitel“. — Und mit Einem Male wurde aus dem Evangelium die verächtlichste aller unerfüllbaren Versprechungen, die *unverschämte* Lehre von der Personal-Unsterblichkeit . . . Paulus selbst lehrte sie noch als *Lohn*! . . .

42.

Man sieht, *was* mit dem Tode am Kreuz zu Ende war: ein neuer, ein durchaus ursprünglicher Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung, zu einem thatsächlichen, *nicht* bloss verheissenen *Glück auf Erden*. Denn dies bleibt — ich hob es schon hervor — der Grundunterschied zwischen den beiden *décadence*-Religionen: der Buddhismus verspricht nicht, sondern hält, das Christenthum verspricht Alles, aber *hält Nichts*. — Der „frohen Botschaft“ folgte auf dem Fuss die *allerschlimmste*: die des Paulus. In Paulus verkörpert sich der Gegensatz-Typus zum „frohen Botschafter“, das Genie im Hass, in der Vision des Hasses, in der unerbittlichen Logik des Hasses. *Was* hat dieser Dysangelist Alles dem Hasse zum Opfer gebracht! Vor allem den Erlöser: er schlug ihn an *sein* Kreuz. Das Leben, das Beispiel, die Lehre, der Tod, der Sinn und das Recht des ganzen Evangeliums — Nichts war mehr vorhanden, als dieser Falschmünzer aus Hass begriff, was allein er brauchen konnte. *Nicht* die Realität, *nicht* die historische Wahrheit! . . . Und noch einmal verübte der Priester-Instinkt des Juden das gleiche, grosse Verbrechen an der Historie, — er strich das Gestern, das Vorgestern des Christenthums einfach durch, er *erfand sich eine Geschichte des ersten Christenthums*. Mehr noch: er fälschte die Geschichte

Israels nochmals um, um als Vorgeschichte für *seine* That zu erscheinen: alle Propheten haben von *seinem* „Erlöser“ geredet . . . Die Kirche fälschte später sogar die Geschichte der Menschheit zur Vorgeschichte des Christenthums . . . Der Typus des Erlösers, die Lehre, die Praktik, der Tod, der Sinn des Todes, selbst das Nachher des Todes — Nichts blieb unangetastet, Nichts blieb auch nur ähnlich der Wirklichkeit. Paulus verlegte einfach das Schwergewicht jenes ganzen Daseins *hinter* dies Dasein, — in die *Lüge* vom „wiederauferstandenen“ Jesus. Er konnte im Grunde das Leben des Erlösers überhaupt nicht brauchen, — er hatte den Tod am Kreuz nöthig *und* etwas mehr noch . . . Einen Paulus, der seine Heimath an dem Hauptsitz der stoischen Aufklärung hatte, für ehrlich halten, wenn er sich aus einer Hallucination den *Beweis* vom Noch-Leben des Erlösers zurecht macht, oder auch nur seiner Erzählung, *dass* er diese Hallucination gehabt hat, Glauben schenken, wäre eine wahre *niaiserie* seitens eines Psychologen: Paulus wollte den Zweck, *folglich* wollte er auch die Mittel . . . Was er selbst nicht glaubte, die Idioten, unter die er *seine* Lehre warf, glaubten es. — *Sein* Bedürfniss war die *Macht*; mit Paulus wollte nochmals der Priester zu Macht, — er konnte nur Begriffe, Lehren, Symbole brauchen, mit denen man Massen tyrannisirt, Heerden bildet. *Was* allein entlehnte später Muhamed dem Christenthum? Die Erfindung des Paulus, sein Mittel zur Priester-Tyrannei, zur Heerden-Bildung: den Unsterblichkeits-Glauben — *das heisst die Lehre vom „Gericht“ . . .*

Wenn man das Schwergewicht des Lebens *nicht* in's Leben, sondern in's „Jenseits“ verlegt — *in's Nichts* —, so hat man

dem Leben überhaupt das Schwergewicht genommen. Die grosse Lüge von der Personal-Unsterblichkeit zerstört jede Vernunft, jede Natur im Instinkte, — Alles, was wohlthätig, was lebensfördernd, was zukunftsverbürgend in den Instinkten ist, erregt nunmehr Misstrauen. *So zu leben, dass es keinen Sinn mehr hat zu leben, das wird jetzt zum Sinn des Lebens...* Wozu Gemeinsinn, wozu Dankbarkeit noch für Herkunft und Vorfahren, wozu mitarbeiten, zutrauen, irgend ein Gesamtwohl fördern und im Auge haben? ... Ebensoviele „Versuchungen“, ebensoviele Ablenkungen vom „rechten Weg“ — „*Eins* ist noth“ ... Dass Jeder als „unsterbliche Seele“ mit Jedem gleichen Rang hat, dass in der Gesammtheit aller Wesen das „Heil“ *jedes* Einzelnen eine ewige Wichtigkeit in Anspruch nehmen darf, dass kleine Mucker und Dreiviertels-Verrückte sich einbilden dürfen, dass um ihretwillen die Gesetze der Natur beständig *durchbrochen* werden, — eine solche Steigerung jeder Art Selbstsucht in's Unendliche, in's *Unverschämte* kann man nicht mit genug Verachtung brandmarken. Und doch verdankt das Christenthum *dieser* erbarmungswürdigen Schmeichelei vor der Personal-Eitelkeit seinen *Sieg*, — gerade alles Missrathene, Aufständisch-Gesinnte, Schlecht-weg-gekommene, den ganzen Auswurf und Abhub der Menschheit hat es damit zu sich überredet. Das „Heil der Seele“ — auf deutsch: „die Welt dreht sich um *mich*“ ... Das Gift der Lehre „*gleiche* Rechte für Alle“ — das Christenthum hat es am grundsätzlichsten ausgesät; das Christenthum hat jedem Ehrfurchts- und Distanz-Gefühl zwischen Mensch und Mensch, das heisst der *Voraussetzung* zu jeder Erhöhung, zu jedem Wachsthum der Cultur einen Todkrieg aus den heimlichsten Winkeln schlechter Instinkte gemacht, — es hat aus dem ressentiment der Massen sich seine *Hauptwaffe* geschmiedet gegen *uns*, gegen alles Vornehme, Frohe, Hochherzige auf Erden, gegen unser Glück

auf Erden . . . Die „Unsterblichkeit“ jedem Petrus und Paulus zugestanden, war bisher das grösste, das bösartigste Attentat auf die *vornehme* Menschlichkeit. — Und unterschätzen wir das Verhängniss nicht, das vom Christenthum aus sich bis in die Politik eingeschlichen hat! Niemand hat heute mehr den Muth zu Sonderrechten, zu Herrschaftsrechten, zu einem Ehrfurchtsgefühl vor sich und seines Gleichen, — zu einem *Pathos der Distanz* . . . Unsre Politik ist *krank* an diesem Mangel an Muth! — Der Aristokratismus der Gesinnung wurde durch die Seelen-Gleichheits-Lüge am unterirdischsten untergraben; und wenn der Glaube an das „Vorrecht der Meisten“ Revolutionen macht und *machen wird*, — das Christenthum ist es, man zweifle nicht daran, *christliche* Werthurtheile sind es, welche jede Revolution bloss in Blut und Verbrechen übersetzt! Das Christenthum ist ein Aufstand alles Am-Boden-Kriechenden gegen das, was *Höhe* hat: das Evangelium der „Niedrigen“ *macht* niedrig . . .

44.

— Die Evangelien sind unschätzbar als Zeugniss für die bereits unaufhaltsame Corruption *innerhalb* der ersten Gemeinde. Was Paulus später mit dem Logiker-Cynismus eines Rabbiners zu Ende führte, war trotzdem bloss der Verfalls-Prozess, der mit dem Tode des Erlösers begann. — Diese Evangelien kann man nicht behutsam genug lesen; sie haben ihre Schwierigkeiten hinter jedem Wort. Ich bekenne, man wird es mir zu Gute halten, dass sie ebendamt für einen Psychologen ein Vergnügen ersten Ranges sind, — als *Gegensatz* aller naiven Verderbniss, als das Raffinement par excellence, als Künstlerschaft in der psychologischen Verderbniss. Die Evangelien stehn für sich. Die Bibel überhaupt verträgt keinen

Vergleich. Man ist unter Juden: *erster* Gesichtspunkt, um hier nicht völlig den Faden zu verlieren. Die hier geradezu Genie werdende Selbstverstellung in's „Heilige“, unter Büchern und Menschen nie annähernd sonst erreicht, diese Wort- und Gebärden-Falschmünzerei als *Kunst* ist nicht der Zufall irgend welcher Einzel-Begabung irgend welcher Ausnahme-Natur. Hierzu gehört *Rasse*. Im Christenthum, als der Kunst heilig zu lügen, kommt das ganze Judenthum, eine mehrhundertjährige jüdische allerernsthafte Vorübung und Technik zur letzten Meisterschaft. Der Christ, diese ultima ratio der Lüge, ist der Jude noch einmal — *drei* Mal selbst . . . Der grundsätzliche Wille, nur Begriffe, Symbole, Attitüden anzuwenden, welche aus der Praxis des Priesters bewiesen sind, die Instinkt-Ablehnung jeder *andren* Praxis, jeder *andren* Art Werth- und Nützlichkeits-Perspektive — das ist nicht nur Tradition, das ist *Erbschaft*: nur als Erbschaft wirkt es wie Natur. Die ganze Menschheit, die besten Köpfe der besten Zeiten sogar — (Einen ausgenommen, der vielleicht bloss ein Unmensch ist) — haben sich täuschen lassen. Man hat das Evangelium als *Buch der Unschuld* gelesen . . . kein kleiner Fingerzeig dafür, mit welcher Meisterschaft hier geschauspielert worden ist. — Freilich: bekämen wir sie zu *sehen*, auch nur im Vorübergehn, alle diese wunderlichen Mucker und Kunst-Heiligen, so wäre es am Ende, — und genau deshalb, weil *ich* keine Worte lese, ohne Gebärden zu sehn, *mache ich mit ihnen ein Ende* . . . Ich halte eine gewisse Art, die Augen aufzuschlagen, an ihnen nicht aus. — Zum Glück sind Bücher für die Allermeisten bloss *Litteratur* — — Man muss sich nicht irreführen lassen: „richtet nicht!“ sagen sie, aber sie schicken Alles in die Hölle, was ihnen im Wege steht. Indem sie Gott richten lassen, richten sie selber; indem sie Gott verherrlichen, verherrlichen sie sich selber; indem sie die Tugenden *fordern*, deren sie gerade

fähig sind — mehr noch, die sie nöthig haben, um überhaupt oben zu bleiben —, geben sie sich den grossen Anschein eines Ringens um die Tugend, eines Kampfes um die Herrschaft der Tugend. „Wir leben, wir sterben, wir opfern uns *für das Gute*“ (— „die Wahrheit“, „das Licht“, das „Reich Gottes“): in Wahrheit thun sie, was sie nicht lassen können. Indem sie nach Art von Duckmäusern sich durchdrücken, im Winkel sitzen, im Schatten schattenhaft dahinleben, machen sie sich eine *Pflicht* daraus: aus Pflicht erscheint ihr Leben als Demuth, als Demuth ist es ein Beweis mehr für Frömmigkeit... Ah diese demüthige, keusche, barmherzige Art von Verlogenheit! „Für uns soll die Tugend selbst Zeugniß ablegen“... Man lese die Evangelien als Bücher der Verführung mit *Moral*: die Moral wird von diesen kleinen Leuten mit Beschlag belegt, — sie wissen, was es auf sich hat mit der Moral! Die Menschheit wird am besten *genasführt* mit der Moral! — Die Realität ist, dass hier der bewussteste *Auserwählten-Dünkel* die Bescheidenheit spielt: man hat *sich*, die „Gemeinde“, die „Guten und Gerechten“ ein für alle Mal auf die Eine Seite gestellt, auf die „der Wahrheit“ — und den Rest, „die Welt“ auf die andre... *Das* war die verhängnissvollste Art Grössenwahn, die bisher auf Erden dagewesen ist: kleine Missgeburten von Muckern und Lügnern fiengen an, die Begriffe „Gott“ „Wahrheit“ „Licht“ „Geist“ „Liebe“ „Weisheit“ „Leben“ für sich in Anspruch zu nehmen, gleichsam als Synonyma von sich, um damit die „Welt“ gegen sich abzugrenzen, kleine Superlativ-Juden, reif für jede Art Irrenhaus, drehten die Werthe überhaupt nach *sich* um, wie als ob erst der Christ der Sinn, das Salz, das Maass, auch das *letzte Gericht* vom ganzen Rest wäre... Das ganze Verhängniss wurde dadurch allein ermöglicht, dass schon eine verwandte, rassenverwandte Art von Grössenwahn in der Welt war, der *jüdische*: sobald einmal

die Kluft zwischen Juden und Judenchristen sich aufriss, blieb letzteren gar keine Wahl, als dieselben Prozeduren der Selbsterhaltung, die der jüdische Instinkt anrieth, *gegen* die Juden selber anzuwenden, während die Juden sie bisher bloss *gegen* alles *Nicht-Jüdische* angewendet hatten. Der Christ ist nur ein Jude „*freieren*“ Bekenntnisses. —

45.

— Ich gebe ein paar Proben von dem, was sich diese kleinen Leute in den Kopf gesetzt, was sie ihrem Meister *in den Mund gelegt haben*: lauter Bekenntnisse „schöner Seelen“. —

„Und welche euch nicht aufnehmen noch hören, da gehet von dannen hinaus und schüttelt den Staub ab von euren Füßen, zu einem Zeugniß über sie. Ich sage euch: Wahrlich, es wird Sodom und Gomorrha am jüngsten Gericht erträglicher ergehen, denn solcher Stadt“ (Marcus 6, 11). — *Wie evangelisch! . . .*

„Und wer der Kleinen Einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er in das Meer geworfen würde“ (Marcus 9, 42). — *Wie evangelisch! . . .*

„Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, dass du einäugig in das Reich Gottes gehest, denn dass du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen; da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht erlischt“ (Marcus 9, 47). — Es ist nicht gerade das Auge gemeint . . .

„Wahrlich, ich sage euch, es stehen Etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis dass sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen“ (Marcus 9, 1). — *Gut gelogen, Löwe . . .*

„Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und

nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. *Denn . . .*“ (*Anmerkung eines Psychologen*. Die christliche Moral wird durch ihre *Denn's* widerlegt: ihre „Gründe“ widerlegen, — so ist es christlich.) Marcus 8, 34. —

„Richtet nicht, *auf dass* ihr nicht gerichtet werdet. Mit welcherlei Maass ihr messet, wird *euch* gemessen werden“ (Matthäus 7, 1). — Welcher Begriff von Gerechtigkeit, von einem „gerechten“ Richter! . . .

„Denn so ihr liebet, die euch lieben, *was werdet ihr für Lohn haben?* Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr nur zu euren Brüdern freundlich thut, *was thut ihr Sonderliches?* Thun nicht die Zöllner auch also?“ (Matthäus 5, 46). — Princip der „christlichen Liebe“: sie will zuletzt gut *bezahlt* sein . . .

„*Wo* ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben“ (Matthäus 6, 15). — Sehr compromittirend für den genannten „Vater“ . . .

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen“ (Matthäus 6, 33). — Solches Alles: nämlich Nahrung, Kleidung, die ganze Nothdurft des Lebens. Ein *Irrthum*, bescheiden ausgedrückt . . . Kurz vorher erscheint Gott als Schneider, wenigstens in gewissen Fällen . . .

„Freuet euch alsdann und hüpfet: *denn* siehe, euer Lohn ist gross im Himmel. Desgleichen thaten ihre Väter den Propheten auch“ (Lucas 6, 23). — *Unverschämtes* Gesindel! Es vergleicht sich bereits mit den Propheten . . .

„Wisset ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnt? So jemand den Tempel Gottes verderbet, *den wird Gott verderben*: denn der Tempel Gottes ist heilig, *der seid ihr*“ (Paulus 1 Korinther 3, 16). — Dergleichen kann man nicht genug verachten . . .

„Wisset ihr nicht, dass die Heiligen die Welt richten werden? So denn nun die Welt soll von *euch* gerichtet werden: seid ihr denn nicht gut genug, geringere Sachen zu richten?“ (Paulus 1 Korinther 6, 2.) — Leider nicht bloss die Rede eines Irrenhäuslers . . . Dieser *fürchterliche Betrüger* fährt wörtlich fort: „Wisset ihr nicht, dass *wir* über die Engel richten werden? Wie vielmehr über die zeitlichen Güter!“ . . .

„Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben . . . ; nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, *das hat Gott erwählet*, dass er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, *das hat Gott erwählet*, dass er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, dass er zu Nichte mache, was Etwas ist. Auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme“ (Paulus 1. Korinther 1, 20 ff.). — Um diese Stelle, ein Zeugniß allerersten Ranges für die Psychologie jeder Tschandala-Moral, zu *verstehn*, lese man die erste Abhandlung meiner *Genealogie der Moral*: in ihr wurde zum ersten Mal der Gegensatz einer *vornehmen* und einer aus ressentiment und ohnmächtiger Rache gebornen Tschandala-Moral an's Licht gestellt. Paulus war der grösste aller Apostel der Rache . . .

46.

— *Was folgt daraus?* Dass man gut thut, Handschuhe anzuziehen, wenn man das neue Testament liest. Die Nähe von so viel Unreinlichkeit zwingt beinahe dazu. Wir würden

uns „erste Christen“ so wenig wie polnische Juden zum Umgang wählen: nicht dass man gegen sie auch nur einen Einwand nöthig hätte . . . Sie riechen beide nicht gut. — Ich habe vergebens im neuen Testamente auch nur nach Einem sympathischen Zuge ausgespäht; Nichts ist darin, was frei, gütig, offenherzig, rechtschaffen wäre. Die Menschlichkeit hat hier noch nicht ihren ersten Anfang gemacht, — die Instinkte der *Reinlichkeit* fehlen . . . Es giebt nur *schlechte* Instinkte im neuen Testament, es giebt keinen Muth selbst zu diesen schlechten Instinkten. Alles ist Feigheit, Alles ist Augen-Schliessen und Selbstbetrug darin. Jedes Buch wird reinlich, wenn man eben das neue Testament gelesen hat: ich las, um ein Beispiel zu geben, mit Entzücken unmittelbar nach Paulus jenen anmuthigsten, übermüthigsten Spötter Petronius, von dem man sagen könnte, was Domenico Boccaccio über Cesare Borgia an den Herzog von Parma schrieb: „è tutto festo“ — unsterblich gesund, unsterblich heiter und wohlgerathen . . . Diese kleinen Mucker verrechnen sich nämlich in der Hauptsache. Sie greifen an, aber Alles, was von ihnen angegriffen wird, ist damit *ausgezeichnet*. Wen ein „erster Christ“ angreift, den besudelt er *nicht* . . . Umgekehrt: es ist eine Ehre, „erste Christen“ gegen sich zu haben. Man liest das neue Testament nicht ohne eine Vorliebe für das, was darin misshandelt wird, — nicht zu reden von der „Weisheit dieser Welt“, welche ein frecher Windmacher „durch thörichte Predigt“ umsonst zu Schanden zu machen sucht . . . Aber selbst die Pharisäer und Schriftgelehrten haben ihren Vorthail von einer solchen Gegnerschaft: sie müssen schon etwas werth gewesen sein, um auf eine so unanständige Weise gehasst zu werden. Heuchelei — das wäre ein Vorwurf, den „erste Christen“ machen *dürften*! — Zuletzt waren es die *Privilegirten*: dies genügt, der Tschandala-Hass braucht keine Gründe mehr.

Der „erste Christ“ — ich fürchte, auch der „letzte Christ“, *den ich vielleicht noch erleben werde* — ist Rebell gegen alles Privilegirte aus unterstem Instinkte, — er lebt, er kämpft immer für „*gleiche Rechte*“! . . . Genauer zugesehn, hat er keine Wahl. Will man, für seine Person, ein „Auserwählter Gottes“ sein — oder ein „Tempel Gottes“, oder ein „Richter der Engel“ —, so ist jedes *andre* Princip der Auswahl, zum Beispiel nach Rechtschaffenheit, nach Geist, nach Männlichkeit und Stolz, nach Schönheit und Freiheit des Herzens, einfach „Welt“, — *das Böse an sich* . . . Moral: jedes Wort im Munde eines „ersten Christen“ ist eine Lüge, jede Handlung, die er thut, eine Instinkt-Falschheit, — alle seine Werthe, alle seine Ziele sind schädlich, aber *wen* er hasst, *was* er hasst, *das hat Werth* . . . Der Christ, der Priester-Christ in Sonderheit, ist ein *Kriterium für Werthe* — — Habe ich noch zu sagen, dass im ganzen neuen Testament bloss eine *einzig*e Figur vorkommt, die man ehren muss? Pilatus, der römische Statthalter. Einen Judenhandel *ernst* zu nehmen — dazu überredet er sich nicht. Ein Jude mehr oder weniger — was liegt daran? . . . Der vornehme Hohn eines Römers, vor dem ein unverschämter Missbrauch mit dem Wort „Wahrheit“ getrieben wird, hat das neue Testament mit dem einzigen Wort bereichert, *das Werth hat*, — das seine Kritik, seine *Vernichtung* selbst ist: „was ist Wahrheit!“ . . .

47.

— Das ist es nicht, was *uns* abscheidet, dass wir keinen Gott wiederfinden, weder in der Geschichte, noch in der Natur, noch hinter der Natur, — sondern dass wir, was als Gott verehrt wurde, nicht als „göttlich“, sondern als erbarmungswürdig, als absurd, als schädlich empfinden, nicht

nur als Irrthum, sondern als *Verbrechen am Leben* . . . Wir leugnen Gott als Gott . . . Wenn man uns diesen Gott der Christen *bewiese*, wir würden ihn noch weniger zu glauben wissen. — In Formel: deus qualem Paulus creavit, dei negatio. — Eine Religion, wie das Christenthum, die sich an keinem Punkte mit der Wirklichkeit berührt, die sofort dahinfällt, sobald die Wirklichkeit auch nur an Einem Punkte zu Rechte kommt, muss billiger Weise der „Weisheit der Welt“, will sagen *der Wissenschaft*, todfeind sein, — sie wird alle Mittel gut heissen, mit denen die Zucht des Geistes, die Lauterkeit und Strenge in Gewissenssachen des Geistes, die vornehme Kühle und Freiheit des Geistes vergiftet, verleumdet, *verrufen* gemacht werden kann. Der „Glaube“ als Imperativ ist das *veto* gegen die Wissenschaft, — in praxi die Lüge um jeden Preis . . . Paulus *begriff*, dass die Lüge — dass „der Glaube“ noth that; die Kirche *begriff* später wieder Paulus. — Jener „Gott“, den Paulus sich erfand, ein Gott, der „die Weisheit der Welt“ (im engern Sinn die beiden grossen Gegnerinnen alles Aberglaubens, Philologie und Medizin) „zu Schanden macht“, ist in Wahrheit nur der resolute *Entschluss* des Paulus selbst dazu: „Gott“ seinen eignen Willen zu nennen, thora, das ist urjüdisch. Paulus *will* „die Weisheit der Welt“ zu Schanden machen: seine Feinde sind die *guten* Philologen und Aerzte alexandrinischer Schulung —, ihnen macht er den Krieg. In der That, man ist nicht Philolog und Arzt, ohne nicht zugleich auch *Antichrist* zu sein. Als Philolog schaut man nämlich *hinter* die „heiligen Bücher“, als Arzt *hinter* die physiologische Verkommenheit des typischen Christen. Der Arzt sagt „unheilbar“, der Philolog „Schwindel“ . . .

— Hat man eigentlich die berühmte Geschichte verstanden, die am Anfang der Bibel steht, — von der Höllenangst Gottes vor der *Wissenschaft*?... Man hat sie nicht verstanden. Dies Priesterbuch par excellence beginnt, wie billig, mit der grossen inneren Schwierigkeit des Priesters: *er* hat nur Eine grosse Gefahr, *folglich* hat „Gott“ nur Eine grosse Gefahr. —

Der alte Gott, ganz „Geist“, ganz Hoherpriester, ganz Vollkommenheit, lustwandelt in seinem Garten: nur dass er sich langweilt. Gegen die Langeweile kämpfen Götter selbst vergebens. Was thut er? Er erfindet den Menschen, — der Mensch ist unterhaltend... Aber siehe da, auch der Mensch langweilt sich. Das Erbarmen Gottes mit der einzigen Noth, die alle Paradiese an sich haben, kennt keine Grenzen: er schuf alsbald noch andre Thiere. *Erster* Fehlgriff Gottes: der Mensch fand die Thiere nicht unterhaltend, — er herrschte über sie, er wollte nicht einmal „Thier“ sein. — Folglich schuf Gott das Weib. Und in der That, mit der Langeweile hatte es nun ein Ende, — aber auch mit Anderem noch! Das Weib war der *zweite* Fehlgriff Gottes. — „Das Weib ist seinem Wesen nach Schlange, Heva“ — das weiss jeder Priester: „vom Weib kommt *jedes* Unheil in der Welt“ — das weiss ebenfalls jeder Priester. „*Folglich* kommt von ihm auch die *Wissenschaft*“... Erst durch das Weib lernte der Mensch vom Baume der Erkenntniss kosten. — Was war geschehn? Den alten Gott ergriff eine Höllenangst. Der Mensch selbst war sein *grösster* Fehlgriff geworden, er hatte sich einen Rivalen geschaffen, die Wissenschaft macht *gottgleich*, — es ist mit Priestern und Göttern zu Ende, wenn der Mensch wissenschaftlich wird! — *Moral*: die Wissenschaft ist das Verbotene an sich, — sie allein ist verboten. Die Wissenschaft ist die *erste* Sünde, der Keim aller Sünde, die *Erbsünde*. *Dies allein ist Moral*. — „Du sollst *nicht*

erkennen“: — der Rest folgt daraus. — Die Höllenangst Gottes verhinderte ihn nicht, klug zu sein. Wie *wehrt* man sich gegen die Wissenschaft? Das wurde für lange sein Hauptproblem. Antwort: fort mit dem Menschen aus dem Paradiese! Das Glück, der Müssiggang bringt auf Gedanken, — alle Gedanken sind schlechte Gedanken... Der Mensch *soll* nicht denken. — Und der „Priester an sich“ erfindet die Noth, den Tod, die Lebensgefahr der Schwangerschaft, jede Art von Elend, Alter, Mühsal, die *Krankheit* vor Allem, — lauter Mittel im Kampfe mit der Wissenschaft! Die Noth *erlaubt* dem Menschen nicht zu denken... Und trotzdem! entsetzlich! Das Werk der Erkenntniss thürmt sich auf, himmelstürmend, götterandämmernd, — was thun! — Der alte Gott erfindet den *Krieg*, er trennt die Völker, er macht, dass die Menschen sich gegenseitig vernichten (— die Priester haben immer den Krieg nöthig gehabt...). Der Krieg — unter Anderem ein grosser Störenfried der Wissenschaft! — Unglaublich! Die Erkenntniss, die *Emancipation vom Priester*, nimmt selbst trotz Kriegen zu. — Und ein letzter Entschluss kommt dem alten Gotte: „der Mensch ward wissenschaftlich, — *es hilft Nichts, man muss ihn ersäufen!*“...

49.

— Man hat mich verstanden. Der Anfang der Bibel enthält die *ganze* Psychologie des Priesters. — Der Priester kennt nur Eine grosse Gefahr: das ist die Wissenschaft, — der gesunde Begriff von Ursache und Wirkung. Aber die Wissenschaft gedeiht im Ganzen nur unter glücklichen Verhältnissen, — man muss Zeit, man muss Geist *überflüssig* haben, um zu „erkennen“... „*Folglich* muss man den Menschen unglücklich machen“, — dies war zu jeder Zeit die Logik

des Priesters. — Man erräth bereits, *was*, dieser Logik gemäss, damit erst in die Welt gekommen ist: — die „Sünde“ . . . Der Schuld- und Strafbegriff, die ganze „sittliche Weltordnung“ ist erfunden *gegen* die Wissenschaft, — *gegen* die Ablösung des Menschen vom Priester . . . Der Mensch soll *nicht* hinaus, er soll in sich hinein sehn; er soll *nicht* klug und vorsichtig, als Lernender, *in* die Dinge sehn, er soll überhaupt gar nicht sehn: er soll *leiden* . . . Und er soll so leiden, dass er jeder Zeit den Priester nöthig hat. — Weg mit den Aerzten! *Man hat einen Heiland nöthig*. — Der Schuld- und Straf-Begriff, eingerechnet die Lehre von der „Gnade“, von der „Erlösung“, von der „Vergebung“ — *Lügen* durch und durch und ohne jede psychologische Realität — sind erfunden, um den *Ursachen-Sinn* des Menschen zu zerstören: sie sind das Attentat gegen den Begriff Ursache und Wirkung! — Und *nicht* ein Attentat mit der Faust, mit dem Messer, mit der Ehrlichkeit in Hass und Liebe! Sondern aus den feigsten, listigsten, niedrigsten Instinkten heraus! Ein *Priester-Attentat*! Ein *Parasiten-Attentat*! Ein Vampirismus bleicher unterirdischer Blutsauger! . . . Wenn die natürlichen Folgen einer That nicht mehr „natürlich“ sind, sondern durch Begriffs-Gespenster des Aberglaubens, durch „Gott“, durch „Geister“, durch „Seelen“ bewirkt gedacht werden, als bloss „moralische“ Consequenzen, als Lohn, Strafe, Wink, Erziehungsmittel, so ist die Voraussetzung zur Erkenntniss zerstört, — *so hat man das grösste Verbrechen an der Menschheit begangen*. — Die Sünde, nochmals gesagt, diese Selbstschändungs-Form des Menschen par excellence, ist erfunden, um Wissenschaft, um Cultur, um jede Erhöhung und Vornehmheit des Menschen unmöglich zu machen; der Priester *herrscht* durch die Erfindung der Sünde. —

— Ich erlasse mir an dieser Stelle eine Psychologie des „Glaubens“, der „Gläubigen“ nicht, zum Nutzen, wie billig, gerade der „Gläubigen“. Wenn es heute noch an solchen nicht fehlt, die es nicht wissen, inwiefern es *unanständig* ist, „gläubig“ zu sein — *oder* ein Abzeichen von *décadence*, von gebrochnem Willen zum Leben —, morgen schon werden sie es wissen. Meine Stimme erreicht auch die Harthörigen. — Es scheint, wenn anders ich mich nicht verhört habe, dass es unter Christen eine Art Kriterium der Wahrheit giebt, das man „den Beweis der Kraft“ nennt. „Der Glaube macht selig: *also* ist er wahr.“ — Man dürfte hier zunächst einwenden, dass gerade das Seligmachen nicht bewiesen, sondern nur *versprochen* ist: die Seligkeit an die Bedingung des „Glaubens“ geknüpft, — man *soll* selig werden, *weil* man glaubt . . . Aber *dass* thatsächlich eintritt, was der Priester dem Gläubigen für das jeder Controle unzugängliche „Jenseits“ verspricht, womit bewiese sich *das*? — Der angebliche „Beweis der Kraft“ ist also im Grunde wieder nur ein Glaube daran, dass die Wirkung nicht ausbleibt, welche man sich vom Glauben verspricht. In Formel: „ich glaube, dass der Glaube selig macht; — *folglich* ist er wahr.“ — Aber damit sind wir schon am Ende. Dies „folglich“ wäre das absurdum selbst als Kriterium der Wahrheit. — Setzen wir aber, mit einiger Nachgiebigkeit, dass das Seligmachen durch den Glauben bewiesen sei (— *nicht* nur gewünscht, *nicht* nur durch den etwas verdächtigen Mund eines Priesters versprochen): wäre Seligkeit — technischer geredet, *Lust* — jemals ein Beweis der Wahrheit? So wenig, dass es beinahe den Gegenbeweis, jedenfalls den höchsten Argwohn gegen „Wahrheit“ abgiebt, wenn Lustempfindungen über die Frage „was ist wahr?“ mitreden. Der Beweis der „Lust“ ist ein Beweis *für* „Lust“, — nichts mehr; woher um Alles in der

Welt stünde es fest, dass gerade *wahre* Urtheile mehr Vergnügen machten als falsche und, gemäss einer prästabilierten Harmonie, angenehme Gefühle mit Nothwendigkeit hinter sich drein zögen? — Die Erfahrung aller strengen, aller tief gearteten Geister lehrt *das Umgekehrte*. Man hat jeden Schritt breit Wahrheit sich abringen müssen, man hat fast Alles dagegen preisgeben müssen, woran sonst das Herz, woran unsre Liebe, unser Vertrauen zum Leben hängt. Es bedarf Grösse der Seele dazu: der Dienst der Wahrheit ist der härteste Dienst. — Was heisst denn *rechtschaffen* sein in geistigen Dingen? Dass man streng gegen sein Herz ist, dass man die „schönen Gefühle“ verachtet, dass man sich aus jedem Ja und Nein ein Gewissen macht! — — — Der Glaube macht selig: *folglich* lügt er . . .

51.

Dass der Glaube unter Umständen selig macht, dass Seligkeit aus einer fixen Idee noch nicht eine *wahre* Idee macht, dass der Glaube keine Berge versetzt, wohl aber Berge *hinsetzt*, wo es keine giebt: ein flüchtiger Gang durch ein *Irrenhaus* klärt zur Genüge darüber auf. *Nicht* freilich einen Priester: denn der leugnet aus Instinkt, dass Krankheit Krankheit, dass Irrenhaus Irrenhaus ist. Das Christenthum hat die Krankheit *nöthig*, ungefähr wie das Griechenthum einen Ueberschuss von Gesundheit nöthig hat, — *krankmachen* ist die eigentliche Hinterabsicht des ganzen Heilsprozeduren-Systems der Kirche. Und die Kirche selbst — ist sie nicht das katholische Irrenhaus als letztes Ideal? — Die Erde überhaupt als Irrenhaus? — Der religiöse Mensch, wie ihn die Kirche *will*, ist ein typischer *décadent*; der Zeitpunkt, wo eine religiöse Krisis über ein Volk Herr wird, ist jedes Mal durch Nerven-Epidemien gekennzeichnet; die

„innere Welt“ des religiösen Menschen sieht der „inneren Welt“ der Ueberreizten und Erschöpften zum Verwechseln ähnlich; die „höchsten“ Zustände, welche das Christenthum als Werth aller Werthe über der Menschheit aufgehängt hat, sind epileptoide Formen, — die Kirche hat nur Verrückte *oder* grosse Betrüger in majorem dei honorem heilig gesprochen... Ich habe mir einmal erlaubt, den ganzen christlichen Buss- und Erlösungs-training (den man heute am besten in England studiert) als eine methodisch erzeugte folie circulaire zu bezeichnen, wie billig, auf einem bereits dazu vorbereiteten, das heisst gründlich morbiden Boden. Es steht Niemandem frei, Christ zu werden: man wird zum Christenthum nicht „bekehrt“, — man muss krank genug dazu sein... Wir Andern, die wir den *Muth* zur Gesundheit *und* auch zur Verachtung haben, wie dürfen *wir* eine Religion verachten, die den Leib missverstehn lehrte! die den Seelen-Aberglauben nicht loswerden will! die aus der unzureichenden Ernährung ein „Verdienst“ macht! die in der Gesundheit eine Art Feind, Teufel, Versuchung bekämpft! die sich einredete, man könne eine „vollkommene Seele“ in einem Cadaver von Leib herumtragen, und dazu nöthig hatte, einen neuen Begriff der „Vollkommenheit“ sich zurecht zu machen, ein bleiches, krankhaftes, idiotisch-schwärmerisches Wesen, die sogenannte „Heiligkeit“, — Heiligkeit, selbst bloss eine Symptomen-Reihe des verarmten, entnervten, unheilbar verdorbenen Leibes!... Die christliche Bewegung, als eine europäische Bewegung, ist von vornherein eine Gesamt-Bewegung der Ausschuss- und Abfalls-Elemente aller Art (— diese wollen mit dem Christenthum zur Macht). Sie drückt *nicht* den Niedergang einer Rasse aus, sie ist eine Aggregat-Bildung sich zusammendrängender und sich suchender *décadence*-Formen von Ueberall. Es ist *nicht*, wie man glaubt, die Corruption des Alterthums selbst, des *vornehmen*

Alterthums, was das Christenthum ermöglichte: man kann dem gelehrten Idiotismus, der auch heute noch so Etwas aufrecht erhält, nicht hart genug widersprechen. In der Zeit, wo die kranken, verdorbenen Tschandala-Schichten im ganzen imperium sich christianisirten, war gerade der *Gegentypus*, die Vornehmheit, in ihrer schönsten und reifsten Gestalt vorhanden. Die grosse Zahl wurde Herr; der Demokratismus der christlichen Instinkte *siegte* . . . Das Christenthum war nicht „national“, nicht rassebedingt, — es wendete sich an jede Art von Enterbten des Lebens, es hatte seine Verbündeten überall. Das Christenthum hat die rancune der Kranken auf dem Grunde, den Instinkt *gegen* die Gesunden, *gegen* die Gesundheit gerichtet. Alles Wohlgerathene, Stolze, Uebermüthige, die Schönheit vor Allem thut ihm in Ohren und Augen weh. Nochmals erinnere ich an das unschätzbare Wort des Paulus: „Was *schwach* ist vor der Welt, was *thöricht* ist vor der Welt, das *Unedle* und *Verachtete* vor der Welt hat Gott erwählet“: *das* war die Formel, in *hoc signo* siegte die *décadence*. — *Gott am Kreuze* — versteht man immer noch die furchtbare Hintergedanklichkeit dieses Symbols nicht? — Alles was leidet, Alles was am Kreuze hängt, ist *göttlich* . . . Wir Alle hängen am Kreuze, folglich sind *wir* göttlich . . . Wir allein sind göttlich . . . Das Christenthum war ein Sieg, eine *vornehmere* Gesinnung gieng an ihm zu Grunde, — das Christenthum war bisher das grösste Unglück der Menschheit. — —

52.

Das Christenthum steht auch im Gegensatz zu aller *geistigen* Wohlgerathenheit, — es *kann* nur die kranke Vernunft als christliche Vernunft brauchen, es nimmt die Partei alles Idiotischen, es spricht den Fluch aus gegen den „Geist“,

gegen die superbia des gesunden Geistes. Weil die Krankheit zum Wesen des Christenthums gehört, *muss* auch der typisch-christliche Zustand, „der Glaube“, eine Krankheitsform sein, *müssen* alle geraden, rechtschaffnen, wissenschaftlichen Wege zur Erkenntniss von der Kirche als *verbotene* Wege abgelehnt werden. Der Zweifel bereits ist eine Sünde . . . Der vollkommne Mangel an psychologischer Reinlichkeit beim Priester — im Blick sich verrathend — ist eine *Folgeerscheinung* der *décadence*, — man hat die hysterischen Frauenzimmer, andererseits rhachitisch angelegte Kinder darauf hin zu beobachten, wie regelmässig Falschheit aus Instinkt, Lust zu lügen, um zu lügen, Unfähigkeit zu geraden Blicken und Schritten der Ausdruck von *décadence* ist. „Glaube“ heisst Nicht-wissen-wollen, was wahr ist. Der Pietist, der Priester beiderlei Geschlechts, ist falsch, *weil* er krank ist: sein Instinkt *verlangt*, dass die Wahrheit an keinem Punkt zu Rechte kommt. „Was krank macht, ist *gut*; was aus der Fülle, aus dem Ueberfluss, aus der Macht kommt, ist *böse*“: so empfindet der Gläubige. Die *Unfreiheit zur Lüge* — daran errathe ich jeden vorherbestimmten Theologen. — Ein andres Abzeichen des Theologen ist sein *Unvermögen zur Philologie*. Unter Philologie soll hier, in einem sehr allgemeinen Sinne, die Kunst, gut zu lesen, verstanden werden, — Thatsachen ablesen können, *ohne* sie durch Interpretation zu fälschen, *ohne* im Verlangen nach Verständniss die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren. Philologie als *Ephexis* in der Interpretation: handle es sich nun um Bücher, um Zeitungs-Neuigkeiten, um Schicksale oder Wetter-Thatsachen, — nicht zu reden vom „Heil der Seele“ . . . Die Art, wie ein Theolog, gleichgültig ob in Berlin oder in Rom, ein „Schriftwort“ auslegt oder ein Erlebniss, einen Sieg des vaterländischen Heers zum Beispiel unter der höheren Beleuchtung der Psalmen David's, ist immer dergestalt *kühn*, dass ein Philolog

dabei an allen Wänden emporläuft. Und was soll er gar anfangen, wenn Pietisten und andre Kühe aus dem Schwabenlande den armseligen Alltag und Stubenrauch ihres Daseins mit dem „Finger Gottes“ zu einem Wunder von „Gnade“, von „Vorsehung“, von „Heilserfahrungen“ zurecht machen! Der bescheidenste Aufwand von Geist, um nicht zu sagen von *Anstand*, müsste diese Interpreten doch dazu bringen, sich des vollkommen Kindischen und Unwürdigen eines solchen Missbrauchs der göttlichen Fingerfertigkeit zu überführen. Mit einem noch so kleinen Maasse von Frömmigkeit im Leibe sollte uns ein Gott, der zur rechten Zeit vom Schnupfen kurirt, oder der uns in einem Augenblick in die Kutsche steigen heisst, wo gerade ein grosser Regen losbricht, ein so absurder Gott sein, dass man ihn abschaffen müsste, selbst wenn er existirte. Ein Gott als Dienstbote, als Briefträger, als Kalendermann, — im Grunde ein Wort für die dümmste Art aller Zufälle . . . Die „göttliche Vorsehung“, wie sie heute noch ungefähr jeder dritte Mensch im „gebildeten Deutschland“ glaubt, wäre ein Einwand gegen Gott, wie er stärker gar nicht gedacht werden könnte. Und in jedem Fall ist er ein Einwand gegen Deutsche! . . .

53.

— Dass *Märtyrer* Etwas für die Wahrheit einer Sache beweisen, ist so wenig wahr, dass ich leugnen möchte, es habe je ein Märtyrer überhaupt Etwas mit der Wahrheit zu thun gehabt. In dem Tone, mit dem ein Märtyrer sein Für-wahr-halten der Welt an den Kopf wirft, drückt sich bereits ein so niedriger Grad intellektueller Rechtschaffenheit, eine solche *Stumpfheit* für die Frage „Wahrheit“ aus, dass man einen Märtyrer nie zu widerlegen braucht. Die Wahrheit ist Nichts, was Einer hätte und ein Anderer nicht hätte:

so können höchstens Bauern oder Bauern-Apostel nach Art Luther's über die Wahrheit denken. Man darf sicher sein, dass je nach dem Grade der Gewissenhaftigkeit in Dingen des Geistes die Bescheidenheit, die *Bescheidung* in diesem Punkte immer grösser wird. In fünf Sachen *wissen*, und mit zarter Hand es ablehnen, *sonst* zu wissen . . . „Wahrheit“, wie das Wort jeder Prophet, jeder Sektirer, jeder Freigeist, jeder Socialist, jeder Kirchenmann versteht, ist ein vollkommener Beweis dafür, dass auch noch nicht einmal der Anfang mit jener Zucht des Geistes und Selbstüberwindung gemacht ist, die zum Finden irgend einer kleinen, noch so kleinen Wahrheit noth thut. — Die Märtyrer-Tode, anbeigesagt, sind ein grosses Unglück in der Geschichte gewesen: sie *verführten* . . . Der Schluss aller Idioten, Weib und Volk eingerechnet, dass es mit einer Sache, für die Jemand in den Tod geht (oder die gar, wie das erste Christenthum, todsüchtige Epidemien erzeugt), Etwas auf sich habe, — dieser Schluss ist der Prüfung, dem Geist der Prüfung und Vorsicht unsäglich zum Hemmschuh geworden. Die Märtyrer *schadeten* der Wahrheit . . . Auch heute noch bedarf es nur einer Crudität der Verfolgung, um einer an sich noch so gleichgültigen Sektirerei einen *ehrenhaften* Namen zu schaffen. — Wie? ändert es am Werthe einer Sache Etwas, dass Jemand für sie sein Leben lässt? — Ein Irrthum, der ehrenhaft wird, ist ein Irrthum, der einen Verführungsreiz mehr besitzt: glaubt ihr, dass wir euch Anlass geben würden, ihr Herrn Theologen, für eure Lüge die Märtyrer zu machen? — Man widerlegt eine Sache, indem man sie achtungsvoll auf's Eis legt, — ebenso widerlegt man auch Theologen . . . Gerade das war die welthistorische Dummheit aller Verfolger, dass sie der gegnerischen Sache den Anschein des Ehrenhaften gaben, — dass sie ihr die Fascination des Martyriums zum Geschenk machten . . . Das Weib

liegt heute noch auf den Knien vor einem Irrthum, weil man ihm gesagt hat, dass Jemand dafür am Kreuze starb. *Ist denn das Kreuz ein Argument?* — — Aber über alle diese Dinge hat Einer allein das Wort gesagt, das man seit Jahrtausenden nöthig gehabt hätte, — Zarathustra.

Blutzeichen schrieben sie auf den Weg, den sie giengen, und ihre Thorheit lehrte, dass man mit Blut die Wahrheit beweise.

Aber Blut ist der schlechteste Zeuge der Wahrheit; Blut vergiftet die reinste Lehre noch zu Wahn und Hass der Herzen.

Und wenn Einer durch's Feuer gienge für seine Lehre, — was beweist dies! Mehr ist's wahrlich, dass aus eignem Brande die eigne Lehre kommt. (XIII, 117.)

54.

Man lasse sich nicht irreführen: grosse Geister sind Skeptiker. Zarathustra ist ein Skeptiker. Die Stärke, die *Freiheit* aus der Kraft und Ueberkraft des Geistes *beweist* sich durch Skepsis. Menschen der Ueberzeugung kommen für alles Grundsätzliche von Werth und Unwerth gar nicht in Betracht. Ueberzeugungen sind Gefängnisse. Das sieht nicht weit genug, das sieht nicht *unter* sich: aber um über Werth und Unwerth mitreden zu dürfen, muss man fünfhundert Ueberzeugungen *unter* sich sehn, — *hinter* sich sehn ... Ein Geist, der Grosses will, der auch die Mittel dazu will, ist mit Nothwendigkeit Skeptiker. Die Freiheit von jeder Art Ueberzeugungen *gehört* zur Stärke, das Frei-Blicken-*können* ... Die grosse Leidenschaft, der Grund und die Macht seines Seins, noch aufgeklärter, noch despotischer, als er selbst es

ist, nimmt seinen ganzen Intellekt in Dienst; sie macht unbedenklich; sie giebt ihm Muth sogar zu unheiligen Mitteln; sie *gönnt* ihm unter Umständen Ueberzeugungen. Die Ueberzeugung als *Mittel*: Vieles erreicht man nur mittelst einer Ueberzeugung. Die grosse Leidenschaft braucht, verbraucht Ueberzeugungen, sie unterwirft sich ihnen nicht, — sie weiss sich souverain. — Umgekehrt: das Bedürfniss nach Glauben, nach irgend etwas Unbedingtem von Ja und Nein, der Carlylismus, wenn man mir dies Wort nachsehn will, ist ein Bedürfniss der *Schwäche*. Der Mensch des Glaubens, der „Gläubige“ jeder Art ist nothwendig ein abhängiger Mensch, — ein Solcher, der *sich* nicht als Zweck, der von sich aus überhaupt nicht Zwecke ansetzen kann. Der „Gläubige“ gehört *sich* nicht, er kann nur Mittel sein, er muss *verbraucht* werden, er hat Jemand nöthig, der ihn verbraucht. Sein Instinkt giebt einer Moral der Entselbstung die höchste Ehre: zu ihr überredet ihn Alles, seine Klugheit, seine Erfahrung, seine Eitelkeit. Jede Art Glaube ist selbst ein Ausdruck von Entselbstung, von Selbst-Entfremdung . . Erwägt man, wie nothwendig den Allermeisten ein Regulativ ist, das sie von aussen her bindet und fest macht, wie der Zwang, in einem höheren Sinn die *Sklaverei*, die einzige und letzte Bedingung ist, unter der der willensschwächere Mensch, zumal das Weib, gedeiht: so versteht man auch die Ueberzeugung, den „Glauben“. Der Mensch der Ueberzeugung hat in ihr sein Rückgrat. Viele Dinge *nicht* sehn, in keinem Punkte unbefangen sein, Partei sein durch und durch, eine strenge und nothwendige Optik in allen Werthen haben — das allein bedingt es, dass eine solche Art Mensch überhaupt besteht. Aber damit ist sie der Gegensatz, der *Antagonist* des Wahrhaftigen, — der Wahrheit . . . Dem Gläubigen steht es nicht frei, für die Frage „wahr“ und „unwahr“ überhaupt ein Gewissen zu haben: rechtschaffen

sein an *dieser* Stelle wäre sofort sein Untergang. Die pathologische Bedingtheit seiner Optik macht aus dem Ueberzeugten den Fanatiker — Savonarola, Luther, Rousseau, Robespierre, Saint-Simon —, den Gegensatz-Typus des starken, des *freigewordenen* Geistes. Aber die grosse Attitüde dieser *kranken* Geister, dieser Epileptiker des Begriffs, wirkt auf die grosse Masse, — die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als dass sie *Gründe* hört ...

55.

— Einen Schritt weiter in der Psychologie der Ueberzeugung, des „Glaubens“. Es ist schon lange von mir zur Erwägung anheimgegeben worden, ob nicht die Ueberzeugungen gefährlichere Feinde der Wahrheit sind als die Lügen (Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 54 und 483). Dies Mal möchte ich die entscheidende Frage thun: besteht zwischen Lüge und Ueberzeugung überhaupt ein Gegensatz? — Alle Welt glaubt es; aber was glaubt nicht alle Welt! — Eine jede Ueberzeugung hat ihre Geschichte, ihre Vorformen, ihre Tentativen und Fehlgriffe: sie *wird* Ueberzeugung, nachdem sie es lange *nicht* ist, nachdem sie es noch länger *kaum* ist. Wie? könnte unter diesen Embryonal-Formen der Ueberzeugung nicht auch die Lüge sein? — Mitunter bedarf es bloss eines Personen-Wechsels: im Sohn wird Ueberzeugung, was im Vater noch Lüge war. — Ich nenne Lüge: Etwas *nicht* sehn wollen, das man sieht, Etwas nicht *so* sehn wollen, wie man es sieht: ob die Lüge vor Zeugen oder ohne Zeugen statt hat, kommt nicht in Betracht. Die gewöhnlichste Lüge ist die, mit der man sich selbst belügt; das Belügen Andrer ist relativ der Ausnahmefall. — Nun ist dies *Nicht-sehn-wollen*, was man sieht, dies

Nicht-*so*-sehn-wollen, wie man es sieht, beinahe die erste Bedingung für Alle, die *Partei* sind, in irgend welchem Sinne: der Parteimensch wird mit Nothwendigkeit Lügner. Die deutsche Geschichtsschreibung zum Beispiel ist überzeugt, dass Rom der Despotismus war, dass die Germanen den Geist der Freiheit in die Welt gebracht haben: welcher Unterschied ist zwischen dieser Ueberzeugung und einer Lüge? Darf man sich noch darüber wundern, wenn, aus Instinkt, alle Parteien, auch die deutschen Historiker, die grossen Worte der Moral im Munde haben, — dass die Moral beinahe dadurch *fortbesteht*, dass der Parteimensch jeder Art jeden Augenblick sie nöthig hat? — „Dies ist *unsre* Ueberzeugung: wir bekennen sie vor aller Welt, wir leben und sterben für sie, — Respekt vor Allem, was Ueberzeugungen hat!“ — Dergleichen habe ich sogar aus dem Mund von Antisemiten gehört. Im Gegentheil, meine Herrn! Ein Antisemit wird dadurch durchaus nicht anständiger, dass er aus Grundsatz lügt . . . Die Priester, die in solchen Dingen feiner sind und den Einwand sehr gut verstehen, der im Begriff einer Ueberzeugung, das heisst einer grundsätzlichen, *weil* zweckdienlichen Verlogenheit liegt, haben von den Juden her die Klugheit überkommen, an dieser Stelle den Begriff „Gott“, „Wille Gottes“, „Offenbarung Gottes“ einzuschieben. Auch Kant, mit seinem kategorischen Imperativ, war auf dem gleichen Wege: seine Vernunft wurde hierin *praktisch*. — Es giebt Fragen, wo über Wahrheit und Unwahrheit dem Menschen die Entscheidung *nicht* zusteht; alle obersten Fragen, alle obersten Werth-Probleme sind jenseits der menschlichen Vernunft . . . Die Grenzen der Vernunft begreifen, — *das* erst ist wahrhaft Philosophie . . . Wozu gab Gott dem Menschen die Offenbarung? Würde Gott etwas Ueberflüssiges gethan haben? Der Mensch *kann* von sich nicht selber wissen, was gut und böse ist, darum

lehrte ihn Gott seinen Willen . . . Moral: der Priester lügt *nicht*, — die Fragen „wahr“ oder „unwahr“ giebt es nicht in solchen Dingen, von denen Priester reden; diese Dinge erlauben gar nicht zu lügen. Denn um zu lügen, müsste man entscheiden können, *was* hier wahr ist. Aber das *kann* eben der Mensch nicht; der Priester ist damit nur das Mundstück Gottes. — Ein solcher Priester-Syllogismus ist durchaus nicht bloss jüdisch und christlich; das Recht zur Lüge und die *Klugheit* der „Offenbarung“ gehört dem Typus Priester an, den *décadence*-Priestern so gut als den Heidenthums-Priestern (— Heiden sind Alle, die zum Leben Ja sagen, denen „Gott“ das Wort für das grosse Ja zu allen Dingen ist). — Das „Gesetz“, der „Wille Gottes“, das „heilige Buch“, die „Inspiration“ — Alles nur Worte für die Bedingungen, *unter* denen der Priester zur Macht kommt, *mit* denen er seine Macht aufrecht erhält, — diese Begriffe finden sich auf dem Grunde aller Priester-Organisationen, aller priesterlichen oder philosophisch-priesterlichen Herrschaftsgebilde. Die „heilige Lüge“ — dem Confucius, dem Gesetzbuch des Manu, dem Muhamed, der christlichen Kirche gemeinsam —: sie fehlt nicht bei Plato. „Die Wahrheit ist da“: dies bedeutet, wo nur es laut wird, *der Priester lügt* . . .

56.

— Zuletzt kommt es darauf an, zu welchem *Zweck* gelogen wird. Dass im Christenthum die „heiligen“ Zwecke fehlen, ist *mein* Einwand gegen seine Mittel. Nur *schlechte* Zwecke: Vergiftung, Verleumdung, Verneinung des Lebens, die Verachtung des Leibes, die Herabwürdigung und Selbstschändung des Menschen durch den Begriff Sünde, — *folglich* sind auch seine Mittel schlecht. — Ich lese mit einem entgegengesetzten

Gefühle das Gesetzbuch des Manu, ein unvergleichlich geistiges und überlegenes Werk, das mit der Bibel auch nur in Einem Athem *nennen* eine Sünde wider den *Geist* wäre. Man erräth sofort: es hat eine wirkliche Philosophie hinter sich, *in* sich, nicht bloss ein übelriechendes Judain von Rabbiniſmus und Aberglauben, — es giebt selbst dem verwöhntesten Psychologen Etwas zu beissen. *Nicht* die Hauptsache zu vergessen, der Grundunterschied von jeder Art von Bibel: die *vornehmen* Stände, die Philosophen und die Krieger, halten mit ihm ihre Hand über der Menge; vornehme Werthe überall, ein Vollkommenheits-Gefühl, ein Jasagen zum Leben, ein triumphirendes Wohlgefühl an sich und am Leben, — die *Sonne* liegt auf dem ganzen Buch. — Alle die Dinge, an denen das Christenthum seine unergründliche Gemeinheit auslässt, die Zeugung zum Beispiel, das Weib, die Ehe, werden hier ernst, mit Ehrfurcht, mit Liebe und Zutrauen behandelt. Wie kann man eigentlich ein Buch in die Hände von Kindern und Frauen legen, das jenes niederträchtige Wort enthält: „um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eignes Weib und eine Jegliche ihren eignen Mann . . . es ist besser freien denn Brunst leiden“? Und *darf* man Christ sein, so lange mit dem Begriff der *immaculata* conceptio die Entstehung des Menschen verchristlicht, das heisst *beschmutzt* ist? . . . Ich kenne kein Buch, wo dem Weibe so viele zarte und gütige Dinge gesagt würden, wie im Gesetzbuch des Manu; diese alten Graubärte und Heiligen haben eine Art, gegen Frauen artig zu sein, die vielleicht nicht übertroffen ist. „Der Mund einer Frau — heisst es einmal —, der Busen eines Mädchens, das Gebet eines Kindes, der Rauch des Opfers sind immer rein“. Eine andre Stelle: „es giebt gar nichts Reineres als das Licht der Sonne, den Schatten einer Kuh, die Luft, das Wasser, das Feuer und den Athem eines Mädchens.“ Eine

letzte Stelle — vielleicht auch eine heilige Lüge —: „alle Oeffnungen des Leibes oberhalb des Nabels sind rein, alle unterhalb sind unrein. Nur beim Mädchen ist der ganze Körper rein“.

57.

Man ertappt die *Unheiligkeit* der christlichen Mittel in flagranti, wenn man den *christlichen Zweck* einmal an dem Zweck des Manu-Gesetzbuches misst, — wenn man diesen grössten Zweck-Gegensatz unter starkes Licht bringt. Es bleibt dem Kritiker des Christenthums nicht erspart, das Christenthum *verächtlich* zu machen. — Ein solches Gesetzbuch wie das des Manu entsteht wie jedes gute Gesetzbuch: es resümiert die Erfahrung, Klugheit und Experimental-Moral von langen Jahrhunderten, es schliesst ab, es schafft Nichts mehr. Die Voraussetzung zu einer Codification seiner Art ist die Einsicht, dass die Mittel, einer langsam und kostspielig erworbenen *Wahrheit* Autorität zu schaffen, grundverschieden von denen sind, mit denen man sie beweisen würde. Ein Gesetzbuch erzählt niemals den Nutzen, die Gründe, die Casuistik in der Vorgeschichte eines Gesetzes: eben damit würde es den imperativischen Ton einbüssen, das „du sollst“, die Voraussetzung dafür, dass gehorcht wird. Das Problem liegt genau hierin. — An einem gewissen Punkte der Entwicklung eines Volks erklärt die umsichtigste, das heisst rück- und hinausblickendste Schicht desselben, die Erfahrung, nach der gelebt werden soll — das heisst *kann* —, für abgeschlossen. Ihr Ziel geht dahin, die Ernte möglichst reich und vollständig von den Zeiten des Experiments und der *schlimmen* Erfahrung heimzubringen. Was folglich vor Allem jetzt zu verhüten ist, das ist das Noch-Fort-Experimentiren, die Fortdauer des flüssigen Zustands der Werthe, das Prüfen, Wählen, Kritik-Ueben der Werthe in infinitum. Dem stellt man eine

doppelte Mauer entgegen: einmal die *Offenbarung*, das ist die Behauptung, die Vernunft jener Gesetze sei *nicht* menschlicher Herkunft, *nicht* langsam und unter Fehlgriffen gesucht und gefunden, sondern, als göttlichen Ursprungs, ganz, vollkommen, ohne Geschichte, ein Geschenk, ein Wunder, bloss mitgetheilt . . . Sodann die *Tradition*, das ist die Behauptung, dass das Gesetz bereits seit uralten Zeiten bestanden habe, dass es pietätlos, ein Verbrechen an den Vorfahren sei, es in Zweifel zu ziehn. Die Autorität des Gesetzes begründet sich mit den Thesen: Gott *gab* es, die Vorfahren *lebten* es. — Die höhere Vernunft einer solchen Prozedur liegt in der Absicht, das Bewusstsein Schritt für Schritt von dem als richtig erkannten (das heisst durch eine ungeheure und scharf durchgeseibte Erfahrung *bewiesenen*) Leben zurückzudrängen: so dass der vollkommene Automatismus des Instinkts erreicht wird, — diese Voraussetzung zu jeder Art Meisterschaft, zu jeder Art Vollkommenheit in der Kunst des Lebens. Ein Gesetzbuch nach Art des Manu aufstellen heisst einem Volke fürderhin zugestehn, Meister zu werden, vollkommen zu werden, — die höchste Kunst des Lebens zu ambitioniren. *Dazu muss es unbewusst gemacht werden*: dies der Zweck jeder heiligen Lüge. — Die *Ordnung der Kasten*, das oberste, das dominirende Gesetz, ist nur die Sanktion einer *Natur-Ordnung*, Natur-Gesetzlichkeit ersten Ranges, über die keine Willkür, keine „moderne Idee“ Gewalt hat. Es treten in jeder gesunden Gesellschaft, sich gegenseitig bedingend, drei physiologisch verschieden-gravitirende Typen auseinander, von denen jeder seine eigne Hygiene, sein eignes Reich von Arbeit, seine eigne Art Vollkommenheits-Gefühl und Meisterschaft hat. Die Natur, *nicht* Manu, trennt die vorwiegend Geistigen, die vorwiegend Muskel- und Temperaments-Starken, und die weder im Einen, noch im Andern ausgezeichneten Dritten, die Mittelmässigen, von einander ab, — die letzteren als die

grosse Zahl, die ersteren als die Auswahl. Die oberste Kaste — ich nenne sie *die Wenigsten* — hat als die vollkommene auch die Vorrechte der Wenigsten: dazu gehört es, das Glück, die Schönheit, die Güte auf Erden darzustellen. Nur die geistigsten Menschen haben die Erlaubniss zur Schönheit, *zum* Schönen: nur bei ihnen ist Güte nicht Schwäche. Pulchrum est paucorum hominum: das Gute ist ein Vorrecht. Nichts kann ihnen dagegen weniger zugestanden werden, als hässliche Manieren oder ein pessimistischer Blick, ein Auge, das *verhässlicht* —, oder gar eine Entrüstung über den Gesamt-Aspekt der Dinge. Die Entrüstung ist das Vorrecht der Tschandala; der Pessimismus desgleichen. „*Die Welt ist vollkommen* — so redet der Instinkt der Geistigsten, der Ja-sagende Instinkt —: die Unvollkommenheit, das *Unter*-uns jeder Art, die Distanz, das Pathos der Distanz, der Tschandala selbst gehört noch zu dieser Vollkommenheit.“ Die geistigsten Menschen, als die *Stärksten*, finden ihr Glück, worin Andre ihren Untergang finden würden: im Labyrinth, in der Härte gegen sich und Andre, im Versuch; ihre Lust ist die Selbstbezwungung: der Asketismus wird bei ihnen Natur, Bedürfniss, Instinkt. Die schwere Aufgabe gilt ihnen als Vorrecht; mit Lasten zu spielen, die Andre erdrücken, eine *Erholung* . . . Erkenntniss — eine Form des Asketismus. — Sie sind die ehrwürdigste Art Mensch; das schliesst nicht aus, dass sie die heiterste, die liebenswürdigste sind. Sie herrschen, nicht weil sie wollen, sondern weil sie *sind*; es steht ihnen nicht frei, die Zweiten zu sein. — Die *Zweiten*: das sind die Wächter des Rechts, die Pfleger der Ordnung und der Sicherheit, das sind die vornehmen Krieger, das ist der *König* vor Allem als die höchste Formel von Krieger, Richter und Aufrechterhalter des Gesetzes. Die Zweiten sind die Exekutive der Geistigsten, das Nächste, was zu ihnen gehört, das was ihnen alles *Grobe* in der Arbeit

des Herrschens abnimmt, — ihr Gefolge, ihre rechte Hand, ihre beste Schülerschaft. — In dem Allem, nochmals gesagt, ist Nichts von Willkür, Nichts „gemacht“; was *anders* ist, ist gemacht, — die Natur ist dann zu Schanden gemacht... Die Ordnung der Kasten, die *Rangordnung*, formulirt nur das oberste Gesetz des Lebens selbst; die Abscheidung der drei Typen ist nöthig zur Erhaltung der Gesellschaft, zur Ermöglichung höherer und höchster Typen, — die *Ungleichheit* der Rechte ist erst die Bedingung dafür, dass es überhaupt Rechte giebt. — Ein Recht ist ein Vorrecht. In seiner Art Sein hat Jeder auch sein Vorrecht. Unterschätzen wir die Vorrechte der *Mittelmässigen* nicht. Das Leben nach der *Höhe* zu wird immer härter, — die Kälte nimmt zu, die Verantwortlichkeit nimmt zu. Eine hohe Cultur ist eine Pyramide: sie kann nur auf einem breiten Boden stehn, sie hat zu allererst eine stark und gesund consolidirte Mittelmässigkeit zur Voraussetzung. Das Handwerk, der Handel, der Ackerbau, die *Wissenschaft*, der grösste Theil der Kunst, der ganze Inbegriff der *Berufsthätigkeit* mit Einem Wort, verträgt sich durchaus nur mit einem Mittelmaass im Können und Begehren; dergleichen wäre deplacirt unter Ausnahmen, der dazugehörige Instinkt widerspräche sowohl dem Aristokratismus als dem Anarchismus. Dass man ein öffentlicher Nutzen ist, ein Rad, eine Funktion, dazu giebt es eine Naturbestimmung: *nicht* die Gesellschaft, die Art *Glück*, deren die Allermeisten bloss fähig sind, macht aus ihnen intelligente Maschinen. Für den Mittelmässigen ist mittelmässig sein ein Glück; die Meisterschaft in Einem, die Spezialität ein natürlicher Instinkt. Es würde eines tieferen Geistes vollkommen unwürdig sein, in der Mittelmässigkeit an sich schon einen Einwand zu sehn. Sie ist selbst die *erste* Nothwendigkeit dafür, dass es Ausnahmen geben darf: eine hohe Cultur ist durch sie bedingt. Wenn

der Ausnahme-Mensch gerade die Mittelmässigen mit zarteren Fingern handhabt als sich und seines Gleichen, so ist dies nicht bloss Höflichkeit des Herzens, es ist einfach seine *Pflicht* . . . Wen hasse ich unter dem Gesindel von Heute am besten? Das Socialisten-Gesindel, die Tschandala-Apostel, die den Instinkt, die Lust, das Genügsamkeits-Gefühl des Arbeiters mit seinem kleinen Sein untergraben, — die ihn neidisch machen, die ihn Rache lehren . . . Das Unrecht liegt niemals in ungleichen Rechten, es liegt im Anspruch auf „*gleiche*“ Rechte . . . Was ist *schlecht*? Aber ich sagte es schon: Alles, was aus Schwäche, aus Neid, aus *Rache* stammt. — Der Anarchist und der Christ sind Einer Herkunft . . .

58.

In der That, es macht einen Unterschied, zu welchem Zweck man lügt: ob man damit erhält oder *zerstört*. Man darf zwischen *Christ* und *Anarchist* eine vollkommene Gleichung aufstellen: ihr Zweck, ihr Instinkt geht nur auf Zerstörung. Den Beweis für diesen Satz hat man aus der Geschichte nur abzulesen: sie enthält ihn in entsetzlicher Deutlichkeit. Lernten wir eben eine religiöse Gesetzgebung kennen, deren Zweck war, die oberste Bedingung dafür, dass das Leben *gedeiht*, eine grosse Organisation der Gesellschaft zu „verewigen“, — das Christenthum hat seine Mission darin gefunden, mit eben einer solchen Organisation, *weil in ihr das Leben gedieh*, ein Ende zu machen. Dort sollte der Vernunft-Ertrag von langen Zeiten des Experiments und der Unsicherheit zum fernsten Nutzen angelegt und die Ernte so gross, so reichlich, so vollständig wie möglich heimgebracht werden: hier wurde, umgekehrt, über Nacht die Ernte *vergiftet* . . . Das, was aere perennius dastand, das imperium

Romanum, die grossartigste Organisations-Form unter schwierigen Bedingungen, die bisher erreicht worden ist, im Vergleich zu der alles Vorher, alles Nachher Stückwerk, Stümperei, Dilettantismus ist, — jene heiligen Anarchisten haben sich eine „Frömmigkeit“ daraus gemacht, „die Welt“, *das heisst* das imperium Romanum zu zerstören, bis kein Stein auf dem andren blieb, — bis selbst Germanen und andre Rüpel darüber Herr werden konnten . . . Der Christ und der Anarchist: beide *décadents*, beide unfähig, anders als auflösend, vergiftend, verkümmernnd, *blutausaugend* zu wirken, beide der Instinkt des *Todhasses* gegen Alles, was steht, was gross dasteht, was Dauer hat, was dem Leben Zukunft verspricht . . . Das Christenthum war der Vampyr des imperium Romanum, — es hat die ungeheure That der Römer, den Boden für eine grosse Cultur zu gewinnen, *die Zeit hat*, über Nacht ungethan gemacht. — Versteht man es immer noch nicht? Das imperium Romanum, das wir kennen, das uns die Geschichte der römischen Provinz immer besser kennen lehrt, dies bewunderungswürdigste Kunstwerk des grossen Stils, war ein Anfang, sein Bau war berechnet, sich mit Jahrtausenden zu *beweisen*, — es ist bis heute nie so gebaut, nie auch nur geträumt worden, in gleichem Maasse *sub specie aeterni* zu bauen! — Diese Organisation war fest genug, schlechte Kaiser auszuhalten: der Zufall von Personen darf nichts in solchen Dingen zu thun haben, — *erstes* Princip aller grossen Architektur. Aber sie war nicht fest genug gegen die *corrupteste* Art Corruption, gegen den *Christen* . . . Dies heimliche Gewürm, das sich in Nacht, Nebel und Zweideutigkeit an alle Einzelnen heranschlich und jedem Einzelnen den Ernst für *wahre* Dinge, den Instinkt überhaupt für *Realitäten* aussog, diese feige, femininische und zuckersüsse Bande hat Schritt für Schritt die „Seelen“ diesem ungeheuren Bau entfremdet, — jene werthvollen, jene

männlich-vornehmen Naturen, die in der Sache Rom's ihre eigne Sache, ihren eigenen Ernst, ihren eignen *Stolz* empfanden. Die Mucker-Schleicherei, die Conventikel-Heimlichkeit, düstere Begriffe wie Hölle, wie Opfer des Unschuldigen, wie unio mystica im Bluttrinken, vor Allem das langsam aufgeschürte Feuer der Rache, der Tschandala-Rache — *das* wurde Herr über Rom, dieselbe Art von Religion, der in ihrer Präexistenz-Form schon Epikur den Krieg gemacht hatte. Man lese Lucrez, um zu begreifen, *was* Epikur bekämpft hat, *nicht* das Heidenthum, sondern „das Christenthum“, will sagen die Verderbniss der Seelen durch den Schuld-, durch den Straf- und Unsterblichkeits-Begriff. — Er bekämpfte die *unterirdischen* Culte, das ganze latente Christenthum, — die Unsterblichkeit zu leugnen war damals schon eine wirkliche *Erlösung*. — Und Epikur hätte gesiegt, jeder achtbare Geist im römischen Reich war Epikureer: *da erschien Paulus . . .* Paulus, der Fleisch-, der Genie-gewordne Tschandala-Hass gegen Rom, gegen „die Welt“, der Jude, der *ewige* Jude par excellence . . . Was er errieth, das war, wie man mit Hülfe der kleinen sektirerischen Christen-Bewegung abseits des Judenthums einen „Weltbrand“ entzünden könne, wie man mit dem Symbol „Gott am Kreuze“ alles Unten-Liegende, alles Heimlich-Aufrührerische, die ganze Erbschaft anarchistischer Umtriebe im Reich, zu einer ungeheuren Macht aufsummiren könne. „Das Heil kommt von den Juden“. — Das Christenthum als Formel, um die unterirdischen Culte aller Art, die des Osiris, der grossen Mutter, des Mithras zum Beispiel, zu überbieten — *und* zu summiren: in dieser Einsicht besteht das Genie des Paulus. Sein Instinkt war darin so sicher, dass er die Vorstellungen, mit denen jene Tschandala-Religionen fascinirten, mit schonungsloser Gewaltthätigkeit an der Wahrheit dem „Heilande“ seiner Erfindung in den Mund legte, und nicht nur in den Mund

— dass er aus ihm Etwas *machte*, das auch ein Mithras-Priester verstehn konnte . . . Dies war sein Augenblick von Damaskus: er begriff, dass er den Unsterblichkeits-Glauben *nöthig* hatte, um „die Welt“ zu entwerthen, dass der Begriff „Hölle“ über Rom noch Herr wird, — dass man mit dem „Jenseits“ *das Leben tödtet* . . . Nihilist und Christ: das reimt sich, das reimt sich nicht bloss . . .

59.

Die ganze Arbeit der antiken Welt *umsonst*: ich habe kein Wort dafür, das mein Gefühl über etwas so Ungeheures ausdrückt. — Und in Anbetracht, dass ihre Arbeit eine Vorarbeit war, dass eben erst der Unterbau zu einer Arbeit von Jahrtausenden mit granitnem Selbstbewusstsein gelegt war, der ganze *Sinn* der antiken Welt umsonst! . . . Wozu Griechen? wozu Römer? — Alle Voraussetzungen zu einer gelehrten Cultur, alle wissenschaftlichen *Methoden* waren bereits da, man hatte die grosse, die unvergleichliche Kunst, gut zu lesen, bereits festgestellt — diese Voraussetzung zur Tradition der Cultur, zur Einheit der Wissenschaft; die Naturwissenschaft, im Bunde mit Mathematik und Mechanik, war auf dem allerbesten Wege, — der *Thatsachen-Sinn*, der letzte und werthvollste aller Sinne, hatte seine Schulen, seine bereits Jahrhunderte alte Tradition! Versteht man das? Alles *Wesentliche* war gefunden, um an die Arbeit gehn zu können: — die Methoden, man muss es zehnmal sagen, *sind* das Wesentliche, auch das Schwierigste, auch Das, was am längsten die Gewohnheiten und Faulheiten gegen sich hat. Was wir heute, mit unsäglicher Selbstbezwungung — denn wir haben Alle die schlechten Instinkte, die christlichen, irgendwie noch im Leibe — uns zurückerobert haben, den freien Blick vor der Realität, die vorsichtige Hand, die

Geduld und den Ernst im Kleinsten, die ganze *Rechtschaffenheit* der Erkenntniss — sie war bereits da! vor mehr als zwei Jahrtausenden bereits! *Und*, dazu gerechnet, der gute, der feine Takt und Geschmack! *Nicht* als Gehirn-Dressur! *Nicht* als „deutsche“ Bildung mit Rüpel-Manieren! Sondern als Leib, als Gebärde, als Instinkt, — als Realität mit Einem Wort ... *Alles umsonst!* Ueber Nacht bloss noch eine Erinnerung! — Griechen! Römer! Die Vornehmheit des Instinkts, der Geschmack, die methodische Forschung, das Genie der Organisation und Verwaltung, der Glaube, der *Wille* zur Menschen-Zukunft, das grosse Ja zu allen Dingen als imperium Romanum sichtbar, für alle Sinne sichtbar, der grosse Stil nicht mehr bloss Kunst, sondern Realität, Wahrheit, *Leben* geworden ... — Und nicht durch ein Natur-Ereigniss über Nacht verschüttet! Nicht durch Germanen und andre Schwerfüssler niedergetreten! Sondern von listigen, heimlichen, unsichtbaren, blutarmen Vampyren zu Schanden gemacht! Nicht besiegt, — nur ausgesogen! ... Die versteckte Rachsucht, der kleine Neid *Herr* geworden! Alles Erbärmliche, An-sich-Leidende, Von-schlechten-Gefühlen-Heimgesuchte, die ganze *Ghetto-Welt* der Seele mit Einem Male *obenauf!* — — Man lese nur irgend einen christlichen Agitator, den heiligen Augustin zum Beispiel, um zu begreifen, um zu *riechen*, was für unsaubere Gesellen damit obenauf gekommen sind. Man würde sich ganz und gar betrügen, wenn man irgend welchen Mangel an Verstand bei den Führern der christlichen Bewegung voraussetzte: — oh sie sind klug, klug bis zur Heiligkeit, diese Herrn Kirchenväter! Was ihnen abgeht, ist etwas ganz Anderes. Die Natur hat sie vernachlässigt, — sie vergass, ihnen eine bescheidene Mitgift von achtbaren, von anständigen, von *reinlichen* Instinkten mitzugeben ... Unter uns, es sind nicht einmal Männer ... Wenn der Islam das Christenthum verachtet,

so hat er tausendmal Recht dazu: der Islam hat *Männer* zur Voraussetzung . . .

60.

Das Christenthum hat uns um die Ernte der antiken Cultur gebracht, es hat uns später wieder um die Ernte der *Islam*-Cultur gebracht. Die wunderbare maurische Cultur-Welt Spaniens, *uns* im Grunde verwandter, zu Sinn und Geschmack redender als Rom und Griechenland, wurde *niedergetreten* (— ich sage nicht von was für Füßen —), warum? weil sie vornehmen, weil sie Männer-Instinkten ihre Entstehung verdankte, weil sie zum Leben Ja sagte auch noch mit den seltnen und raffinirten Kostbarkeiten des maurischen Lebens! . . . Die Kreuzritter bekämpften später Etwas, vor dem sich in den Staub zu legen ihnen besser angestanden hätte, — eine Cultur, gegen die sich selbst unser neunzehntes Jahrhundert sehr arm, sehr „spät“ vorkommen dürfte. — Freilich, sie wollten Beute machen: der Orient war reich . . . Man sei doch unbefangen! Kreuzzüge — die höhere Seeräuberei, weiter nichts! Der deutsche Adel, Wikinger-Adel im Grunde, war damit in seinem Elemente: die Kirche wusste nur zu gut, womit man deutschen *Adel* hat . . . Der deutsche Adel, immer die „Schweizer“ der Kirche, immer im Dienste aller schlechten Instinkte der Kirche, aber *gut bezahlt* . . . Dass die Kirche gerade mit Hülfe deutscher Schwerter, deutschen Blutes und Muthes ihren Todfeindschafts-Krieg gegen alles Vornehme auf Erden durchgeführt hat! Es giebt an dieser Stelle eine Menge schmerzlicher Fragen. Der deutsche Adel *fehlt* beinahe in der Geschichte der höheren Cultur: man erräth den Grund . . . Christenthum, Alkohol — die beiden *grossen* Mittel der Corruption . . . An sich sollte es ja keine Wahl geben, Angesichts von Islam

und Christenthum, so wenig als Angesichts eines Arabers und eines Juden. Die Entscheidung ist gegeben; es steht Niemandem frei, hier noch zu wählen. Entweder *ist* man ein Tschandala, oder man ist es *nicht* . . . „Krieg mit Rom auf's Messer! Friede, Freundschaft mit dem Islam“: so empfand, so *that* jener grosse Freigeist, das Genie unter den deutschen Kaisern, Friedrich der Zweite. Wie? muss ein Deutscher erst Genie, erst Freigeist sein, um *anständig* zu empfinden? Ich begreife nicht, wie ein Deutscher je *christlich* empfinden konnte . . .

61.

Hier thut es noth, eine für Deutsche noch hundert Mal peinlichere Erinnerung zu berühren. Die Deutschen haben Europa um die letzte grosse Cultur-Ernte gebracht, die es für Europa heimzubringen gab, — um die der *Renaissance*. Versteht man endlich, *will* man verstehn, *was* die Renaissance war? Die *Umwerthung der christlichen Werthe*, der Versuch, mit allen Mitteln, mit allen Instinkten, mit allem Genie unternommen, die *Gegen-Werthe*, die *vornehmen* Werthe zum Sieg zu bringen . . . Es gab bisher nur *diesen* grossen Krieg, es gab bisher keine entscheidendere Fragestellung als die der Renaissance, — *meine* Frage ist ihre Frage —: es gab auch nie eine grundsätzlichere, eine geradere, eine strenger in ganzer Front und auf das Centrum los geführte Form des *Angriffs*! An der entscheidenden Stelle, im Sitz des Christenthums selbst angreifen, hier die *vornehmen* Werthe auf den Thron bringen, will sagen in die Instinkte, in die untersten Bedürfnisse und Begierden der daselbst Sitzenden *hinein* bringen . . . Ich sehe eine *Möglichkeit* vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz: — es scheint mir, dass sie in allen Schauern raffinirter Schönheit

erglänzt, dass eine Kunst in ihr am Werke ist, so göttlich, so teuflsmässig-göttlich, dass man Jahrtausende umsonst nach einer zweiten solchen Möglichkeit durchsucht; ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, dass alle Gottheiten des Olymps einen Anlass zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia *als Papst* . . . Versteht man mich? . . . Wohlan, *das* wäre der Sieg gewesen, nach dem *ich* heute allein verlange —: damit war das Christenthum *abgeschafft*! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom *gegen* die Renaissance . . . Statt mit tiefster Dankbarkeit das Ungeheure zu verstehen, das geschehen war, die Ueberwindung des Christenthums an seinem *Sitz*, — verstand sein Hass aus diesem Schauspiel nur seine Nahrung zu ziehn. Ein religiöser Mensch denkt nur an sich. — Luther sah die *Verderbniss* des Papstthums, während gerade das Gegentheil mit Händen zu greifen war: die alte Verderbniss, das peccatum originale, das Christenthum sass *nicht* mehr auf dem Stuhl des Papstes! Sondern das Leben! Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das grosse Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen! . . . Und Luther *stellte die Kirche wieder her*: er griff sie an . . . Die Renaissance — ein Ereigniss ohne Sinn, ein grosses *Umsonst*! — Ah diese Deutschen, was sie uns schon gekostet haben! Umsonst — das war immer das *Werk* der Deutschen. — Die Reformation; Leibniz; Kant und die sogenannte deutsche Philosophie; die „Freiheits“-Kriege; das Reich — jedes Mal ein Umsonst für Etwas, das bereits da war, für etwas *Unwiederbringliches* . . . Es sind *meine* Feinde, ich bekenne es, diese Deutschen: ich verachte in ihnen jede Art von Begriffs- und Werth-Unsauberkeit, von *Feigheit* vor jedem rechtschaffnen Ja und Nein. Sie haben, seit einem

Jahrtausend beinahe, Alles verfilzt und verwirrt, woran sie mit ihren Fingern rührten, sie haben alle Halbheiten — Drei-Achtelsheiten! — auf dem Gewissen, an denen Europa krank ist, — sie haben auch die unsauberste Art Christenthum, die es giebt, die unheilbarste, die unwiderlegbarste, den Protestantismus auf dem Gewissen . . . Wenn man nicht fertig wird mit dem Christenthum, die *Deutschen* werden daran schuld sein . . .

62.

— Hiermit bin ich am Schluss und spreche mein Urtheil. Ich *verurtheile* das Christenthum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste aller denkbaren Corruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Corruption gehabt. Die christliche Kirche liess Nichts mit ihrer Verderbniss unberührt, sie hat aus jedem Werth einen Unwerth, aus jeder Wahrheit eine Lüge, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelen-Niedertracht gemacht. Man wage es noch, mir von ihren „humanitären“ Segnungen zu reden! Irgend einen Nothstand *abschaffen* gieng wider ihre tiefste Nützlichkeit, sie lebte von Nothständen, sie *schuf* Nothstände, um *sich* zu verewigen . . . Der Wurm der Sünde zum Beispiel: mit diesem Nothstande hat erst die Kirche die Menschheit bereichert! — Die „Gleichheit der Seelen vor Gott“, diese Falschheit, dieser *Vorwand* für die rancunes aller Niedriggesinnten, dieser Sprengstoff von Begriff, der endlich Revolution, moderne Idee und Niedergangs-Princip der ganzen Gesellschafts-Ordnung geworden ist, — ist *christlicher* Dynamit . . . „Humanitäre“ Segnungen des Christenthums! Aus der humanitas einen Selbst-Widerspruch, eine Kunst der Selbstschändung, einen Willen zur Lüge um jeden

Preis, einen Widerwillen, eine Verachtung aller guten und rechtschaffnen Instinkte herauszuzüchten! Das wären mir Segnungen des Christenthums! — Der Parasitismus als *einzig* Praxis der Kirche; mit ihrem Bleichsuchts-, ihrem „Heilighkeits“-Ideale jedes Blut, jede Liebe, jede Hoffnung zum Leben austrinkend; das Jenseits als Wille zur Verneinung jeder Realität; das Kreuz als Erkennungszeichen für die unterirdischste Verschwörung, die es je gegeben hat, — gegen Gesundheit, Schönheit, Wohlgerathenheit, Tapferkeit, Geist *Güte* der Seele, *gegen das Leben selbst* . . .

Diese ewige Anklage des Christenthums will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände giebt, — ich habe Buchstaben, um auch Blinde sehend zu machen . . . Ich heisse das Christenthum den Einen grossen Fluch, die Eine grosse innerlichste Verdorbenheit, den Einen grossen Instinct der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, *klein* genug ist, — ich heisse es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit . . .

Und man rechnet die *Zeit* nach dem dies nefastus, mit dem dies Verhängniss anhub, — nach dem *ersten* Tag des Christenthums! — *Warum nicht lieber nach seinem letzten?* — *Nach Heute?* — Umwerthung aller Werthe! . . .

Disposition und Entwürfe
zum
Dritten Buch
der Umwerthung aller Werthe

I.

Der Immoralist.

A. Psychologie des Guten: ein *décadent*; — oder das Heerdenthier.

B. Seine absolute Schädlichkeit: als Parasitenform auf Unkosten der Wahrheit und der Zukunft.

C. Der *Macchiavellismus* der Guten: ihr Kampf um die Macht, ihre Mittel, zu verführen, ihre Klugheit in der *Unterwerfung* (z. B. einem Priester, einem Mächtigen).

D. „Das Weib“ im Guten. — „Güte“ als feinste Sklavenklugheit, Rücksicht überall gebend und folglich *empfangend*.

E. Physiologie der Guten. — An welchem Punkt die Güte auftritt — in Familien, in Völkern (zu gleicher Zeit, wo die Neurosen auftreten).

Gegensatz-Typus: Die wahre Güte, Vornehmheit, Grösse der Seele, die aus dem *Reichthum* —, aus dem —; welche nicht giebt, um zu nehmen, — welche nicht sich damit *erheben* will, dass sie gütig ist, — die *Verschwendung* als Typus der wahren Güte, der Reichthum an *Person* als Voraussetzung.

2.

Die *Schwäche* des *Heerdenthieres* erzeugt eine ganz ähnliche Moral, wie die Schwäche des *décadent*: sie verstehen sich,

sie *verbünden* sich (— die grossen *décadence*-Religionen rechnen immer auf die Unterstützung durch die Heerde). An sich fehlt alles Krankhafte am Heerdenthier, es ist unschätzbar selbst; aber unfähig sich zu leiten, braucht es einen „Hirten“, — das verstehen die Priester . . . Der Staat ist nicht intim, nicht heimlich genug: die „Gewissensleitung“ entgeht ihm. Worin das Heerdenthier krank gemacht wird durch den Priester? —

3.

Der decadence-Instinct im Guten:

- 1) Die *Trägheit*: er will nicht mehr sich verändern, nicht mehr lernen, er sitzt als „schöne Seele“ in sich selber . . .
- 2) Die *Widerstands-Unfähigkeit*: z. B. im *Mitleiden*, — er giebt nach („nachsichtig“, „tolerant“, er versteht Alles; „Friede und den Menschen ein Wohlgefallen“ . . .).
- 3) Er wird *geleitet* durch alles Leidende und Schlechtweggekommene — er ist instinctiv eine Verschwörung gegen die Starken.
- 4) Er bedarf der grossen *Narcotica*, — wie „das Ideal“, der „grosse Mann“, der „Held“, — er *schwärmt* . . .
- 5) Die *Schwäche*, die sich in der Furcht vor Affecten, starkem Willen, vor Ja und Nein äussert: er ist *liebenswürdig*, um nicht feind sein zu müssen, — um nicht Partei nehmen zu müssen —
- 6) Die *Schwäche*, die sich im Nicht-sehen-wollen verräth, überall, wo vielleicht Widerstand nöthig werden würde („Humanität“). —
- 7) Er wird *verführt* durch alle grossen *décadents*: das „Kreuz“, die „Liebe“, den „Heiligen“, die „Reinheit“, — im Grunde lauter lebensgefährliche Begriffe und Personen.

- 8) Die intellectuelle *Lasterhaftigkeit*: — Hass auf die Wahrheit, weil sie keine „schönen Gefühle“ mit sich bringt, — Hass auf die Wahrhaftigen —

4.

Der *Selbsterhaltungs-Instinct des Guten*, der sich die Zukunft der Menschheit opfert: im Grunde widerstrebt er schon der *Politik*, — jeder *weiteren* Perspective überhaupt, — jedem Suchen, Abenteuern, Unbefriedigt-sein. Er *leugnet* Ziele, Aufgaben, bei denen er nicht zuerst in Betracht kommt. Er ist *frech* und *unbescheiden* als „höchster“ Typus und will über Alles nicht nur mitreden, sondern *urtheilen*. Er fühlt sich Denen überlegen, welche „Schwächen“ haben: diese „Schwächen“ sind die *Stärken des Instincts*, wozu auch der Muth gehört, sich ihrer nicht zu schämen.

Der Gute als *Parasit*. Er lebt auf *Unkosten* des Lebens: als Weglügner der Realität, als Gegner der grossen Instinct-Antriebe des Lebens, als Epikureer eines kleinen Glücks, der die *grosse* Form des Glücks als *unmoralisch* ablehnt.

Da er nicht mit Hand anlegt und fortwährend Fehlgriffe und Täuschungen verschuldet, so stört er jedes wirkliche Leben und *vergiftet* es überhaupt durch seinen Anspruch, etwas *Höheres* darzustellen. In seiner Einbildung, höher zu sein, *lernt* er nicht, *verändert* er sich nicht, sondern nimmt *Partei für sich*, auch wenn er noch so grosses Malheur hervorgebracht hat.

5.

- A. Er *erfindet* Handlungen, *die es nicht giebt*: die unegoistischen, die heiligen;

Vermögen, *die es nicht giebt*: „Seele“, „Geist“, „freier Wille“;

Wesen, *die es nicht giebt*: „Heilige“, „Gott“, „Engel“;
eine Ordnung im Geschehen, *die es nicht giebt*: die *sittliche* Weltordnung, mit Lohn und Strafe (eine Vernichtung der natürlichen Causalität).

B. Mit diesen Erdichtungen *entwerthet* er

- 1) die einzigen Handlungen, die egoistischen;
- 2) den Leib;
- 3) die wirklich *werthvollen* Arten Mensch, die wirklich *werthvollen* Antriebe;
- 4) die ganze Vernunft im Geschehen, — er verhindert das Lernen aus ihm, die Beobachtung, die Wissenschaft, jeden *Fortschritt* des Lebens durch Wissen ...

6.

I. Der Mangel an Misstrauen; — die Pietät; — die Ergebung in den Willen Gottes („die Frömmigkeit“); — das „gute Herz“, die „hülfreiche Hand“ — das *genügt*; — der Ernst, den *höheren* Dingen zugewendet, — man darf Dinge niedriger Sphären, wie den Leib und sein Wohlbefinden, nicht zu ernst nehmen; — die Pflicht: man hat seine Schuldigkeit zu thun, — darüber hinaus soll man Alles Gott überlassen. — *Ich frage ganz ernsthaft*: habe ich hiermit nicht den *guten* Menschen *beschrieben*? Glaubt man nicht, dass dies ein *wünschenswerther* Mensch ist? Möchte man nicht so sein? Wünscht man sich seine Kinder anders? — Ecco! Und diese Art Mensch ist die *schädlichste* Art Mensch!

II. Sehen wir zu, wie die Guten aus sich 1) eine *Metaphysik*, 2) eine *Psychologie*, 3) eine *Politik*, 4) eine *Lebens- und Erziehungsweise*, 5) eine Methode der *Wahrheit* machen.

Die Ursächlichkeit des Handelns. — Der *Zweck* falsch angesetzt: Glück a) eigenes („egoistisch“), b) fremdes („unegoistisch“). Tiefster Mangel an Selbstbesinnung bei Schopenhauer, der auch noch c) fremdes *Leid*, d) eigenes *Leid* hinzufügt: was natürlich nur Specificationen des Begriffs „eigenes Glück“ sind (a).

Wenn Glück Zweck des Handelns ist, so muss *Unbefriedigung* dem Handeln vorausgehn: pessimistische Fälschung des Thatbestandes; die *Unlust* als Motiv zum Handeln.

Unlust und Lust Motive; der *Wille* als ursächlich im Handeln. — Vorausgesetzt: dass die ganze Vorgeschichte in der Sphäre des *Bewusstseins* liegt, — dass die eigentliche Ursächlichkeit eine *geistige* ist, — dass die „Seele“ weiss, was sie will, und dass der Werth des Willensactes *bedingt* ist durch ihr Wissen, — dass die Seele „frei“ ist im Willen und folglich — —

Meine Theorie: Lust, Unlust, „Wille“, „Zweck“ vollkommen bloss Begleit-Erscheinungen, — niemals *ursächlich*. *Alle* sogenannte geistige Ursächlichkeit ist eine Fiction.

Falsche Consequenz des Glaubens an's „ego“: — der Mensch strebt nach *Glück*. Aber in diesem Sinne giebt es keine Einheit, welche „strebt“; und wonach alle Einheiten streben, das ist durchaus nicht *Glück*, — Glück ist eine Begleiterscheinung beim *Auslösen ihrer Kraft*. Was handeln macht, ist nicht das Bedürfniss, sondern die *Fülle*, welche auf einen Reiz hin sich entladet. Nicht die „Unlust“ Voraussetzung der Thätigkeit: jene Spannung ist ein grosser *Reiz* . . . Gegen

die *pessimistische* Theorie, als ob alles Handeln auf Los-werden-wollen einer *Unbefriedigung* hinausgienge, als ob Lust an sich Ziel irgend welchen Handelns wäre . . .

9.

„Selbstlose“ Handlungen giebt es gar nicht. Handlungen, in denen das Individuum seinen eignen Instincten untreu wird und nachtheilig wählt, sind Zeichen der *décadence* (eine Menge der berühmtesten sogenannten „Heiligen“ sind einfach durch ihren Mangel an „Egoismus“ überführt, *décadents* zu sein —).

Die Handlungen der Liebe, des „Heroismus“ sind so wenig „unselbstisch“, dass sie gerade der *Beweis* eines sehr starken und reichen Selbst sind: das Abgebenkönnen steht den „Armen“ nicht frei . . . ebensowenig die grosse Verwegenheit und Lust am Abenteuer, die zum „Heroismus“ gehört. Nicht „sich opfern“ als *Ziel*, sondern Ziele durchsetzen, über deren Folgen man aus Uebermuth und Zutrauen zu sich nicht besorgt ist, *gleichgültig* ist . . .

10.

Psychologie der sogenannten *unegoistischen* Handlungen: — in Wahrheit sind sie strengstens auf den Selbst-Erhaltungs-Instinct hin regulirt.

Das Umgekehrte ist bei den sogenannten *egoistischen* Handlungen der Fall: hier fehlt gerade der dirigirende Instinct, — das tiefe Bewusstsein des Nützlichen und Schädlichen.

Alle Stärke, Gesundheit, Vitalität zeigt von der vermehrten *Spannung* hin zum commandirenden Instinct des Selbst. Alles Locker-werden ist *décadence*.

Der Immoralist.

Der *Herkunft* nach ist *Moral*: Summe der *Erhaltungs-Bedingungen* einer armen, halb oder ganz missrathnen Art Mensch. Diese *kann* die „grosse Zahl“ sein: daher ihre *Gefahr*.

Ihrer *Benutzung* nach ist sie das *Hauptmittel* des Priester-Parasitismus im Kampf mit den *Starken*, den *Lebenbejahenden* — sie gewinnen „die grosse Zahl“ (die *Niedrigen*, die *Leidenden* in *allen* Ständen — die Verunglückten aller Art —). Eine Art *Gesamt-Aufstand* gegen die *kleine Zahl* der *Gutgearteten*... (— Kritik der „Verbesserer“ —)

Ihren *Folgen* nach die radicale Falschheit und Verderbniss selbst jener *Ausnahme-Schichten*: welche schliesslich, um sich nur *auszuhalten*, in keinem Punkte mehr wahr gegen sich sein dürfen —: die vollkommene *psychologische Corruption*, mit Dem, was daraus folgt... (— Kritik der „Guten“ —)

Nietzsche contra Wagner
Aktenstücke eines Psychologen

VORWORT

Die folgenden Capitel sind sämmtlich aus meinen älteren Schriften nicht ohne Vorsicht ausgewählt — einige gehn bis auf 1877 zurück —, verdeutlicht vielleicht hier und da, vor Allem verkürzt. Sie werden, hintereinander gelesen, weder über Richard Wagner, noch über mich einen Zweifel lassen: wir sind Antipoden. Man wird auch noch Andres dabei begreifen: zum Beispiel, dass dies ein Essay für Psychologen ist, aber *nicht* für Deutsche . . . Ich habe meine Leser überall, in Wien, in St. Petersburg, in Kopenhagen und Stockholm, in Paris, in New-York — ich habe sie *nicht* in Europa's Flachland Deutschland . . . Und ich hätte vielleicht auch den Herrn Italiänern ein Wort in's Ohr zu sagen, die ich liebe, ebenso sehr als ich . . . Quousque tandem, Crispi.. Triple alliance: mit dem „Reich“ macht ein intelligentes Volk immer nur eine mésalliance . . .

Turin, Weihnachten 1888.

Friedrich Nietzsche.

Wo ich bewundere

Ich glaube, dass die Künstler oft nicht wissen, was sie am besten können: sie sind zu eitel dazu. Ihr Sinn ist auf etwas Stolzeres gerichtet, als diese kleinen Pflanzen zu sein scheinen, welche neu, seltsam und schön, in wirklicher Vollkommenheit auf ihrem Boden zu wachsen wissen. Das letzthin Gute ihres eignen Gartens und Weinbergs wird von ihnen obenhin abgeschätzt, und ihre Liebe und ihre Einsicht sind nicht gleichen Ranges. Da ist ein Musiker, der mehr als irgend ein Musiker seine Meisterschaft darin hat, die Töne aus dem Reich leidender, gedrückter, gemarterter Seelen zu finden und auch noch dem stummen Elend Sprache zu geben. Niemand kommt ihm gleich in den Farben des späten Herbstes, dem unbeschreiblich rührenden Glück eines letzten, allerletzten, aller kürzesten Genießens, er kennt einen Klang für jene heimlich-unheimlichen Mitternächte der Seele, wo Ursache und Wirkung aus den Fugen gekommen zu sein scheinen und jeden Augenblick Etwas „aus dem Nichts“ entstehen kann. Er schöpft am glücklichsten von Allen aus dem untersten Grunde des menschlichen Glücks und gleichsam aus dessen ausgetrunkenem Becher, wo die herbsten und widrigsten Tropfen zu guter- und böserletzt mit den süssesten zusammengelaufen sind. Er kennt jenes müde Sichschieben der Seele, die nicht mehr springen und fliegen, ja nicht mehr gehen kann; er hat den scheuen Blick des verhehlten Schmerzes, des Verstehens ohne Trost, des

Abschiednehmens ohne Geständniss; ja als Orpheus alles heimlichen Elends ist er grösser als irgend Einer, und Manches ist durch ihn überhaupt erst der Kunst hinzugefügt worden, was bisher unausdrücklich und selbst der Kunst unwürdig erschien — die cynischen Revolten zum Beispiel, deren nur der Leidendste fähig ist, insgleichen manches ganz Kleine und Mikroskopische der Seele, gleichsam die Schuppen ihrer amphibischen Natur —, ja er ist der *Meister* des ganz Kleinen. Aber er *will* es nicht sein! Sein Charakter liebt vielmehr die grossen Wände und die verwegene Wandmalerei! . . Es entgeht ihm, dass sein Geist einen andren Geschmack und Hang — eine entgegengesetzte *Optik* — hat und am liebsten still in den Winkeln zusammengestürzter Häuser sitzt: da, verborgen, sich selber verborgen, malt er seine eigentlichen Meisterstücke, welche alle sehr kurz sind, oft nur Einen Takt lang, — da erst wird er ganz gut, gross und vollkommen, da vielleicht allein. — Wagner ist Einer, der tief gelitten hat — sein *Vorrang* vor den übrigen Musikern. — Ich bewundere Wagner in Allem, worin er *sich* in Musik setzt. —

Wo ich Einwände mache

Damit ist nicht gesagt, dass ich diese Musik für gesund halte, am wenigsten gerade da, wo sie von Wagner redet. Meine Einwände gegen die Musik Wagner's sind physiologische Einwände: wozu dieselben erst noch unter ästhetische Formeln verkleiden? Aesthetik ist ja nichts als eine angewandte Physiologie. — Meine „Thatsache“, mein „petit fait vrai“ ist, dass ich nicht mehr leicht athme, wenn diese

Musik erst auf mich wirkt; dass alsbald mein *Fuss* gegen sie böse wird und revoltirt: er hat das Bedürfniss nach Takt, Tanz, Marsch — nach Wagner's Kaisermarsch kann nicht einmal der junge deutsche Kaiser marschieren —, er verlangt von der Musik vorerst die Entzückungen, welche in *gutem* Gehn, Schreiten, Tanzen liegen. Protestirt aber nicht auch mein Magen? mein Herz? mein Blutlauf? betrübt sich nicht mein Eingeweide? Werde ich nicht unversehens heiser dabei . . . Um Wagner zu hören, brauche ich pastilles Gérardel . . . Und so frage ich mich: was *will* eigentlich mein ganzer Leib von der Musik überhaupt? *Denn* es giebt keine Seele . . . Ich glaube, seine *Erleichterung*: wie als ob alle animalischen Funktionen durch leichte, kühne, ausgelassne, selbstgewisse Rhythmen beschleunigt werden sollten; wie als ob das eherne, das bleierne Leben durch goldene zärtliche ögliche Melodien seine Schwere verlieren sollte. Meine Schwermuth will in den Verstecken und Abgründen der *Vollkommenheit* ruhn: dazu brauche ich Musik. Aber Wagner macht krank. — Was geht *mich* das Theater an? Was die Krämpfe seiner „sittlichen“ Ekstasen, an denen das Volk — und wer ist nicht „Volk“! — seine Genugthuung hat! Was der ganze Gebärden-Hokuspokus des Schauspielers! — Man sieht, ich bin wesentlich antitheatralisch geartet, ich habe gegen das Theater, diese *Massen-Kunst* par excellence, den tiefen Hohn auf dem Grunde meiner Seele, den jeder Artist heute hat. *Erfolg* auf dem Theater — damit sinkt man in meiner Achtung bis auf Nimmer-wieder-sehn; *Misserfolg* — da spitze ich die Ohren und fange an zu achten . . . Aber Wagner war umgekehrt, *neben* dem Wagner, der die einsamste Musik gemacht hat, die es giebt, wesentlich noch Theatermensch und Schauspieler, der begeistertste Mimomane, den es vielleicht gegeben hat, *auch noch als Musiker* . . . Und, beiläufig gesagt, wenn es Wagner's Theorie gewesen ist „das

• Drama ist der Zweck, die Musik ist immer nur das Mittel“ —, seine *Praxis* dagegen war, von Anfang bis zu Ende, „die Attitüde ist der Zweck, das Drama, auch die Musik, ist immer nur ihr Mittel“. Die Musik als Mittel zur Verdeutlichung, Verstärkung, Verinnerlichung der dramatischen Gebärde und Schauspieler-Sinnenfälligkeit; und das Wagnerische Drama nur eine Gelegenheit zu vielen interessanten Attitüden! — Er hatte, neben allen andren Instinkten, die *commandirenden* Instinkte eines grossen Schauspielers in Allem und Jedem: und, wie gesagt, auch als Musiker. — Dies machte ich einmal, nicht ohne *Mühe*, einem Wagnerianer pur sang klar, — Klarheit und Wagnerianer! ich sage kein Wort mehr. Es gab Gründe, noch hinzuzufügen „seien Sie doch ein wenig ehrlicher gegen sich selbst! wir sind ja nicht in Bayreuth. In Bayreuth ist man nur als Masse ehrlich, als Einzelner lügt man, belügt man sich. Man lässt sich selbst zu Hause, wenn man nach Bayreuth geht, man verzichtet auf das Recht der eignen Zunge und Wahl, auf seinen Geschmack, selbst auf seine Tapferkeit, wie man sie zwischen den eignen vier Wänden gegen Gott und Welt hat und übt. In das Theater bringt Niemand die feinsten Sinne seiner Kunst mit, am wenigsten der Künstler, der für das Theater arbeitet, — es fehlt die Einsamkeit, alles Vollkommne verträgt keine Zeugen . . . Im Theater wird man Volk, Heerde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Patronatsherr, Idiot — *Wagnerianer*: da unterliegt auch noch das persönlichste Gewissen dem nivellirenden Zauber der grossen Zahl, da regiert der Nachbar, da *wird* man Nachbar . . .“

Wagner als Gefahr

I.

Die Absicht, welche die neuere Musik in Dem verfolgt, was jetzt, sehr stark aber undeutlich, „unendliche Melodie“ genannt wird, kann man sich dadurch klarmachen, dass man in's Meer geht, allmählich den sicheren Schritt auf dem Grunde verliert und sich endlich dem Elemente auf Gnade und Ungnade übergibt: man soll *schwimmen*. In der älteren Musik musste man, im zierlichen oder feierlichen oder feurigen Hin und Wieder, Schneller und Langsamer, etwas ganz Anderes, nämlich *tanzen*. Das hierzu nöthige Maass, das Einhalten bestimmter gleich wiegender Zeit- und Kraftgrade erzwang von der Seele des Hörers eine fortwährende *Besonnenheit*, — auf dem Widerspiele dieses kühleren Luftzuges, welcher von der Besonnenheit herkam, und des durchwärmten Athems der Begeisterung ruhte der Zauber aller *guten* Musik. — Richard Wagner wollte eine andre Art Bewegung, — er warf die physiologische Voraussetzung der bisherigen Musik um. Schwimmen, Schweben — nicht mehr Gehn, Tanzen . . . Vielleicht ist damit das Entscheidende gesagt. Die „unendliche Melodie“ *will* eben alle Zeit- und Kraft-Ebenmässigkeit brechen, sie verhöhnt sie selbst mitunter, — sie hat ihren Reichthum der Erfindung gerade in Dem, was einem älteren Ohre als rhythmische Paradoxie und Lästerung klingt. Aus einer Nachahmung, aus einer Herrschaft eines solchen Geschmacks entstünde eine Gefahr für die Musik, wie sie grösser gar nicht gedacht werden kann — die vollkommene Entartung des rhythmischen Gefühls, das *Chaos* an Stelle des Rhythmus . . . Die Gefahr kommt auf die Spitze, wenn sich eine solche Musik immer enger an eine ganz naturalistische, durch kein Gesetz der Plastik beherrschte Schauspielerei und Gebärdenkunst anlehnt, die *Wirkung* will, nichts mehr . . . Das

espressivo um jeden Preis und die Musik im Dienste, in der Sklaverei der Attitüde — *das ist das Ende . . .*

2.

Wie? wäre es wirklich die erste Tugend eines Vortrags, wie es die Vortragskünstler der Musik jetzt zu glauben scheinen, unter allen Umständen ein hautrelief zu erreichen, das nicht mehr zu überbieten ist? Ist dies, zum Beispiel auf Mozart angewendet, nicht die eigentliche Sünde wider den Geist Mozart's, den heiteren, schwärmerischen, zärtlichen, verliebten Geist Mozart's, der zum Glück kein Deutscher war, und dessen Ernst ein gütiger, ein goldener Ernst ist und *nicht* der Ernst eines deutschen Biedermanns . . . Geschweige denn der Ernst des „steinernen Gastes“ . . . Aber ihr meint, *alle* Musik sei Musik des „steinernen Gastes“, — *alle* Musik müsse aus der Wand hervorspringen und den Hörer bis in seine Gedärme hinein schütteln? . . . So erst *wirke* die Musik! — Auf *wen* wird da gewirkt? Auf Etwas, worauf ein *vornehmer* Künstler niemals wirken soll, — auf die Masse! auf die Unreifen! auf die Blasirten! auf die Krankhaften! auf die Idioten! auf *Wagnerianer*! . . .

Eine Musik ohne Zukunft

Die Musik kommt von allen Künsten, die auf dem Boden einer bestimmten Cultur aufzuwachsen wissen, als die letzte aller Pflanzen zum Vorschein, vielleicht weil sie die innerlichste ist und, folglich, am spätesten anlangt, — im Herbst

und Abblühen der jedes Mal zu ihr gehörenden Cultur. Erst in der Kunst der Niederländer Meister fand die Seele des christlichen Mittelalters ihren Ausklang, — ihre Ton-Baukunst ist die nachgeborne, aber echt- und ebenbürtige Schwester der Gothik. Erst in Händel's Musik erklang das Beste aus Luther's und seiner Verwandten Seele, der jüdisch-heroische Zug, welcher der Reformation einen Zug der Grösse gab — das alte Testament Musik geworden, *nicht* das neue. Erst Mozart gab dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten und der Kunst Racine's und Claude Lorrain's in *klingendem* Golde heraus; erst in Beethoven's und Rossini's Musik sang sich das achtzehnte Jahrhundert aus, das Jahrhundert der Schwärmerei, der zerbrochnen Ideale und des *flüchtigen* Glücks. Jede wahrhafte, jede originale Musik ist Schwanengesang. — Vielleicht, dass auch unsre letzte Musik, so sehr sie herrscht und herrschsüchtig ist, bloss noch eine kurze Spanne Zeit vor sich hat: denn sie entsprang einer Cultur, deren Boden im raschen Absinken begriffen ist, — einer alsbald *versunkenen* Cultur. Ein gewisser Katholicismus des Gefühls und eine Lust an irgend welchem alt-heimischen sogenannten „nationalen“ Wesen und Unwesen sind ihre Voraussetzungen. Wagner's Aneignung alter Sagen und Lieder, in denen das gelehrte Vorurtheil etwas Germanisches par excellence zu sehn gelehrt hatte — heute lachen wir darüber —, die Neubeseelung dieser skandinavischen Unthiere mit einem Durst nach verzückter Sinnlichkeit und Entsinnlichung — dieses ganze Nehmen und Geben Wagner's in Hinsicht auf Stoffe, Gestalten, Leidenschaften und Nerven spricht deutlich auch den *Geist seiner Musik* aus, gesetzt dass diese selbst, wie jede Musik, nicht unzweideutig von sich zu reden wüsste: denn die Musik ist ein *Weib*... Man darf sich über diese Sachlage nicht dadurch beirren lassen, dass wir augenblicklich gerade in der Reaktion *innerhalb* der

Reaktion leben. Das Zeitalter der nationalen Kriege, des ultramontanen Martyriums, dieser ganze *Zwischenakts*-Charakter, der den Zuständen Europa's jetzt eignet, mag in der That einer solchen Kunst, wie der Wagner's, zu einer plötzlichen Glorie verhelfen, ohne ihr damit *Zukunft* zu verbürgen. Die Deutschen selber haben keine Zukunft . . .

Wir Antipoden

Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, dass ich Anfangs mit einigen Irrthümern und Ueberschätzungen und jedenfalls als *Hoffender* auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiss, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts als Symptom einer höheren Kraft des Gedankens, einer siegreicheren Fülle des Lebens, als diese in der Philosophie Hume's, Kant's und Hegel's zum Ausdruck gekommen war, — ich nahm die *tragische* Erkenntniss als den schönsten Luxus unsrer Cultur, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Ueberreichthums, als ihren *erlaubten* Luxus. Desgleichen deutete ich mir die Musik Wagner's zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der Seele, in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft von Leben sich endlich Luft macht, gleichgültig dagegen, ob Alles, was sich heute Cultur nennt, damit in's Wackeln geräth. Man sieht, was ich verkannte, man sieht insgleichen, womit ich Wagnern und Schopenhauern *beschenkte* — mit mir . . . Jede Kunst,

jede Philosophie darf als Heil- und Hülfsmittel des wachsenden oder des niedergehenden Lebens angesehen werden: sie setzen immer Leiden und Leidende voraus. Aber es giebt zweierlei Leidende, einmal die an der *Ueberfülle* des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Einsicht und Aussicht auf das Leben, — und sodann die an der *Verarmung* des Lebens Leidenden, die Ruhe, Stille, glattes Meer *oder* aber den Rausch, den Krampf, die Betäubung von Kunst und Philosophie verlangen. Die Rache am Leben selbst — die wollüstigste Art Rausch für solche Verarmte!... Dem Doppel-Bedürfniss der Letzteren entspricht ebenso Wagner wie Schopenhauer — sie verneinen das Leben, sie verleumden es, damit sind sie meine Antipoden. — Der Reichste an Lebensfülle, der dionysische Gott und Mensch, kann sich nicht nur den Anblick des Fürchterlichen und Fragwürdigen gönnen, sondern selbst die furchtbare That und jeden Luxus von Zerstörung, Zersetzung, Verneinung, — bei ihm erscheint das Böse, Sinnlose und Hässliche gleichsam erlaubt, wie es in der Natur erlaubt erscheint — in Folge eines Ueberschusses von zeugenden, wiederherstellenden Kräften —, welche aus jeder Wüste noch ein üppiges Fruchthland zu schaffen vermag. Umgekehrt würde der Leidendste, Lebensärmste, am meisten die Milde, Friedlichkeit und Güte nöthig haben — das, was heute Humanität genannt wird — im Denken sowohl wie im Handeln, womöglich einen Gott, der ganz eigentlich ein Gott für Kranke, ein *Heiland* ist, ebenso auch die Logik, die begriffliche Verständlichkeit des Daseins selbst für Idioten — die typischen „Freigeister“, wie die „Idealisten“ und „schönen Seelen“, sind alle *décadents* — kurz, eine gewisse warme, furchtabwehrende Enge und Einschliessung in optimistische Horizonte, die *Verdummung* erlaubt... Dergestalt lernte ich allmählich Epikur begreifen, den Gegensatz eines dionysischen Griechen,

insgleichen den Christen, der in der That nur eine Art Epikureer ist und mit seinem „der Glaube macht *selig*“ dem Princip des Hedonismus *so weit wie möglich* folgt — bis über jede intellektuelle Rechtschaffenheit hinweg . . . Wenn ich Etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es Das, dass mein Blick geschärfter ist für jene schwierigste und verfänglichste Art des *Rückschlusses*, in der die meisten Fehler gemacht werden — des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der That auf den Thäter, vom Ideal auf Den, der es *nöthig* hat, von jeder Denk- und Werthungsweise auf das dahinter commandirende *Bedürfniss*. — In Hinsicht auf Artisten jeder Art bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ist hier der *Hass* gegen das Leben oder der *Ueberfluss* an Leben schöpferisch geworden? In Goethe zum Beispiel wurde der Ueberfluss schöpferisch, in Flaubert der Hass: Flaubert, eine Neuausgabe Pascal's, aber als Artist, mit dem Instinkt-Urtheil auf dem Grunde: „Flaubert est toujours *haïssable*, l'homme n'est rien, *l'oeuvre est tout*“ . . . Er torturirte sich, wenn er dichtete, ganz wie Pascal sich torturirte, wenn er dachte — sie empfanden Beide unegoistisch . . . „Selbstlosigkeit“ — das *décadence*-Princip, der Wille zum Ende in der Kunst sowohl wie in der Moral. —

Wohin Wagner gehört

Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffinirtesten Cultur Europa's und die *hohe* Schule des Geschmacks: aber man muss dies „Frankreich des Geschmacks“ zu finden wissen. Die Norddeutsche Zeitung zum Beispiel,

oder wer in ihr sein Mundstück hat, sieht in den Franzosen „Barbaren“, — ich für meine Person suche den *schwarzen* Erdtheil, wo man „die Sklaven“ befreien sollte, in der Nähe der Norddeutschen . . . Wer zu *jenem* Frankreich gehört, hält sich gut verborgen: es mag eine kleine Zahl sein, in denen es leibt und lebt, dazu vielleicht Menschen, welche nicht auf den kräftigsten Beinen stehn, zum Theil Fatalisten, Verdüsterte, Kranke, zum Theil Verzärtelte und Verkünstelte, Solche, welche den *Ehrgeiz* haben, künstlich zu sein, — aber sie haben alles Hohe und Zarte, was jetzt in der Welt noch übrig ist, in ihrem Besitz. In diesem Frankreich des Geistes, welches auch das Frankreich des Pessimismus ist, ist heute schon Schopenhauer mehr zu Hause als er es je in Deutschland war; sein Hauptwerk zwei Mal bereits übersetzt, das zweite Mal ausgezeichnet, so dass ich es jetzt vorziehe, Schopenhauer französisch zu lesen (— er war ein *Zufall* unter Deutschen, wie ich ein solcher Zufall bin — die Deutschen haben keine Finger für uns, sie haben überhaupt keine Finger, sie haben bloss Tatzen). Gar nicht zu reden von Heinrich Heine — l'adorable Heine sagt man in Paris —, der den tieferen und seelenvolleren Lyrikern Frankreich's längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. Was wüsste deutsches Hornvieh mit den délicatesses einer solchen Natur anzufangen! — Was endlich Richard Wagner angeht: so greift man mit Händen, nicht vielleicht mit Fäusten, dass Paris der eigentliche *Boden* für Wagner ist: je mehr sich die französische Musik nach den Bedürfnissen der „*âme moderne*“ gestaltet, um so mehr wird sie wagnerisiren, — sie thut es schon jetzt genug. — Man darf sich hierüber nicht durch Wagner selber irre führen lassen — es war eine wirkliche Schlechtigkeit Wagner's, Paris 1871 in seiner Agonie zu verhöhnen . . . In Deutschland ist Wagner trotzdem bloss ein Missverständniss: wer wäre unfähiger, Etwas von Wagner zu verstehn, als zum Beispiel

der junge Kaiser? — Die Thatsache bleibt für jeden Kenner der europäischen Cultur-Bewegung nichtsdestoweniger gewiss, dass die französische Romantik und Richard Wagner auf's Engste zu einander gehören. Allesammt beherrscht von der Litteratur bis in ihre Augen und Ohren — die ersten Künstler Europa's von *weltlitterarischer* Bildung —, meistens sogar selber Schreibende, Dichtende, Vermittler und Vermischer der Sinne und Künste, allesammt Fanatiker des *Ausdrucks*, grosse Entdecker im Reiche des Erhabenen, auch des Hässlichen und Grässlichen, noch grössere Entdecker im Effekte, in der Schaustellung, in der Kunst der Schauläden, allesammt Talente weit über ihr Genie hinaus —, *Virtuosen* durch und durch, mit unheimlichen Zugängen zu Allem, was verführt, lockt, zwingt, umwirft, geborne Feinde der Logik und der geraden Linie, begehrlieh nach dem Fremden, dem Exotischen, dem Ungeheuren, allen Opiaten der Sinne und des Verstandes. Im Ganzen eine verwegen-wagende, prachtvoll-gewaltsame, hochfliegende und hoch emporreissende Art von Künstlern, welche *ihrem* Jahrhundert — es ist das Jahrhundert der *Masse* — den Begriff „Künstler“ erst zu lehren hatte. Aber *krank* . . .

Wagner als Apostel der Keuschheit

I.

— Ist das noch deutsch?

Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Zerfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Hände-Spreizen,

Dies weihrauchdüftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
Dies zuckersüsse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Aeugeln, Ave-Glockenbimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Ueberhimmeln?...

— Ist das noch deutsch?

Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte...

Denn was ihr hört, ist *Rom*, — *Roms Glaube ohne Worte!*

2.

Zwischen Sinnlichkeit und Keuschheit giebt es keinen nothwendigen Gegensatz; jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus. Aber in jenem Falle, wo es wirklich diesen Gegensatz giebt, braucht es zum Glück noch lange kein tragischer Gegensatz zu sein. Dies dürfte wenigstens für alle wohlgeratheneren, wohl-gemutheren Sterblichen gelten, welche ferne davon sind, ihr labiles Gleichgewicht zwischen Engel und petite bête ohne Weiteres zu den Gegen Gründen des Daseins zu rechnen, — die Feinsten, die Hellsten, gleich Hafis, gleich Goethe, haben darin sogar einen Reiz mehr gesehn... Solche Widersprüche gerade verführen zum Dasein... Andererseits versteht es sich nur zu gut, dass, wenn einmal die verunglückten Thiere der Circe dazu gebracht werden, die Keuschheit anzubeten, sie in ihr nur ihren Gegensatz sehn und *anbeten* werden — oh mit was für einem tragischen Gegrünz und Eifer! man kann es sich denken —, jenen peinlichen und vollkommen überflüssigen Gegensatz, den Richard Wagner unbestreitbar am Ende seines Lebens noch hat in Musik setzen und auf die Bühne bringen wollen. *Wozu doch?* wie man billig fragen darf.

Dabei ist freilich jene andre Frage nicht zu umgehen, was ihn eigentlich jene männliche (ach, so unmännliche) „Einfalt vom Lande“ angieng, jener arme Teufel und Naturbursch Parsifal, der von ihm mit so verfänglichen Mitteln schliesslich katholisch gemacht wird — wie? war dieser Parsifal überhaupt *ernst* gemeint? Denn dass man über ihn *gelacht* hat, möchte ich am wenigsten bestreiten, Gottfried Keller auch nicht... Man möchte es nämlich wünschen, dass der Wagner'sche Parsifal heiter gemeint sei, gleichsam als Schlussstück und Satyrdrama, mit dem der Tragiker Wagner gerade auf eine ihm gebührende und würdige Weise von uns, auch von sich, vor Allem *von der Tragödie* habe Abschied nehmen wollen, nämlich mit einem Excess höchster und muthwilligster Parodie auf das Tragische selbst, auf den ganzen schauerlichen Erden-Ernst und Erden-Jammer von Ehedem, auf die endlich überwundene *dümmste Form* in der Widernatur des asketischen Ideals. Der Parsifal ist ja ein Operetten-Stoff par excellence... Ist der Parsifal Wagner's sein heimliches Ueberlegenheits-Lachen über sich selber, der Triumph seiner letzten höchsten Künstler-Freiheit, Künstler-Jenseitigkeit — Wagner, der über sich zu *lachen* weiss?... Man möchte es, wie gesagt, wünschen: denn was würde der *ernstgemeinte* Parsifal sein? Hat man wirklich nöthig, in ihm (wie man sich gegen mich ausgedrückt hat) „die Ausgeburt eines toll gewordenen Hasses auf Erkenntniss, Geist und Sinnlichkeit“ zu sehn? einen Fluch auf Sinne und Geist in Einem Hass und Athem? eine Apostasie und Umkehr zu christlich-krankhaften und obskurantistischen Idealen? Und zuletzt gar ein Sich-selbst-Verneinen, Sich-selbst-Durchstreichen von Seiten eines Künstlers, der bis dahin mit aller Macht seines Willens auf das Umgekehrte, auf höchste Vergeistigung und Versinnlichung seiner Kunst aus gewesen war? Und nicht nur seiner Kunst, auch seines

Lebens? Man erinnere sich, wie begeistert seiner Zeit Wagner in den Fusstapfen des Philosophen Feuerbach gegangen ist. Feuerbach's Wort von der „gesunden Sinnlichkeit“ — das klang in den dreissiger und vierziger Jahren Wagnern gleich vielen Deutschen — sie nannten sich die *jungen* Deutschen — wie das Wort der Erlösung. Hat er schliesslich darüber *umgelernt*? Da es zum Mindesten scheint, dass er zuletzt den Willen hatte darüber *umzulehren*? ... Ist der *Hass auf das Leben* bei ihm Herr geworden, wie bei Flaubert? ... Denn der Parsifal ist ein Werk der Tücke, der Rachsucht, der heimlichen Giftmischerei gegen die Voraussetzungen des Lebens, ein *schlechtes* Werk. — Die Predigt der Keuschheit bleibt eine Aufreizung zur Widernatur: ich verachte Jedermann, der den Parsifal nicht als Attentat auf die Sittlichkeit empfindet.

Wie ich von Wagner loskam

I.

Schon im Sommer 1876, mitten in der Zeit der ersten Festspiele, nahm ich bei mir von Wagner Abschied. Ich vertrage nichts Zweideutiges; seitdem Wagner in Deutschland war, condescendirte er Schritt für Schritt zu Allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus ... Es war in der That damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen: alsbald schon bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordner verzweifelnder *décadent*, sank plötzlich, hülflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder ... Hat denn

kein Deutscher für dies schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — *litt*? — Genug, mir selbst gab das unerwartete Ereigniss wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte, — und auch jenen nachträglichen Schauer, den Jeder empfindet, der unbewusst durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich *müde* — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allorts *vergeudete* Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über einen der Tapfersten davongetragen hatte; müde endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns — dass ich nunmehr verurtheilt sei, tiefer zu misstrauen, tiefer zu verachten, tiefer *allein* zu sein als je vorher. Denn ich hatte Niemanden gehabt als Richard Wagner . . . Ich war immer *verurtheilt* zu Deutschen . . .

2.

Einsam nunmehr und schlimm misstrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, damals Partei *gegen* mich und *für* Alles, was gerade mir wehthat und hart fiel: so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller idealistischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir scheinen will, den Weg zu *mir*, — zu *meiner* Aufgabe . . . Jenes verborgene und herrische Etwas, für das wir lange keinen Namen haben, bis es sich endlich als unsre Aufgabe erweist, — dieser Tyrann in uns nimmt eine schreckliche Wiedervergeltung für jeden Versuch, den wir

machen, ihm auszuweichen oder zu entschlüpfen, für jede vorzeitige Bescheidung, für jede Gleichsetzung mit Solchen, zu denen wir nicht gehören, für jede noch so achtbare Thätigkeit, falls sie uns von unsrer Hauptsache ablenkt, — ja für jede Tugend selbst, welche uns gegen die Härte der eigensten Verantwortlichkeit schützen möchte. Krankheit ist jedes Mal die Antwort, wenn wir an unsrem Recht auf *unsre* Aufgabe zweifeln wollen, wenn wir anfangen, es uns irgendworin leichter zu machen. Sonderbar und furchtbar zugleich! Unsre *Erleichterungen* sind es, die wir am härtesten büßen müssen! Und wollen wir hinterdrein zur Gesundheit zurück, so bleibt uns keine Wahl: wir müssen uns *schwerer* belasten, als wir je vorher belastet waren . . .

Der Psycholog nimmt das Wort

I.

Je mehr ein Psycholog, ein geborner, ein unvermeidlicher Psycholog und Seelen-Errather, sich den ausgesuchteren Fällen und Menschen zukehrt, um so grösser wird seine Gefahr, am Mitleiden zu ersticken. Er hat Härte und Heiterkeit *nöthig*, mehr als ein andrer Mensch. Die Verderbniss, das Zugrundegehn der höheren Menschen ist nämlich die Regel: es ist schrecklich, eine solche Regel immer vor Augen zu haben. Die vielfache Marter des Psychologen, der dies Zugrundegehn entdeckt hat, der diese gesammte innere „Heillosigkeit“ des höheren Menschen, dies ewige „Zu spät!“ in jedem Sinne erst einmal und dann *fast* immer wieder entdeckt, durch die ganze Geschichte hindurch, — kann vielleicht

eines Tages die Ursache davon werden, dass er selber *verdirbt* . . . Man wird fast bei jedem Psychologen eine verrätherische Vorneigung zum Umgange mit alltäglichen und wohlgeordneten Menschen wahrnehmen: daran verräth sich, dass er immer einer Heilung bedarf, dass er eine Art Flucht und Vergessen braucht, weg von Dem, was ihm seine Einblicke, Einschnitte, was ihm sein *Handwerk* auf's Gewissen gelegt hat. Die Furcht vor seinem Gedächtniss ist ihm zu eigen. Er kommt vor dem Urtheile Anderer leicht zum Verstummen, er hört mit einem unbewegten Gesichte zu, wie dort verehrt, bewundert, geliebt, verklärt wird, wo er *gesehn* hat —, oder er verbirgt noch sein Verstummen, indem er irgend einer Vordergrunds-Meinung ausdrücklich zustimmt. Vielleicht geht die Paradoxie seiner Lage so weit in's Schauerliche, dass die „Gebildeten“ gerade dort, wo er das *grosse Mitleiden* neben der *grossen Verachtung* gelernt hat, ihrerseits die grosse Verehrung lernen . . . Und wer weiss, ob sich nicht in allen grossen Fällen eben nur Dies begab, — dass man einen Gott anbetete und dass der Gott nur ein armes Opferthier war . . . Der *Erfolg* war immer der grösste Lügner — und auch das *Werk*, die *That* ist ein Erfolg . . . Der grosse Staatsmann, der Eroberer, der Entdecker ist in seine Schöpfungen verkleidet, versteckt, bis in's Unerkennbare; das Werk, das des Künstlers, des Philosophen, erfindet erst Den, welcher es geschaffen hat, geschaffen haben *soll* . . . Die „grossen Männer“, wie sie verehrt werden, sind kleine schlechte Dichtungen hinterdrein, — in der Welt der historischen Werthe *herrscht* die Falschmünzerei . . .

2.

— Diese grossen Dichter zum Beispiel, diese Byron, Musset, Poe, Leopardi, Kleist, Gogol — ich wage es nicht, viel

grössere Namen zu nennen, aber ich meine sie —, so wie sie nun einmal sind, sein müssen: Menschen des Augenblicks, sinnlich, absurd, fünffach, im Misstrauen und Vertrauen leichtfertig und plötzlich; mit Seelen, an denen gewöhnlich irgend ein Bruch verhehlt werden soll; oft mit ihren Werken Rache nehmend für eine innere Besudelung, oft mit ihren Aufflügen Vergessenheit suchend vor einem allzutreuen Gedächtniss, Idealisten aus der Nähe des *Sumpfes* — welche Marter sind diese grossen Künstler und überhaupt die sogenannten höheren Menschen für Den, der sie erst errathen hat! . . . Wir sind Alle Fürsprecher des Mittelmässigen . . . Es ist begreiflich, dass *sie* gerade vom Weibe, das hellseherisch ist in der Welt des Leidens und leider auch weit über seine Kräfte hinaus hülfs- und rettungssüchtig, so leicht jene Ausbrüche von unbegrenztem Mitleide erfahren, welche die Menge, vor Allem die *verehrende* Menge mit neugierigen und selbstgefälligen Deutungen überhäuft . . . Dies Mitleiden täuscht sich regelmässig über seine Kraft: das Weib möchte glauben, dass Liebe *Alles* vermöge, — es ist sein eigentlicher *Aberglaube*. Ach, der Wissende des Herzens erräth, wie arm, hilflos, anmaasslich, fehlgreifend auch die beste tiefste Liebe ist — wie sie eher noch *zerstört* als rettet . . .

3.

— Der geistige Ekel und Hochmuth jedes Menschen, der tief gelitten hat, — es bestimmt beinahe die Rangordnung, *wie* tief Einer leiden kann, — seine schauernde Gewissheit, von der er ganz durchtränkt und gefärbt ist, vermöge seines Leidens *mehr zu wissen*, als die Klügsten und Weisesten wissen könnten, in vielen fernen entsetzlichen Welten bekannt und einmal zu Hause gewesen zu sein, von denen „*ihr* Nichts

wisst“ . . . , dieser geistige schweigende Hochmuth, dieser Stolz des Auserwählten der Erkenntniss, des „Eingeweihten“, des beinahe Geopferten findet alle Arten von Verkleidung nöthig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen und überhaupt vor Allem, was nicht seines Gleichen im Schmerz ist, zu schützen. Das tiefe Leiden macht vornehm; es trennt. — Eine der feinsten Verkleidungs-Formen ist der Epikureismus und eine gewisse fürderhin zur Schau getragne Tapferkeit des Geschmacks, welche das Leiden leichtfertig nimmt und sich gegen alles Traurige und Tiefe zur Wehre setzt. Es giebt „heitere Menschen“, welche sich der Heiterkeit bedienen, weil sie um ihretwillen missverstanden werden, — sie *wollen* missverstanden sein. Es giebt „wissenschaftliche Geister“, welche sich der Wissenschaft bedienen, weil dieselbe einen heiteren Anschein giebt und weil Wissenschaftlichkeit darauf schliessen lässt, dass der Mensch oberflächlich ist — sie *wollen* zu einem falschen Schlusse verführen . . . Es giebt freie freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, dass sie im Grunde zerbrochne unheilbare Herzen sind — es ist der Fall Hamlet's: und dann kann die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges *allzugewisses* Wissen sein. —

EPILOG

I.

Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin als irgend welchen anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Nothwendige, aus der Höhe gesehn und im Sinne einer *grossen* Oekonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es *lieben* . . . *Amor fati*: das ist meine innerste Natur. — Und was mein langes Siechthum angeht, verdanke ich ihm nicht unsäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine *höhere* Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! — *Ich verdanke ihm auch meine Philosophie* . . . Erst der grosse Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des *grossen Verdachts*, der aus jedem U ein X macht, ein echtes rechtes X, das heisst den *vorletzten* Buchstaben vor dem letzten . . . Erst der grosse Schmerz, jener lange langsame Schmerz, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, der sich Zeit nimmt —, zwingt uns Philosophen in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohin wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifle, ob ein solcher Schmerz „verbessert“: aber ich weiss, dass er uns *vertieft* . . . Sei es nun, dass wir ihm unsern Stolz, unsern Hohn, unsre Willenskraft entgegenstellen lernen,

und es dem Indianer gleichthun, der, wie schlimm auch gepeinigt, sich an seinem Peiniger durch die Bosheit seiner Zunge schadlos hält; sei es, dass wir uns vor dem Schmerz in jenes Nichts zurückziehen, in das stumme, starre, taube Sich-Ergeben, Sich-Vergessen, Sich-Auslöschen: man kommt aus solchen langen, gefährlichen Uebungen der Herrschaft über sich als ein andrer Mensch heraus, mit einigen Fragezeichen *mehr*, vor Allem mit dem Willen, fürderhin mehr, tiefer, strenger, härter, böser, stiller zu fragen, als je bisher auf Erden gefragt worden ist . . . Das Vertrauen zum Leben ist dahin; das Leben selber wurde ein *Problem*. — Möge man ja nicht glauben, dass Einer damit nothwendig zum Düstering, zur Schleiereule geworden sei! Selbst die Liebe zum Leben ist noch möglich, — nur liebt man *anders* . . . Es ist die Liebe zu einem Weibe, das uns Zweifel macht . . .

2.

Am seltsamsten ist Eins: man hat hinterdrein einen andren Geschmack — einen *zweiten* Geschmack. Aus solchen Abgründen, auch aus dem Abgrunde des *grossen Verdachts* kommt man neugeboren zurück, gehäutet, kitzlicher, boshafter, mit einem feineren Geschmack für die Freude, mit einer zarteren Zunge für alle guten Dinge, mit lustigeren Sinnen, mit einer zweiten gefährlicheren Unschuld in der Freude, kindlicher zugleich und hundert Mal raffinirter, als man je vordem gewesen war.

Oh wie Einem nunmehr der Genuss zuwider ist, der grobe, dumpfe, braune Genuss, wie ihn sonst die Geniessenden, unsre „Gebildeten“, unsre Reichen und Regierenden verstehen! Wie boshaft wir nunmehr dem grossen Jahrmarkts-Bumbum zuhören, mit dem sich der „gebildete“ Mensch

und Grossstädter heute durch Kunst, Buch und Musik zu „geistigen Genüssen“, unter Mithülfe geistiger Getränke, nothzüchtigen lässt! Wie uns jetzt der Theaterschrei der Leidenschaft in den Ohren wehthut, wie unserm Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Sinnen-Wirrwarr, den der gebildete Pöbel liebt, sammt seinen Aspirationen nach dem Erhabenen, Gehobenen, Verschrobenen fremd geworden ist! Nein, wenn wir Genesenen eine Kunst noch brauchen, so ist es eine *andre* Kunst — eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine reine Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert! Vor Allem: eine Kunst für Künstler, *nur für Künstler!* Wir verstehn uns hinterdrein besser auf Das, was dazu zuerst noth thut, die Heiterkeit, *jede* Heiterkeit, meine Freunde! . . . Wir wissen Einiges jetzt zu gut, wir Wissen- den: oh wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut *nicht-zu-wissen*, als Künstler! . . . Und was unsre Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche Nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus Alles, was mit guten Gründen versteckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis“, dieser Jünglings-Wahnsinn in der Liebe zur Wahrheit — ist uns verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu *tief* . . . Wir glauben nicht mehr daran, dass Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die *Schleier* abzieht, — wir haben genug gelebt, um dies zu glauben . . . Heute gilt es uns als eine Sache der Schicklichkeit, dass man nicht Alles nackt sehn, nicht bei Allem dabei sein, nicht Alles verstehn und „wissen“ wolle. *Tout comprendre — c'est tout mépriser* . . . „Ist es wahr, dass der liebe Gott überall zugegen ist?“ fragte ein kleines

Mädchen seine Mutter: aber ich finde das unanständig“ — ein Wink für Philosophen! . . . Man sollte die *Scham* besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Räthsel und bunte Ungewissheiten versteckt hat. Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib, das Gründe hat, *ihre Gründe nicht sehn zu lassen?* . . . Vielleicht ist ihr Name, griechisch zu reden, Baubo? . . . Oh diese Griechen! sie verstanden sich darauf, zu *leben!* Dazu thut noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehn zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen *Olymp des Scheins* zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich — *aus Tiefe* . . . Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Wagehalse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und von da aus uns umgesehn haben, die wir von da aus *hinabgesehn* haben? Sind wir nicht eben darin — Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum — *Künstler?* . . .

Aus dem Nachlass:
Kunst und Künstler

Kunst und Künstler

a) Entstehung der Kunst

Das Stille-werden vor dem Schönen ist ein tiefes *Erwarten*, ein *Hören-wollen* auf die feinsten, fernsten Töne, — wir benehmen uns einem Menschen ähnlich, der ganz Ohr und Auge wird: die Schönheit hat *uns Etwas zu sagen, deshalb* werden wir *stille* und denken an Nichts, *an was wir sonst denken*. Die Stille, jenes Beschauliche, Geduldige ist also eine *Vorbereitung, nicht Mehr!* So steht es mit aller „*Contemplation*“.

Aber *die Ruhe darin, das Wohlgefühl, die Freiheit von Spannung?* Offenbar findet ein sehr *gleichmässiges Ausströmen von unserer Kraft* dabei statt: wir *passen* uns dabei gleichsam den hohen Säulengängen *an*, in denen wir gehen, und geben unsrer Seele solche Bewegungen, welche durch Ruhe und Anmuth *Nachahmungen* Dessen sind, was wir sehen. So wie uns eine edle Gesellschaft Inspiration zu edlen Gebärden giebt. (Zuerst *Assimilation* an das Werk, später *Assimilation an dessen Schöpfer*, der nur in Zeichen redete!)



Bei der *Schönheit* bleibt das Auge an der Oberfläche stehn. Aber es muss Schönheit noch in jedem inneren Vorgange des Leibes geben: alle seelische Schönheit ist nur ein Gleichniss und etwas *Oberflächliches* gegen diese Menge von tiefen Harmonien.



Seit Kant ist alles Reden von Kunst, Schönheit, Erkenntniss, Weisheit vermenschlicht und beschmutzt durch den Begriff „ohne Interesse“.

Mir gilt als schön (historisch betrachtet): was an den verehrtesten Menschen einer Zeit sichtbar wird, als Ausdruck des Verehrungs-*Würdigsten*.

◆

Vom Ursprung der Kunst. — Die Fähigkeit, zu lügen und sich zu verstellen, am längsten entwickelt: Gefühl der *Sicherheit* und der geistigen Ueberlegenheit dabei beim Täuschen. Bewunderung des Zuhörers: beim Erzähler, *wie als ob* er dabei gewesen wäre. Ebenso Sicherheit des Zuhörers, zu wissen, dass es *Täuschung* ist und dass diese gefährliche Kunst *nicht* zu seinem Schaden geübt wird. Bewunderung übermenschlicher Beihülfe. — Beim Dichter häufig Entfremdung seiner Person: er fühlt sich „verwandelt“. Ebenso beim Tänzer und Schauspieler, mit nervösen Krisen, Hallucinationen u. s. w. Künstler auch jetzt noch lügenhaft und gleich Kindern. Unfähigkeit, zwischen „wahr“ und „Schein“ zu scheiden.

◆

Der Schauspieler hat das Gefühl nicht, das er darstellt. Er wäre verloren, wenn er es hätte.

◆

Manche der ästhetischen Werthschätzungen sind fundamentaler, als die moralischen, z. B. das Wohlgefallen am Geordneten, Uebersichtlichen, Begrenzten, an der Wiederholung, — es sind die Wohlgefühle aller organischen Wesen

im Verhältniss zur Gefährlichkeit ihrer Lage, oder zur Schwierigkeit ihrer Ernährung. Das Bekannte thut wohl, der Anblick von Etwas, dessen man sich leicht zu *bemächtigen* hofft, thut wohl u. s. w. Die logischen, arithmetischen und geometrischen Wohlgefühle bilden den Grundstock der ästhetischen Werthschätzungen: gewisse Lebensbedingungen werden als so wichtig gefühlt und der Widerspruch der Wirklichkeit gegen dieselben so häufig und gross, dass Lust entsteht beim Wahrnehmen solcher Formen.



Die Verfeinerung der Grausamkeit gehört zu den Quellen der *Kunst*.



Das Urtheil „angenehm“, „unangenehm“ (vgl. Musik) wechselt und formirt sich nach Dem, was wir als „gesetzlich“, vernünftig, sinnvoll, bedeutsam empfinden.



Der erste Sinnen-Eindruck wird bearbeitet vom Intellect: vereinfacht, nach früheren Schematen zurechtgemacht, die *Vorstellung* der Erscheinungswelt ist als Kunstwerk *unser* Werk. Aber das Material nicht. — *Kunst* ist eben Das, was die *Hauptlinien* unterstreicht, die entscheidenden Züge übrig behält, Vieles weglässt. Dies absichtliche Umgestalten in etwas *Bekanntes*, dies *Fälschen* —

„Historischer Sinn“ ist dasselbe: ist den Franzosen gut gelehrt durch Taine, die Hauptthatsachen voran (*Rangordnung* der Facta *feststellen* ist das Productive des Historikers). Das

Nachfühlen-können, die Impression *haben* ist freilich die Voraussetzung: *deutsch*.

◆

Das Kunstwerk als ein Zeugniss unsrer Lust an der *Vereinfachung*, an dem Fort-Schaffen durch Concentration unter Ein Gesetz.

◆

Die *Identität* im Wesen des *Eroberers*, *Gesetzgebers* und *Künstlers*, — das *Sich-hinein-bilden* in den Stoff: höchste Willenskraft; ehemals sich als „Werkzeug Gottes“ fühlend, so unwiderstehlich sich selber erscheinend. Höchste Form des Zeugungs-Triebes und *zugleich* der mütterlichen Kräfte. *Die Umformung der Welt, um es in ihr aushalten zu können* — ist das Treibende: folglich als Voraussetzung ein ungeheures Gefühl des *Widerspruchs*. Bei den Künstlern genügt schon, sich mit *Bildern* und Abbildern davon zu umgeben, z. B. Homer unter den „erbärmlichen Sterblichen“.

Das „Los-sein von Interesse und ego“ ist Unsinn und ungenaue Beobachtung: — es ist vielmehr das Entzücken, jetzt in *unserer* Welt zu sein, die Angst vor dem Fremden loszusein!

◆

1) Versuch, die *Aesthetik* durch die Elimination des „Ich“ der *unegoistischen Ethik* anzunähern (als deren Vorbereitung)!

2) Versuch, sie der *Erkenntniss* anzunähern („reines Subject“, „reiner Spiegel des Objects“)!

— Dagegen: das Object, in der ästhetischen Betrachtung, ist durch und durch *gefälscht*.

„Reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subject der Erkenntniss“ — durchaus *nicht* „Erkenntniss“!

Der Wille, der alles Das *unterstreicht* (und das Uebrige eliminirt), was ihm an einem Objecte dazu dient, *mit sich selbst zufrieden und harmonisch zu sein*.

Die *Erdichtung und Zurechtmachung* einer Welt, bei der wir selbst, in unsern innersten Bedürfnissen, *uns bejahen*. Farben, Töne, Gestalten, Bewegungen, — *unbewusstes Gedächtniss* thätig, in dem nützliche Eigenschaften dieser Qualitäten (oder Associationen) erhalten bleiben.

Eine im höchsten Grad interessirte, und *rücksichtslos* interessirte *Zurechtmachung* der Dinge. Eine wesentliche Fälschung, eine *Ausschliessung* gerade des bloss feststellenden, erkennennden, *objectiven* Sinnes. Das Vereinfachen, Hervorheben des Typischen; Genuss an der *Ueberwältigung durch Hineinlegen eines Sinnes*.

Das *Wegdenken* aller schädigenden und feindseligen Factoren im Angeschauten (z. B. einer Landschaft, eines Gewitters). Interesse für die *Ursachen* und das *Typische* (Dominirende).

— Der ästhetische Zuschauer *gestattet* ein *Ueberwältigen*, und thut das Gegentheil von Dem, was er sonst gegen das von Aussen Kommende thut, — er hängt sein Misstrauen aus: keine Defensive; ein *Ausnahmezustand*: das *zutrauende, ehrfurchtsvolle, liebevolle Empfangen*.



Mittheilung von Zuständen, — da reicht die Prosa lange nicht aus; — die Wissenschaft aber *kann* nur den wissenschaftlichen Zustand mittheilen und *soll nichts Anderes*!!

Von der Vielheit der Sprachen (durch Bilder, Töne) als Mitteln des *volleren* Menschen, sich mitzutheilen.



Der Genuss an Formen in den bildenden Künsten: sie theilen einen Zustand des Künstlers mit (ruhig-verehrend). Der Musiker ist *von den Affecten bewegt*, ohne dass er Objekte dazu sieht — und theilt seinen Zustand mit: viel *umfänglicher* als die Zustände des Malers.

◆

Die Musik offenbart *nicht* das Wesen der Welt und ihren „Willen“, wie es Schopenhauer behauptet hat (der sich über die Musik betrog wie über das Mitleiden, und aus dem gleichen Grunde, — er kannte beide zu wenig aus Erfahrung —): die Musik offenbart nur die Herrn Musiker! Und sie wissen es selber nicht! — Und wie gut vielleicht, dass sie es nicht wissen! —

◆

Ich halte, mit Doudan, die grosse Mehrzahl der Musiker für charlatans und auch für dupes.
— chantaient déjà, faute d'idées.

◆

- Es giebt 1) monologische Kunst (oder „im Zwiegespräch mit Gott“);
- 2) gesellschaftliche Kunst, société vorausgesetzt, eine feinere Art von Mensch;
- 3) demagogische Kunst, z. B. Wagner (für das deutsche „Volk“), Victor Hugo.
- ◆

Es ist sehr interessant, einmal Menschen ohne Zügel und Grenze zu sehn: fast alle höheren Menschen (wie Künstler)

fallen in irgend eine *Unterwerfung* zurück, sei es das Christenthum oder die Vaterländerei.

◆

Die Künstler fangen an, ihr Werk zu schätzen und zu überschätzen, wenn sie aufhören, Ehrfurcht vor sich selber zu haben. Ihr rasendes Verlangen nach Ruhm verhüllt oft ein trauriges Geheimniss: das Werk gehört nicht zu ihrer Regel, sie fühlen es als ihre Ausnahme. Vielleicht auch wollen sie, dass ihr Werk Fürsprache für sie einlege, vielleicht, dass Andere sie über sie selber täuschen. Endlich: vielleicht wollen sie Lärm *in* sich, um sich selber nicht mehr zu „hören“.

◆

Der grosse Landschaftsmaler Turner, der, statt zu den Sinnen, zur Seele und zum Geiste reden will, malt philosophische und humanitäre Epopeen. Er giebt sich für den Ersten der Menschen, und starb toll. „Inmitten eines Sturmes, die Sonne in den Augen, den Schwindel im Kopf“ — so fühlt sich der Zuschauer. „Infolge der tiefen Aufmerksamkeit auf das Moralische am Menschen ist seine optische Sensibilität désaccordée. Unangenehm für's Auge! Uebertrieben, brutal, schreiend, hart, dissonant.“ (Taine.)

Ingres: l'inventeur au XIX. siècle de la photographie en couleur pour la reproduction des Pérugin et des Raphaël.

Delacroix: c'est l'antipôle — Bild der décadence dieser Zeit, le gâchis, la confusion, la littérature dans la peinture, la peinture dans la littérature, la prose dans les vers, les vers dans la prose, les passions, les nerfs, les faiblesses de notre temps, le tourment moderne. Des éclairs du sublime dans tout cela. (Delacroix eine Art Wagner.)

◆

Die Deutschen haben keine Cultur: sie sind nach wie vor von Paris *abhängig*: — die Ursache ist, sie haben noch keinen Charakter.

Unsere grossen Menschen bezeichnen keine Rasse, sondern Einzelne. Was ist aber Das, was ich ehemals ausnahm und worauf ich Hoffnungen gründete, die *deutsche Musik*? —



Die Musik als Nachklang von Zuständen, deren begrifflicher Ausdruck *Mystik* war, — Verklärungs-Gefühl des Einzelnen, Transfiguration. Oder: die Versöhnung der inneren Gegensätze zu etwas Neuem, *Geburt des Dritten*.



Musik und ihre Gefährlichkeit: — ihre Schwelgerei, ihre Auferweckungskunst für christliche Zustände, vor Allem für jene Mischung von versetzter Sinnlichkeit und Gebets-Brünstigkeit (Franz von Assisi) — geht Hand in Hand mit der Unsauberkeit des Kopfes und der Schwärmerei des Herzens; zerbricht den *Willen*, überreizt die Sensibilität, — die Musiker sind geil.

NB. *Ursachen* (innere Zustände), aus denen die Kunst wächst: und, *sehr verschieden* davon, die *Wirkungen*.



Kant: „Der *Musik* hängt ein gewisser Mangel an Urbanität an“, „sie drängt sich gleichsam auf“, „sie thut der Freiheit Anderer Abbruch“.

Die Musik und die Farbenkunst bilden eine eigene Gattung unter dem Namen des „schönen Spiels der Empfindungen“. Malerei und Gartenkunst zu einander gesellt.

◆

Die vorletzten Jahrhunderte. — Deutschland hat erst in dem 17. und 18. Jahrhundert seine eigenste Kunst, die Musik, auf die Höhe gebracht: man vergebe es einem mitunter melancholischen Beobachter, wenn er die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts auch nur als eine glänzende, vielfache und gelehrte Form des Verfalls zu erkennen vermag. Es hat in demselben vielverlästerten Jahrhundert ebenfalls in den bildenden Künsten eine verschwenderische Lust und Kraft gezeigt: der deutsche Barockstil in Kirche und Palast gehört als Nächstverwandter zu unsrer Musik, — er bildet im Reiche der Augen dieselbe Gattung von Zaubern und Verführungen, welche unsre Musik für einen anderen Sinn ist. Zwischen Leibniz und Schopenhauer (geboren 1788) hat Deutschland den ganzen Kreis origineller Gedanken ausgedacht, also ebenfalls innerhalb jener Jahrhunderte: — und auch diese Philosophie, mit ihrem Zopf und Begriffs-Spinngewebe, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Schwermuth, ihrer heimlichen Unendlichkeit und Mystik gehört zu unsrer Musik und ist eine Art Barocco im Reiche der Philosophie.

◆

Die Vertrauensseligkeit des vorigen Jahrhunderts. Ducis. Zärtlichkeit, Schwung, Delicatesse — Beethoven.

Das Vertrauen in die Weltordnung („in Gott“) als Ausfluss nobler Gefühle.

Mozart — städtisch, social, höfisch.

Haydn ländlicher, vielleicht Zigeunerblut (schwarz); „Heide“ (paganus) ?

◆

Beethoven gehört zu Rousseau und zu jener humanitären Strömung, welche der Revolution theils vorauslief, theils erklärend nachlief, noch mehr aber zu dem Hauptereigniss des letzten Jahrtausends, dem Erscheinen Napoleon's.

Mozart die Gesellschaft des Rococo-Zeitalters voraussetzend.

◆

Brahms — kein „Ereigniss“, keine Ausnahme, kein Riss der Kette vor Wagner, vielmehr ein Ring *mehr*. Wenn man von Dem absieht, was er gleichsam einem gastfreundlichen Genius fremder Arten und Menschen gelegentlich geopfert hat — auch Opfer der Pietät gegen grosse Lehrer, alte und neue, hinzugerechnet — so ist er der Musiker, welcher bisher allein auf die Bezeichnung „der *norddeutsche Musiker*“ Anspruch hat.

◆

Wie heute die brave Mittelmässigkeit in Deutschland sich bei der Musik ihres Brahms wohl, nämlich verwandt fühlt!

◆

Die nordische Unnatürlichkeit: Alles mit silbernen Nebeln überzogen, man muss künstlich erst zum Wohlgeföhle kommen; die Kunst ist dort eine Art Ausweichen vor sich selber. Ach, diese blasse Freude, dies October-Licht auf allen Freuden!

◆

Die russische Musik bringt mit einer rührenden Einfalt die Seele des Muschik, des niederen Volkes an's Licht: Nichts redet *mehr* zu Herzen, als ihre heiteren Weisen, — die

absolut traurige Weisen sind. Ich würde das Glück des ganzen Westens eintauschen gegen die russische Art, traurig zu sein. — Aber wie kommt es, dass die herrschenden Kasten Russlands nicht in seiner Musik vertreten sind? Genügt es, zu sagen „böse Menschen haben keine Lieder“?



Es gab ein Jahrhundert lang nur einen Gegensatz von französischer und italienischer Musik.

Im Kampfe Gluck's mit Piccini verschärfte er sich und kam auf seine Spitze: Gluck wurde hierbei durchaus als Vertreter des *französischen Geschmacks* empfunden — als Vertreter des Vornehmen, Pomphaften und Rationalistischen.

Die Deutschen als Musiker haben bald nach Frankreich, bald nach Italien hingehorcht; einen eigenen *deutschen Geschmack* in der Musik giebt es auch heute noch nicht.

Es scheint mir, dass Wagner noch einmal den *französischen Geschmack* zum Uebergewicht über den italianisirenden gebracht hat (d. h. über Mozart, Haydn, Rossini, Bellini, Mendelssohn), aber es ist der Geschmack Frankreichs von 1830: die Litteratur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei: „Programm-Musik“, das „sujet“ voran!



Wie die Pasta einmal gegen Mérimée bemerkte: „Man hat seit Rossini keine Oper gemacht, welche Einheit hätte, und wo die Stücke alle zusammenhalten. Das, was Verdi z. B. macht, gleicht alles einer Harlekins-Jacke.“



Unter guten Musikern gilt Verdi für reich, gegen Wagner gerechnet: der Gründe hatte, sparsam zu sein und seine „Erfindungen“ gut „anzulegen“, Wucher mit „Leitmotiven“ zu treiben und sein „Gold“ bei sich zu behalten, dass man daraufhin einen tausendfach *zu grossen* Credit gewährte. Hat es Wagner den Juden abgelernt?

◆

Rossini, nach der ersten Vorstellung der Hugenotten, wurde gefragt: „Nun, Maëstro, was halten Sie von dieser Musik?“ — „*Musik?*... Ich habe Nichts davon gehört.“

◆

Ueber das „Genie“. Wie wenig Begabung z. B. bei Richard Wagner! Gab es je einen Musiker, der in seinem 28. Jahre so arm war (nicht so unentwickelt, unaufgeschlossen, sondern so arm), dass er auf Meyerbeer neidisch war — so arg neidisch, um sich sein Leben lang darüber zu ärgern? um folglich, mit der Folgerichtigkeit „schöner Seelen“, es *ihm* sein Leben lang nachzutragen? Andererseits lernt man, wie Kant mit Recht Fleiss und Beharrlichkeit als Das rühmt, was u. s. w.

◆

[Die erfinderischen und bahnbrechenden Geister in den Wissenschaften, die sogenannten „grossen Köpfe“ — urtheilt *Kant* — sind specifisch vom *Genie* verschieden: was sie entdeckt und erfunden haben, hätte auch durch Fleiss und Beharrlichkeit können gelernt werden und *ist* vollständig begriffen und gelernt worden. In Newton's Werk ist nichts Unlernbares; Homer ist nicht ebenso begreiflich als Newton!]

„Im Wissenschaftlichen also ist der grösste Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach verschieden.“

Psychologischer Idiotismus!!]



Wie Winckelmann am Laokoon, gleichsam am Ende des Alterthums, den Sinn für dasselbe sich erwarb, so Richard Wagner an der Oper, der *schlechtesten* aller Kunstgattungen, den Sinn für Stil, d. h. Einsicht, dass es nicht möglich ist, Künste zu *isoliren*.

Der demagogische Charakter der Kunst Wagner's: zuletzt mit der Consequenz, dass er sich vor Luther beugte, um Einfluss zu bekommen.

Die deutsche Musik steht *nicht* ausserhalb der Cultur-Bewegung: in Mozart ist sehr viel Rococo und jene Zärtlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. In Beethoven die Luft von Frankreich her, die Schwärmereien, aus denen die Revolution entsprang: immer Nachklang, Ausklang. Wagner und die Romantik.

Wie steht es mit dem Zusammenhang der Musik und der bildenden Kunst? Und der Poesie? Verhältnissmässige Einsamkeit des Musikers: er lebt weniger *mit*, seine Erregungen sind Nachklänge *früherer Gefühle*.

Es fehlt immer noch der grosse Stil in der Musik; und es ist dafür gesorgt, dass er jetzt nicht wächst!



Die Grösse eines Musikers misst sich nicht nach den schönen Gefühlen, die er erregt — das glauben die Weiber —: sie misst sich nach der Spannkraft seines Willens, nach der

Sicherheit, mit der das Chaos seinem Befehl gehorcht und Form wird, nach der Nothwendigkeit, welche seine Hand in eine Abfolge von Formen legt. Die Grösse eines Musikers — mit Einem Worte — wird gemessen an seiner Fähigkeit zum grossen Stil.



Der grosse Stil besteht in der Verachtung der kleinen und kurzen Schönheit, ist ein Sinn für Weniges und Langes.



Der Künstler und der Wille zur Macht. Der Eindruck von *Neutralität* ist bezaubernd für Heerdenthier. — Palazzo Pitti und Phidias. Kunst, je nach der Moral, für Heerde oder Führer.



Vor dem Kunstwerk kann man sich gehn lassen. Vor dem grossen Menschen *nicht!* Daher die Pflege der Künste bei den *Unterworfenen*, die sich eine Welt der Freiheit *schaffen*; — die Künstler sind meistens Solche, welche *nicht* Herrscher sind.

Die Herrscher lieben die Kunst, weil sie *Abbilder von sich* wollen.



Bisher gehörten die meisten Künstler, selbst einige der grössten (eingerechnet die Historiker), unter die Bedienten (sei es von Ständen oder Fürsten oder Frauen oder „Massen“), nicht zu reden von ihrer Abhängigkeit von Kirche und Moralgesez. So hat *Rubens* die vornehme Welt seiner Zeit

porträtirt, aber nach einem *ihr* vorschwebenden Geschmack, nicht nach *seinem* Maass der Schönheit, — im Ganzen also *wider* seinen Geschmack. Darin war Van Dyck vornehmer: welcher allen Denen, die er malte, etwas von Dem beilegte, was er selber bei sich am höchsten ehrte: er stieg nicht *hinab*, sondern zu sich *hinauf*, wenn er „wiedergab“.

Die slavische *Unterthänigkeit* des Künstlers vor seinem Publikum (wie sie selbst Sebastian Bach in unsterblich beleidigenden Worten dem Widmungsschreiben seiner Hohen Messe anvertraut hat) ist aus der Musik heraus vielleicht schwerer zu erkennen, aber sie steckt umso tiefer und gründlicher darin. Man würde es nicht aushalten, mir zuzuhören, wenn ich hierüber meine Beobachtungen mittheilen wollte. — Vornehmheit hat Chopin, gleich Van Dyck. Eine Art Bauernstolz hat Beethoven, eine Art Bedientenstolz hat Haydn. Auch Mendelssohn ist vornehm — ähnlich wie Goethe, auf die natürlichste Weise von der Welt.



Ich ehre Michelangelo höher als Raffael, weil er — durch alle christlichen Schleier und Befangenheiten seiner Zeit hindurch — das Ideal einer *vornehmeren* Cultur gesehen hat, als es die christlich-raffaelische ist: während Raffael treu und bescheiden nur die ihm gegebenen Werthschätzungen verherrlichte und keine weitersuchenden, sehnächtigen Instincte in sich trug. Michelangelo aber sah und empfand das Problem des Gesetzgebers von neuen Werthen: ebenso das Problem des Siegreich-Vollendeten, der erst nöthig hatte, auch „den Helden in sich“ zu überwinden; den zuhöchst gehobenen Menschen, der auch über sein Mitleiden erhaben ward und erbarmungslos das ihm Unzugehörige zerschmettert und vernichtet, — glänzend und in ungetrübter Göttlichkeit.

Michelangelo war, wie billig, nur in Augenblicken so hoch und so ausserhalb seiner Zeit und des christlichen Europa's: zumeist verhielt er sich condescendent gegen das Ewig-Weibliche am Christenthum; ja es scheint, dass er zuletzt gerade vor diesem zerbrach und das Ideal seiner höchsten Stunden *aufgab*. Es war nämlich ein Ideal, dem nur der Mensch der stärksten und höchsten Lebens-Fülle gewachsen sein kann, nicht aber ein altgewordner Mann! Im Grunde hätte er ja das Christenthum von seinem Ideale aus vernichten müssen! Aber dazu war er nicht Denker und Philosoph genug. — Lionardo da Vinci hat vielleicht allein von jenen Künstlern einen wirklich überchristlichen Blick gehabt. Er kennt „das Morgenland“, das innewendige so gut als das äussere. Es ist etwas Ueber-Europäisches und Verschwiegenes an ihm, wie es Jeden auszeichnet, der einen zu grossen Umkreis von guten und schlimmen Dingen gesehn hat.



Ich stelle das Problem von der Rangordnung des Künstlers neu; zugleich bilde ich den Künstler so hoch ich kann. Thatsächlich finden wir alle Künstler *unterworfen* unter grosse geistige Bewegungen, nicht deren Leiter: oft Vollender, z. B. Dante für die katholische Kirche, Richard Wagner für die romantische Bewegung, Shakespeare für die Freigeisterei Montaigne's.

Die höheren Formen, wo der Künstler nur ein Theil des Menschen ist — z. B. Plato, Goethe, Giordano Bruno. Diese Formen gerathen selten.



Vielheit der Eigenschaften und deren Band — *mein Gesichtspunkt*. Die Doppel-Zwillings-Kräfte, z. B. bei Wagner

Poesie und Musik; bei den Franzosen Poesie und Malerei; bei Plato Poesie und Dialektik u. s. w. Die Vereinzelung einer Kraft ist eine *Barbarei*, — „umgekehrte Krüppel“.



Zusammenhang des Aesthetischen und Sittlichen: der grosse Stil will Einen starken Grundwillen und verabscheut am meisten die Zerfahrenheit.

Der Tanz und eine leichte Entwicklung aus einer Phase in die andere ist *äusserst gefährlich*, — ein Schwertertanz. Denn die grobe Consequenz und Hartnäckigkeit geben dem Individuum sonst die Dauerhaftigkeit.

Am schwersten vereinigt: Ein Wille, Stärke des Grundgefühls und Wandel der Bewegungen (Verwandlungen).

b) Erste Aufzeichnungen zum „Fall Wagner“

I.

Das Missverständniss über Richard Wagner ist heute in Deutschland ungeheuer: und da ich dazu beigetragen habe, es zu vermehren, will ich meine Schuld abtragen und versuchen, es zu verringern.

(Das fortsetzende Blatt fehlt.)

II.

— Was ich selber einstmals, in meinen „jungen Jahren“, über Schopenhauer und Richard Wagner schrieb, und weniger schrieb als *malte* — vielleicht in einem allzuverwegenen, übermüthigen, überjugendlichen Alfresco — das will ich am wenigsten heute auf „wahr“ und „falsch“ hin in's Einzelne prüfen. Gesetzt aber, ich hätte mich damals geirrt: mein Irrthum gereicht zum Mindesten weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre! Es *ist* etwas, sich *so* zu irren; es *ist* auch etwas, gerade *mich* dergestalt zum Irrthum zu verführen. Auch war es mir in jedem Falle eine unschätzbare Wohlthat, damals als ich „den Philosophen“ und „den Künstler“ und gleichsam meinen eigenen „kategorischen Imperativ“ zu malen beschloss, meine neuen Farben nicht ganz in's Unwirkliche hinein, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können. Ohne dass ich es wusste, sprach ich nur für mich, ja im Grunde nur von

mir. Indessen: Alles, was ich damals erlebt habe, das sind für eine gewisse Art von Menschen typische Erlebnisse, welchen zu einem Ausdruck zu verhelfen mir Pflicht schien. Und wer mit einer jungen und feurigen Seele jene Schriften liest, wird vielleicht die schweren Gelöbnisse errathen, mit denen ich damals mich für mein Leben band, — mit denen ich mich zu *meinem* Leben entschloss: möchte er einer jener Wenigen sein, die sich zu einem gleichen Leben und zu gleichen Gelöbnissen entschliessen — *dürfen!*

III.

Es gab einen Zeitpunkt, wo ich im Geheimen anfieng, über Richard Wagner zu lachen, damals, als er zu seiner letzten Rolle sich anschickte und mit den Gebärden eines Wundermannes, Heilverkünders, Propheten, ja sogar Philosophen vor den lieben Deutschen auftrat. Und da ich noch nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben, so biss mich mein eignes Gelächter noch in's Herz: wie es zur Geschichte eines Jeden gehört, der von seinem Lehrer unabhängig wird und endlich seinen eignen Weg findet. In dieser Zeit entstand der hier folgende lebhaftes Aufsatz, aus dem, wie mir scheint, mancher junge Deutsche auch heute noch seinen Gewinn ziehen kann: — ich selber, so wie ich jetzt gesinnt bin, würde Alles geduldiger, auch herzlicher und schonender gesagt wünschen. Inzwischen errieth ich Allzuviel von der schmerzlichen und schauerlichen Tragödie, welche hinter dem Leben eines solchen Menschen, wie Richard Wagner es war, verborgen liegt.

IV.

Welchen Werth Richard Wagner für den Nicht-Musiker haben mag, auch fürderhin behalten mag, diese Frage soll

uns für jetzt noch erspart bleiben. Wagner hat ohne allen Zweifel den Deutschen dieses Zeitalters die umfänglichste Ahnung davon gegeben, was ein Künstler sein *könnte*: die Ehrfurcht vor „dem Künstler“ ist plötzlich in's Grosse gewachsen: überall hat er neue Werthschätzungen, neue Begierden, neue Hoffnungen erweckt; und vielleicht nicht am wenigsten gerade durch das nur ankündigende, unvollständige, unvollkommne Wesen seiner Kunstgebilde. Wer hat nicht von ihm *gelernt*! wenn auch nicht so unmittelbar wie die Künstler des Vortrags und die Attitüden-Menschen jeder Art, so doch mindestens mittelbar, „bei Gelegenheit von Richard Wagner“, wie man sagen dürfte. Sogar die philosophische Erkenntniss hat keinen geringen Anstoss durch sein Erscheinen bekommen, daran ist nicht zu zweifeln. Es giebt heute eine Menge ästhetischer Probleme, von welchen, vor Wagner, auch die Feinsten noch keinen Geruch hatten, — vor Allem das Problem des *Schauspielers* und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Künsten, nicht zu reden von *psychologischen Problemen*, wie sie der Charakter Wagners und die Wagner'sche Kunst in Fülle vorlegt. Freilich: so weit er sich selber in das Reich der Erkenntniss begeben hat, verdient er kein Lob, vielmehr eine unbedingte Zurückweisung; den Gärten der Wissenschaft nahte er sich immer nur als der unbescheidenste und ungeschickteste Eindringling, und das „Philosophiren“ Wagner's gehört zu den unerlaubtesten Arten der Dilettanterei; dass man darüber nicht einmal zu lachen verstanden hat, ist deutsch und gehört zum alten deutschen „Cultus der Unklarheit“. Will man ihm aber durchaus auch noch als einem „Denker“ zu Ehren und Statuen verhelfen — der gute Wille und die Unterthänigkeit seiner Anhänger wird das sich nicht ersparen können — wohlan! so empfehle ich, ihn als den *Genius der deutschen Unklarheit* selber darzustellen, mit einer qualmenden Fackel

in der Hand, begeistert und eben über einen Stein stolpernd. Wenn Wagner „denkt“, stolpert er. —

V.

Aber der Musiker Richard Wagner? — „Wagner und kein Ende“: das ist heute die Losung.

(Das fortsetzende Blatt fehlt.)

VI.

Aber wir Freunde der Musik sind damit am Ende unserer Geduld. Wir haben so lange die beste Miene zum bösen Spiele der Wagnerei gemacht und mit Hülfe aller Tugenden und Aesthetiken uns einen ganzen langen Regentag hindurch zugeredet und ermahnt: „wie schön ist auch das schlechte Wetter! Wie viel Reize liegen im Unwetter und in schwarzen Wolken versteckt! Wie fein sich der Regen auf die „unendliche Melodie“ versteht! Wie unvergleichlich leuchtet ein Blitz inmitten langer, grauer Trübsal! Und gar der Donner: wie schön ist die Chromatik des Donners!“ Aber endlich, endlich wollen wir auch den aufgeklärten Himmel wieder sehn und zum Mindesten den *schönen Abend* haben, den wir verdienen, nach einem so tugendhaften, aber so bösen Tage! Wirklich? Den Abend? Will es denn wirklich schon „Abend werden“? Geht nun auch noch unsre beste Kunst, die Musik, auf die Neige? . . . Meine Freunde, hier ist Einer, der nicht mehr daran glaubt! Es ist noch lange nicht Zeit für den Abend! Und Wagner bedeutete weder den Tag, noch den Abend unsrer Kunst, — sondern nur einen gefährlichen Zwischenfall, eine Ausnahme und ein Fragezeichen, *welches alle strengen Künstler-Gewissen auf die Probe gestellt hat!* Noch zur rechten Zeit lernten wir Nein! sagen: jeder rechtschaffne

und tiefe Musiker sagt heute Nein zu Wagner und zu sich selber, soweit er noch „wagnerisirt“ — und zwar je gründlicher gerade er bei Wagner in die Schule gegangen, bei Wagner gelernt hat.

VII.

Es mag heute freilich schlimm um die geringer begabten, auch um die geld- und ehrgeizigen Musiker bestellt sein: es giebt gerade für sie ausgesuchte Verführungen in der Art Wagner's, Musik zu machen. Es ist nämlich *leicht*, mit Wagner'schen Mitteln und Kunstgriffen zu componiren, es mag auch bei dem demagogischen Verlangen heutiger Künstler nach Aufregung der „Massen“ lohnbringender sein, nämlich „wirkungsvoller“, „überwältigender“, „schlagender“, „packender“, und wie die verrätherischen Lieblingsworte des Theaterpöbels und der dilettantischen Schwärmer lauten. Aber was bedeutet zuletzt, in Sachen der Kunst, der Lärm und die Begeisterung von „Massen“! *Gute* Musik hat niemals ein „Publikum“: — sie ist und kann niemals „öffentlich“ sein, sie gehört den Ausgesuchtesten zu, sie soll immer und allein — im Gleichnisse gesprochen — *für die „camera“* da sein. „Massen“ fühlen Den heraus, der ihnen am besten zu schmeicheln versteht: sie sind auf ihre Art allen demagogischen Talenten dankbar und geben es ihnen zurück, so gut sie können. (Wie „Massen“ zu *danken* verstehen, mit welchem „Geiste“ und „Geschmacke“, dafür gab der Tod Victor Hugo's ein belehrendes Zeugniß: ist in allen Jahrhunderten Frankreichs zusammen so viel Frankreich entwürdigender Unsinn gedruckt und geredet worden, wie bei dieser Gelegenheit? Aber auch bei dem Begräbnisse Richard Wagner's verstiegen sich die Schmeicheleien der Dankbarkeit bis hinauf zu dem „frommen“ Wunsche „Erlösung dem Erlöser!“ —)

VIII.

Es ist kein Zweifel, dass die Wagner'sche Kunst heute auf die Massen wirkt; dass sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? — Für drei gute Dinge in der Kunst haben „Massen“ niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — *pulchrum est paucorum hominum* —: um nicht von einem noch besseren Dinge, vom *grossen Stile* zu reden. Vom grossen Stile steht Wagner am fernsten: das Ausschweifende und Heroisch-Prahlerische seiner Kunstmittel steht geradezu im *Gegensatz* zum grossen Stile; und ebenso das Zärtlich-Verführerische, das Vielfältig-Reizende, das Unruhige, Ungewisse, Spannende, Augenblickliche, Heimlich-Ueberschwängliche, die ganze „übersinnliche“ Maskerade kranker Sinne und was nur Alles im typischen Sinne „Wagnerisch“ heissen darf. Vor Allem und zuerst die ergreifende Attitüde! Etwas, das umwirft und schauern macht! Was liegt am „zureichenden Grunde“! Eine Art Vieldeutigkeit, selbst in der rhythmischen Phrasirung, gehört unter seine liebsten Kunstmittel, eine Art Trunkenheit und Traumwandeln, welches nicht mehr zu „folgen“ weiss und einen gefährlichen Willen zum blinden Folgen und Nachgeben entfesselt. Es liegt im Unlogischen, Halblogischen viel Verführerisches — das hat Wagner gründlich errathen —: namentlich für Deutsche, bei denen Unklarheit als „Tiefe“ empfunden wird. Die Männlichkeit und Strenge einer logischen Entwicklung war ihm versagt: aber er fand „Wirkungsvolleres“! „Die Musik, hat er gelehrt, ist immer nur ein Mittel: der Zweck ist das Drama.“ Das Drama? Im Grunde sogar die Attitüde! — so wenigstens verstand es Wagner bei sich selber.

IX.

Man sehe nur unsre *Frauen* an, wenn sie „wagnetisirt“ sind: welche „Unfreiheit des Willens“! Welcher Fatalismus im erlöschenden Blicke! Welches Geschehen-lassen, Ueber-sich-ergehen-lassen! Vielleicht ahnen sie sogar, dass sie, in diesem Zustande des „ausgehängten“ Willens, einen Zauber und Reiz *mehr* für manche Art Männer haben? —: welcher Grund *mehr* zur Anbetung ihres Cagliostro und Wundermannes! Bei den eigentlichen „Mänaden“ der Wagner-Anbetung darf man unbedenklich sogar auf Hysterie und Krankheit schliessen; irgend Etwas ist in ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung; oder es fehlt an Kindern, oder, im erträglichsten Falle, an Männern.

X.

Etwas anders mag es mit den Wagnerischen Jünglingen bestellt sein: es ist vielleicht gerade die *Freiheit* des Willens, des Wagnerischen Willens, welche sie aus seiner vieldeutigen Kunst herauslesen; — und im Ganzen mag es das Gleiche sein, was gegen 1828 die leidenschaftlichen Jünger Victor Hugo's an ihrem Abgott ehrten und anbeteten. Diese Wagnerischen Jünglinge, in deren Glanz und jugendlichen Tugenden augenblicklich das Bild Wagner's selbst noch leuchtet, verehren in ihm den Meister grosser Worte und Gebärden — Wagner's Musik ist immer Gebärde —, den Fürsprecher aller schwellenden Gefühle, aller erhabenen Begierden, sodann den wagenden Neuerer und Kettenlöser im Kampfe und Gegensatze zur älteren, strengeren, vielleicht beschränkteren Kunstschulung, den Eröffner neuer Zugänge, neuer Ausblicke, neuer Fernen, neuer Tiefen und Höhen der Kunst, endlich, und nicht am wenigsten: diese deutsche Jugend verehrt in Wagner einen Befehlshaber, Einen, der

die Fähigkeit hat, zu commandiren, auf sich allein zu stehen, auf sich allein zurückzuweisen, hartnäckig zu sich selber Ja zu sagen, und immer im Namen des „auserwählten Volks“, der Deutschen! — kurz, das Volkstribunenhafte und Demagogische dieses Künstlers, das in seiner Natur lag; denn auch Wagner gehört zu den Demagogen der Kunst, die auf die Instincte der Massen zu wirken wissen und *eben damit* auch die Instincte solcher Jünglinge verführen, deren Begierde auf Macht gerichtet ist. Von welchem schlechten, ja abscheulichen Geschmack diese ganze „Selbst-in-Szene-Setzung“ Wagner's ist, davon sehen solche begeisterte Jünglinge noch Nichts: die Jugend *hat* einmal das Recht zum schlechten Geschmack, — es ist *ihr* Recht. Will man aber kennen lernen, *wohin* die Unschuld und die unbedenkliche Bereitwilligkeit von Jünglingen durch einen alten umgetriebenen Rattenfänger des Geistes geführt und verführt werden kann, so werfe man einen Blick auf jenen litterarischen Sumpf, aus welchem zuletzt der altgewordene Meister mit seinen „Jungen“ zu singen liebt (ist „Singen“ das rechte Wort?) — ich meine die übel berufenen „Bayreuther Blätter“. Das ist wirklich ein *Sumpf*: Anmaassung, Deutschthümelei und Begriffs-Wirrwarr im trübsten Durcheinander, ein unausstehlicher Zucker „süssesten“ Mitleidens darüber gegossen, dazwischen die nur theoretische Zuneigung zu grünen Gemüsen und eine zweckbewusste Rührseligkeit zu Gunsten der Thiere, dicht neben dem ungeschminkten, echten und gründlichen, auch durchaus untheoretischen Hasse auf die Wissenschaft, und überhaupt der Verhöhnung und Verunglimpfung alles Dessen, was Wagnern im Wege steht und stand, — wie stand seinem Einflusse die *vornehmere* Natur Mendelssohn's, die *reinere* Natur Schumann's im Wege! — dabei ein kluges Ausschielen nach neuen Hülfs- truppen, ein „Entgegenkommen“ nach der Seite mächtiger

Parteien hin, zum Beispiel das vollends unsaubere Spielen und Aeugeln mit *christlichen* Symbolen, — Wagner, der alte Atheist, Antinomist und Immoralist, ruft sogar einmal salbungsvoll das „Blut des Erlösers“ an! — im Ganzen die Unbescheidenheit eines dick-umräucherten Oberpriesters, der über alle erdenklichen, gerade ihm gänzlich entzogenen und verbotenen Bereiche des Denkens seine dunklen Gefühle wie Offenbarungen verlautbart; und dies in einem Deutsch, einem eigentlichen Sumpf-Deutsch der Unklarheit und Ueber-treibung, wie es vielleicht selbst von den Deutsch-feindlichsten Schülern Hegel's nicht erreicht worden ist!

Was aber die Musik betrifft, die zu diesem Deutsch gehört, die Musik des „letzten Wagner“: so mögen ein paar Reime verrathen, welche Gefährlichkeit dieser Parsifal-Musik inne-wohnt.

— Ist Das noch deutsch? —

Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Entfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Händespreizen,
Dies weihrauch-düftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stocken, Stürzen, Taumeln,
Dies ungewisse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Aeugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Ueberhimmeln?

— Ist Das noch deutsch? —

Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —

Denn, was ihr hört, ist Rom, — Rom's Glaube ohne Worte!

XI.

— Dieser *letzte* Wagner, im Grunde ein zerbrochener und überwundener Mensch, der aber die grosse Schauspielerei seines Lebens auf die Spitze brachte, dieser Wagner, der zuletzt gar noch von den „Entzückungen“ sprach, die er dem

protestantischen Abendmahle abzugewinnen wisse, während er zu gleicher Zeit mit seiner Parsifal-Musik allem eigentlich *Römischen* die Hände entgegenstreckte: dieser überallhin sich anbietende Schmeichler aller deutschen Eitelkeiten, Unklarheiten und Anmaassungen, — dieser *letzte* Wagner sollte der letzte und höchste Gipfel unsrer Musik und der Ausdruck der endlich erreichten Synthesis der „deutschen Seele“ sein, *der* Deutsche selber? — Es war im Sommer 1876, dass ich *diesem* Glauben bei mir abschwor; und damit begann jene Bewegung des deutschen Gewissens, von der sich heute immer ernstere, immer deutlichere Zeichen zu erkennen geben, — und der *Rückgang* der Wagnerei!

XII.

Zur Rangordnung. — Vielleicht, dass heute bereits verathen werden kann, *wohin* Richard Wagner gehört: nämlich *nicht* in die grosse Reihe der Eigentlichen und Echten höchsten Ranges, *nicht* an diesen olympischen „Hof der Höfe“, von wo aus man vielmehr verwundert und mit heiterer Kälte dergleichen ehrgeizige schwitzende Plebejer heranstürmen sieht, welche zu glauben scheinen, dass der „gute Wille“ und jener „Schweiss vor der Tugend“, von dem mit bäurischem Ungeschmack der griechische Bauer und Dichter Hesiod gesprochen hat, bereits ausreiche, die ewige unverrückbare Rangordnung der Seelen umzuwerfen, — oder gar „der unzufriedne Geist, der stets auf Neues sinnt“, welchen Wagner als seinen Dämon in Anspruch genommen hat. Vielmehr gebührt Wagner ein ganz anderer Rang und eine ganz andere Ehre — und in der That keine kleine und gemeine: Wagner ist eines von jenen drei Schauspieler-Genie's der Kunst, von welchen die *Menge* in diesem Jahrhundert — und es ist ja das „Jahrhundert der Menge“! — erst den

Begriff „Künstler“ zu *lernen* hatte: ich meine jene drei wunderlichen und gefährlichen Menschen — Paganini, Liszt und vielleicht, in einem beträchtlichen Theile seiner Natur, eben auch Wagner —, welche ebensosehr zum „Nachmachen“ als zum Erfinden, zum Schaffen *in der Kunst des Nachmachens selber* vorherbestimmt waren, und deren Instinct Alles errathen hat, was zum Zweck des Vortrags, des Ausdrucks, der Wirkung, der Bezauberung, der Verführung ausfindig und ausgiebig gemacht werden kann. Als dämonische Mittler und Kunst-Interpreten wurden sie — und *sind* sie heute die Meister aller Künstler der Interpretation überhaupt: Jedermann in diesen Kreisen hat von ihnen gelernt; — unter Schauspielern und ausübenden Spielleuten jeder Art wird man deshalb auch den Herd und insgleichen die Herkunft des eigentlichen „Wagner-Cultus“ zu suchen haben. Abgesehen aber von diesen Kreisen, denen man alles Recht zu ihrem Glauben und Aberglauben zusprechen darf, und im Hinblick auf die gesammte Erscheinung jener drei Schauspieler-Genie's und ihren geheimsten und allgemeinsten Sinn, komme ich bei mir nicht darüber hinweg, immer dieselbe Frage wieder aufzuwerfen: Was sich in jenen Dreien scheinbar neu ausdrückt, ist das vielleicht doch nur der alte und ewige „Cagliostro“, nur neu verkleidet, neu in Scene gesetzt, „in Musik gesetzt“, in Religion gesetzt, — wie es dem Geschmack des neuen Jahrhunderts — dem Jahrhundert der *Menge*, wie gesagt, — am besten entsprechen mag? Also *nicht* mehr wie der letzte Cagliostro als der Verführer einer vornehmen und ermüdeten Cultur, sondern — als *demagogischer* Cagliostro? — Und unsre Musik, mit deren Hülfe hier „gezaubert“ wird: — was, ich bitte und frage euch, bedeutet diese Musik?

c) Anderweitige Vorstufen zum „Fall Wagner“

— „Also mein Freund: man wird es seinem Urtheile anmerken, selbst wenn man demselben nicht beipflichtet, dass er Wagner sehr geliebt hat: denn ein Gegner nimmt seinen Gegenstand niemals so tief. Es ist kein Zweifel, dass indem er an Wagner leidet, er auch mit Wagner leidet.“



Ich habe mir lange Zeit die allerbeste Mühe gegeben, in Richard Wagner eine Art von Cagliostro zu sehen: man vergebe mir diesen nicht unbedenklichen Einfall, der zum Mindesten nicht vom Hass und der Abneigung eingegeben ist, sondern von der Bezauberung, welche dieser unvergleichliche Mensch auch auf mich ausgeübt hat: hinzugerechnet, dass nach meiner Beobachtung die wirklichen „Genie's“, die Echten höchsten Ranges, allesammt *nicht* dergestalt „bezaubern“, sodass „das Genie“ allein mir nicht zur Erklärung jenes geheimnissvollen Einflusses auszureichen schien.



Man gestehe es sich doch ein: *wie viel* Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch jener hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu

Hause: man frage nur die Irrenärzte —; und nirgendswo werden einmal die hypnotisirenden Griffe und Hand-Auflegungen, mit denen unser musikalischer Magus und Cagliostro seine Weiblein zur wollüstigen Nachtwandelei mit offenen Augen und geschlossnem Verstande zwingt und überredet, so gut verstanden werden, als unter Pariserinnen. Die Nähe von krankhaften Begierden, die Brunst rasend gewordener Sinne, über welche der Blick durch Dünste und Schleier des Uebersinnlichen auf gefährliche Weise getäuscht wird: wohin gehört das mehr, als in die Romantik der französischen Seele? Hier wirkt ein Zauber, der unvermeidlich einmal noch die Pariser zu Wagner bekehren wird. — Wagner aber soll durchaus der eigentlich *deutsche* Künstler sein: so decretirt man heute in Deutschland, so verehrt man ihn, in einer Zeit, welche wieder einmal die prahlerische Deutschthümelei auf die Höhe bringt. Diesen „eigentlich deutschen“ Wagner *gibt es gar nicht*: ich vermuthe, *der* ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit diesem Decrete selbst verherrlichen wollen. Dass irgend Etwas an Wagner deutsch sein mag, ist wahrscheinlich: aber was? Vielleicht nur der Grad, nicht die Qualität seines Wollens und Könnens? Vielleicht nur, dass er alles stärker, reicher, verwegener, härter gemacht hat, als es irgend ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts machen könnte? Dass er gegen sich selber strenger und den längsten Theil seines Lebens in deutscher Weise, *auf eigne Faust*, als unerbittlicher Atheist, Antinomist und Immoralist gelebt hat? Dass er die Figur eines *sehr* freien Menschen, des Siegfried, erdichtete, welche in der That zu frei, zu hart, zu wohlgemuth, zu unchristlich für den lateinischen Geschmack sein mag? — Freilich hat er auch diese Sünde wider die französische Romantik am Ende wieder quitt zu machen gewusst: der letzte Wagner in seinen

alten Tagen ist mit seiner Siegfried-*Caricatur*, ich meine mit seinem Parsifal, nicht nur dem romanischen, sondern geradezu dem römisch-katholischen Geschmack entgegengekommen: bis er zuletzt gar noch mit einer Kniebeugung vor dem Kreuze und mit einem nicht unberedten Durste nach „dem Blute des Erlösers“ Abschied genommen hat! Auch von sich selber! Denn es gehört bei altgewordenen Romantikern zur leidigen Regel, dass sie am Schluss ihres Lebens sich selber „verleugnen“ und verkennen und ihr Leben — *durchstreichen!* —



Der Rückschluss vom Werk auf den Schöpfer: die furchtbare Frage, ob die Fülle oder die Entbehrung, der Wahnsinn des Entbehrens zum Schaffen drängt: der plötzliche Blick dafür, dass jedes romantische Ideal eine Selbst-Flucht, eine Selbst-Verachtung und Selbst-Verurtheilung Dessen ist, der es erfindet.

Es ist zuletzt eine Sache der Kraft: diese ganze romantische Kunst könnte von einem überreichen und willensmächtigen Künstler ganz in's Antiromantische oder — um meine Formel zu brauchen — in's Dionysische umgebogen werden: ebenso wie jede Art Pessimismus und Nihilismus in der Hand des Stärksten nur ein Hammer und Werkzeug mehr wird, mit dem eine neue Treppe zum Glück gebaut wird.

Ich erkannte mit Einem Blick, dass Wagner zwar sein Ziel erreicht, aber nur so wie Napoleon sein Moskau erreicht hatte, — an jeder Etappe war so viel verloren, unersetzbar verloren, dass gerade am Ende des ganzen Aufmarsches und scheinbar im Augenblick des Siegs, das Schicksal schon entschieden war. Verhängnissvoll die Schlussverse Brünnhilde's

(zweite Variante). So kam Napoleon nach Moskau (Richard Wagner nach Bayreuth).

Sich mit keinen krankhaften und von vornherein besieigten Mächten verbünden! —

Hätte ich nur mir selber mehr getraut! —

Mir hat die Wagner'sche Unfähigkeit, zu *gehn* (noch mehr: zu *tanzen*, — und ohne Tanz giebt es für mich keine Erhebung und Seligkeit) immer Noth gemacht.

Das *Verlangen nach* vollständigen Passionen ist verrätherisch: wer ihrer fähig ist, verlangt den Zauber des Gegentheils, d. h. der *Skepsis*.

Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er zuletzt nicht den schlechten Geschmack — oder die traurige Nöthigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von „Geistern“ gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen, ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-zu-Erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniss mehr als irgend eine andre Begegnung förderlich gewesen ist, — vorangestellt, was voransteht: dass seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte und dass es ein gutes Stück Selbst-Ueberwindung bedurfte, ehe ich dergestalt „Sein“ und „Mein“ mit gebührendem Schnitte zu trennen lernte. Dass ich über das ausserordentliche Problem des *Schauspielers* zur Besinnung gekommen bin — ein Problem, das mir vielleicht ferner liegt als irgend ein anderes, aus einem schwer aussprechbaren Grunde —, dass ich den Schauspieler im Grunde jedes Künstlers entdeckte und wiedererkannte, das Typisch-Künstlerhafte, dazu bedurfte es der Berührung mit

jenem Manne. Es scheint mir, dass ich vom Künstler und Schauspieler höher und — schlimmer denke, als frühere Philosophen. Die Verbesserung des Theaters geht mich wenig an, seine „Verkirchlichung“ noch weniger: die eigentliche Wagner'sche Musik gehört mir nicht genug zu, — ich würde sie zu meinem Glücke und zu meiner Gesundheit entbehren können (quod erat demonstrandum et demonstratum).

◆

Ein Zeitalter der Demokratie treibt den Schauspieler auf die Höhe, — in Athen ebenso wie heute. Richard Wagner hat bisher Alles darin überboten und einen hohen Begriff vom Schauspieler erweckt, der Schauer machen kann. Musik, Poesie, Religion, Cultur, Buch, Familie, Vaterland, Verkehr — Alles vorerst *Kunst*, will sagen Bühnen-Attitüde!

◆

Die Malerei an Stelle der Logik, die Einzel-Beobachtung, der Plan, das Ueberwiegen des Vordergrundes, der tausend Einzelheiten — alles schmeckt nach den Bedürfnissen nervöser Menschen, bei Richard Wagner wie bei den Goncourts. Richard Wagner gehört in die französische Bewegung: Helden und Monstra, extreme Passion und dabei lauter Einzelheiten, momentaner *Schauder*.

◆

Hier sind die zwei Formeln, aus denen ich das Phänomen Wagner begreife.

Die *eine* heisst:

Die Principien und Praktiken Wagner's sind allesammt zurückführbar auf *physiologische Nothstände*: sie sind deren Ausdruck („Hysterismus“ als Musik).

Die *andere* heisst:

Die schädliche Wirkung der Wagner'schen Kunst *beweist* deren tiefe organische Gebrechlichkeit, deren *Corruption*. Das Vollkommene macht gesund; das Kranke macht krank. Die physiologischen Nothstände, in die Wagner seine Hörer versetzt (unregelmässiges Athmen, Störung des Blutumlaufts, extreme Irritabilität mit plötzlichem Coma) enthalten eine *Widerlegung* seiner Kunst.

Mit diesen zwei Formeln ist nur die Folgerung jenes allgemeinen Satzes gezogen, der für mich das Fundament aller Aesthetik abgiebt: dass die ästhetischen Werthe auf biologischen Werthen ruhen, dass die ästhetischen Wohlgefühle biologische Wohlgefühle sind.



Wagner, im Banne einer unglaublich krankhaften Sexualität, wusste nur zu gut, *was* ein Künstler damit einbüsst, dass er vor sich die Freiheit, die *Achtung* verliert. Er ist verurtheilt, Schauspieler zu sein. Seine Kunst selbst wird ihm zum beständigen Fluchtversuch, zum Mittel des Sich-Vergessens, des Sich-*Betäubens*, — es verändert, es bestimmt zuletzt den Charakter seiner Kunst. Ein solcher „Unfreier“ hat eine Haschisch-Welt nöthig, fremde, schwere, einhüllende Dünste, alle Art Exotismus und Symbolismus des Ideals, nur um *seine* Realität einmal loszusein, — er hat Wagner'sche Musik nöthig... Eine gewisse Katholizität des Ideals vor Allem ist bei einem Künstler beinahe der Beweis von Selbstverachtung, von „Sumpf“: der Fall Baudelaire's in Frankreich, der Fall Edgar Allan Poe's in Amerika, der Fall Wagner's in Deutschland. — Habe ich noch zu sagen, dass Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen *Erfolg* verdankt? dass seine Musik die untersten Instincte zu sich, zu Wagner überredet?

dass jener heilige Begriffs-Dunst von Ideal, von Drei-Achtel-Katholicismus eine Kunst der Verführung *mehr* ist? (— er erlaubt, unwissend, unschuldig, *christlich* „den Zauber“ auf sich wirken zu lassen...). Wer wagte das Wort, das *eigentliche* Wort für die ardeurs der Tristan-Musik? Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die Partitur des Tristan lese... Die immer mehr um sich greifende Wagnererei ist eine leichtere Sinnlichkeits-Epidemie, die „es nicht weiss“; gegen Wagner'sche Musik halte ich jede Vorsicht für geboten. —



Das hysterisch-heroische Weib, das Richard Wagner erfunden und in Musik gesetzt hat, ist ein Zwittergebilde zweideutigsten Geschmacks. Dass dieser Typus selbst in Deutschland nicht gänzlich degoutirt hat, hat darin seinen Grund (wenn auch durchaus noch nicht sein Recht), dass bereits ein unvergleichlich grösserer Dichter als Wagner, der edle Heinrich von Kleist, ihm daselbst die Fürsprache des Genie's gegeben hatte. Ich bin fern davon, Wagner selbst hier abhängig von Kleist zu denken: Elsa, Senta, Isolde, Brünnhilde, Kundry sind vielmehr Kinder der französischen Romantik.



Wagner's Helden ganz moderne Typen der Degenerescenz, seine Heldinnen hysterisch-hypnotisch. Wagner ist hier Kenner, er ist hier naturwahr bis zum Peinlichen, — seine Musik ist vor Allem eine psychologisch-physiologische Analyse kranker Zustände und für Zukunfts-Psychologen vielleicht interessanter als *Analyse*, als in Hinsicht der Musik. Dass die lieben Deutschen dabei von Urgefühlen germanischer Tüchtigkeit und Kraft zu schwärmen verstehen, gehört zu

den scherzhaften Anzeichen der psychologischen Cultur der Deutschen: — wir Anderen sind bei Wagner'scher Musik im Hospital und, nochmals gesagt, sehr interessirt.



Mit dieser schlechtesten aller möglichen schlechten Musik, mit dieser von Tact zu Tact vorwärts abenteuernden Unruhe und Unform, welche Leidenschaft bedeuten will und in Wahrheit die niedrigste Stufe der ästhetischen Verrohung ist, habe ich kein Erbarmen: hier muss man ein Ende machen.



Unter Musikern: — „Wir sind späte Musiker. Eine ungeheure Vergangenheit ist in uns vererbt. Unser Gedächtniss citirt beständig. Wir dürfen unter uns auf eine fast gelehrte Weise anspielen: wir verstehn uns schon. Auch unsre Zuhörer lieben es, dass wir anspielen: es schmeichelt ihnen, sie fühlen sich dabei gelehrt.“



Die intellectuelle Charakterlosigkeit. — Als Richard Wagner mir gar von dem Genusse zu sprechen begann, den er dem christlichen Abendmahle (dem protestantischen) abzugewinnen wisse, da war es aus mit meiner Geduld. Er war ein grosser Schauspieler: aber ohne Halt und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben: Wolfsschlucht und Euryanthe, Schauer-Hoffmann, dann „Emancipation des Fleisches“ und Durst nach Paris, dann den Geschmack für grosse Oper, für

Meyerbeer'sche und Bellini'sche Musik, Volkstribune, später Feuerbach und Hegel (— die Musik sollte aus der „Unbewusstheit“ heraus), dann die Revolution, dann die Enttäuschung, und Schopenhauer, und eine Annäherung an deutsche Fürsten, dann Huldigungen vor Kaiser und Reich und Heer, dann auch vor dem Christenthum (welches seit dem letzten Kriege und seinen vielen „Todtenopfern“ wieder in Deutschland zum guten Geschmacke gehört —), mit Verwünschungen gegen die „Wissenschaft“.

◆

Mit dem Schlusse seines Lebens hat Richard Wagner sich durchgestrichen: *unfreiwillig* gestand er ein, dass er verzweifelte und sich vor dem Christenthum *niederwarf*.

Ein Ueberwundener! — Das ist ein *Glück*: denn welche Confusion hätte sonst sein Ideal noch hervorgebracht! Die Stellung zum *Christenthum* entschied mich — zugleich über allen Schopenhauerianismus und den Pessimismus.

Wagner hat vollkommen *Recht*, wenn er sich vor *jedem* tiefen Christen in den Staub wirft: nur soll er sich nicht beikommen lassen, die ihm überlegnen *höheren* Naturen zu seiner Attitüde herabzuziehn!

Sein Intellect, ohne Strenge und Zucht, war *slavisch* an Schopenhauer gebunden: gut!

◆

Was Richard Wagner betrifft, so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich. Diese Art Künstler ist gerade darin unzuverlässig, wo ich keinen Spaass verstehe. Er versuchte sich mit dem bestehenden Christenthum zu

„arrangiren“, indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahl entgegenstreckte — er hat mir von den Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse —, die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche: er bot ihr seinen „Parsifal“ an und gab sich für Alle, die Ohren haben, als „Römling“ in partibus infidelium zu erkennen.



Das Lästigste, was die Schriften unklarer, schlecht geschulter, unphilologischer Geister an sich haben, ist noch nicht einmal ihre mangelhafte Schlussfähigkeit und der unfeste, wackelnde Gang ihrer Logik, zum Beispiel bei Richard Wagner oder bei Victor Hugo oder bei der George Sand. Es ist die Unfestigkeit der Begriffe selber, für welche sie sich der Worte bedienen: diese Menschen haben nur ungestaltete, schwimmende Kleckse von Begriffen im Kopfe. — Den guten Autor aber zeichnet nicht nur die Kraft und Bündigkeit seiner Satzform aus: sondern man erräth, man riecht, falls man der Mensch feiner Nüstern ist, dass ein solcher Schriftsteller sich beständig zwingt und übt, vorerst seine Begriffe auf strenge Weise *festzustellen* und *fester* zu machen (also mit seinen Worten eindeutige Begriffe zu verbinden) und, bevor das nicht gethan ist, nicht schreiben mag! — Uebrigens giebt es manche Zauber auch im Unsicheren, Dämmernden, Halblichten: so wirkte vielleicht Hegel auf das Ausland am meisten durch seine Kunst, in der Weise eines Betrunknen von den allernüchternsten und kältesten Dingen zu reden. Dies war wirklich in dem grossen Reiche der Berausungen eine der seltsamsten, die je erfunden wurden, — und recht eigentlich eine Sache der *deutschen* Genialität! Denn wir haben, wohin nur Deutsche und deutsche „Tugenden“ gedrungen sind, überall auch die Lust und Begierde der groben und feinen

Alkoholica hingetragen und mitgebracht. — Vielleicht gehört hierhin auch die berückende Gewalt unsrer deutschen Musik.



Wagner's Stil hat auch seine Jünger angesteckt: das Deutsch der Wagnerianer ist der verblümteste Unsinn, der seit Schelling's Zeit geschrieben worden ist. Wagner selbst gehört als Stilist noch in jene Bewegung, gegen die Schopenhauer seinen Zorn ausgelassen hat: — und der Humor kommt auf die Spitze, wenn er sich als „Retter der deutschen Sprache“ gegen die Juden aufspielt. — Um den Geschmack dieser Jünger zu zeichnen, gestatte ich mir ein einziges Beispiel. Der König von Bayern sagte einmal zu Wagner: „Also Sie mögen die Weiber auch nicht? — sie sind so langweilig!“ ... Nohl (der Verfasser eines in sechs Sprachen übersetzten „Leben Wagner's“) findet diese Meinung „jugendlich umfassen“!



F. A. Lange: „Liegt etwa die Begreiflichkeit der Dinge darin, dass man von seinem Verstand grundsätzlich nur einen mittelmässigen Gebrauch macht?“ (Gegen die Bayreuther.)



Wenn man von der Musik die dramatische Musik abrechnet, bleibt der guten Musik immer noch genug übrig.



Wagner vor allen Dingen tüchtig zusammenstreichen, sodass drei Viertel übrig bleibt: vor Allem sein Recitativ, das den

Geduldigsten zur Verzweiflung bringt . . . Es ist ein blosser Ehrgeiz Wagner's, seine Werke als nothwendig bis in's Kleine und Einzelne zu *lehren* . . . Das Gegentheil ist wahr: es ist des Ueberflüssigen, Willkürlichen, Entbehrlichen viel zu viel! . . . Es fehlt ihm die *Fähigkeit* selbst der Nothwendigkeit: wie sollte er sie uns *auferlegen können*!



Was allein kann uns wiederherstellen? — Der *Anblick des Vollkommenen*.

d) Dichter und Schriftsteller

Das ungeheure Geniessen des Menschen und der Gesellschaft im Zeitalter Ludwig's XIV. machte, dass der Mensch in der Natur sich langweilte und verödet fühlte. Am peinlichsten war die öde Natur, das Hochgebirge.

Die *Preciösen* wollten den Geist, mindestens den esprit in die Liebe bringen: — Symptom eines ungeheuren Genusses am *Geiste* (dem hellen, distinguirenden, wie zur Zeit der Perserkriege).

Die künstlichsten Formen (Ronsard, selbst die Scandinavien) machen die grösste Freude bei sehr saftigen und kräftigen sinnlichen Naturen: es ist ihre Selbst-Ueberwindung. Auch die künstlichste Moral.

Unsre Menschen wollen hart, fatalistisch, Zerstörer der Illusionen sein, — Begierde schwacher und zärtlicher Menschen: welche das Formlose, Barbarische, Form-Zerstörende goutiren (z. B. die „unendliche Melodie“ — Raffinement der deutschen Musiker). Der Pessimismus und die Brutalität als Reizmittel unsrer *Preciösen*.



Wer als Dichter mit baarem Golde zahlen will, muss mit *seinen* Erlebnissen zahlen: deshalb verbittet sich aber der Dichter seine nächsten Freunde als Interpreten, — sie errathen, indem sie *zurückrathen*. Aber sie sollten bewundern,

*wohin*aus einer kommt, auf dem Wege seiner Leiden, — sie sollten vorwärts und hinauf blicken lernen, und nicht zurück, hinab —



Die Erklärer von Dichtern missverstehen, dass der Dichter *Beides* hat, die Realität *und* die Symbolik. Ebenso den ersten und den zweiten Sinn eines *Ganzen*. Ebenso *Lust* an dem Schillernden, Zwei-, Dreideutigen, *auch die Kehrseite ist gut*.



Deutschland hat nur Einen Dichter hervorgebracht, ausser Goethe: das ist Heinrich Heine — und der ist noch dazu ein Jude. Aber in Frankreich ebenso wie in Italien, Spanien und England und wo man nur — —; er hatte den feinsten Instinct für die blaue Blume „deutsch“, freilich auch für den grauen Esel „deutsch“. Die Pariser behaupten ausserdem, dass er mit zwei anderen Nicht-Parisern die Quintessenz des Pariser Geistes darstelle.



Jude. — Ich hebe mit Auszeichnung Siegfried Lipiner hervor, einen polnischen Juden, der die mannichfaltigen Formen der europäischen Lyrik auf das Zierlichste nachzubilden versteht, — „beinahe echt“, wie ein Goldschmied sagen würde —.



Nachahmung — als Talent des *Juden*. „Sich anpassen an Formen“ — daher Schauspieler, daher Dichter wie Heine und Lipiner.



Für die stete Wiederholung — ◡ — ◡ u. s. w., den Rhythmus der Reim-Dichtung, sind *wir* musikalisch zu anspruchsvoll (vom missverstandenen Hexameter noch abgesehen!). Wie wohl thut uns schon die Form Platen's und Hölderlin's! Aber viel zu streng für uns! Das Spiel mit den verschiedensten Metren und zeitweilig das Unmetrische ist das Rechte: die Freiheit, die wir bereits in der Musik, durch Richard Wagner, erlangt haben, dürfen wir uns wohl für die Poesie nehmen! Zuletzt: es ist die einzige, die stark zu Herzen redet! — dank Luther!



Unter Künstlern der Zukunft. — Ich sehe hier einen Musiker, der die Sprache Rossini's und Mozart's wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik mit ihrer schelmischen Indulgenz gegen Alles, auch gegen das „Gemeine“, — welcher sich aber dabei ein Lächeln entschlüpfen lässt, das Lächeln des Verwöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, der sich zugleich aus Herzensgrunde beständig noch über die gute alte Zeit und ihre sehr gute, sehr alte, altmodische Musik *lustig macht*: aber ein Lächeln voll Liebe, voll Rührung selbst... Wie? ist das nicht die beste Stellung, die wir heute zum Vergangnen überhaupt haben *können*, — auf diese Weise dankbar zurückblicken und es selbst „den Alten“ nachmachen, mit viel Lust und Liebe für die ganze grossväterliche Ehrbarkeit und Unehrlbarkeit, aus der wir herkommen, und ebenso mit jenem sublimen Körnchen eingemischter Verachtung, ohne welches alle Liebe zu schnell verdirbt und modrig wird, „dumm“ wird.... Vielleicht dürfte man sich etwas Aehnliches auch für die Welt des *Words* versprechen und

ausdenken: nämlich dass einmal ein verwegener Dichter-Philosoph käme, raffinirt und „spätgeboren“ bis zum Excess, aber befähigt, die Sprache der Volks-Moralisten und heiligen Männer von Ehedem zu reden, und dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig-geradewegs, als wenn er selbst einer der „Primitiven“ wäre; Dem aber, der Ohren noch hinter seinen Ohren hat, einen Genuss ohne Gleichen bietend, nämlich zu hören und zu wissen, was da eigentlich geschieht, — wie hier die gottloseste und unheiligste Form des modernen Gedankens beständig in die Gefühlssprache der Unschuld und Vorwelt zurückübersetzt wird, und in diesem Wissen den ganzen heimlichen Triumph des übermüthigen Reiters mitzukosten, der diese Schwierigkeit, diesen Verhau vor sich aufthürmte und über die Unmöglichkeit selbst hinweggesetzt ist. —



Die Sprache Luther's und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen *Poesie*: — das ist *meine* Erfindung! Das Antikisiren, das Reim-Wesen — alles falsch und redet nicht *tief* genug zu uns: oder gar der Stabreim Wagner's!



Es giebt *eine grosse Litteratur der Verleumdung* des Lebens (zu der das neue Testament gehört; die Kirchenväter; die imitatio Christi; Pascal; Schopenhauer), der auch eine *Kunst* der Verleumdung secundirt (zu letzterer gehört z. B. Wagner's Parsifal).



Wie verstehe ich es, dass Epikur bei Tische sich die ästhetischen Gespräche verbat! — er dachte zu gut vom

Essen und von den Dichtern, als dass er das Eine zur Zukunft des Andern machen wollte!



„Hungrier Männer Schnack ist langweilig.“



Petronius: hellster Himmel, trockne Luft, presto der Bewegung: kein Gott, der im Miste liegt; nichts Unendliches, nichts Lüstern-Heiliges, Nichts vom Schweine des St. Antonius. Wohlwollender Hohn; echter Epikureismus.



Derbheit und Delicatesse zusammen bei Petronius, auch bei Horaz: mir am angenehmsten. Es gehört zum *griechischen* Geschmack. Homer war den Menschen um La Rochefoucauld herum zu derb, sie konnten das Triviale nicht genießen. Sie hielten eine gewisse hohe Empfindung bei sich fest, wie jetzt viele Deutsche, und verachteten *sich*, wenn Etwas wie Genuss an niederen Sphären in ihnen sich regte. Aristophanes ist das Gegenstück: nihil humani — ist antik.



„Man ist erstaunt über das viele Zögern und Zaudern in der Argumentation des Montaigne. Aber auf den Index im Vatican gesetzt, allen Parteien längst verdächtig, setzt er vielleicht freiwillig seiner gefährlichen Toleranz, seiner verleumdeten Unparteilichkeit, die Sordinen einer Art Frage auf. Das war schon viel in seiner Zeit: Humanität, welche *zweifelt*“ . . .



Montaigne, als Schriftsteller, ist oft „auf dem Gipfel der Vollkommenheit durch Lebhaftigkeit, Jugend und Kraft“. Il a la grâce des jeunes animaux puissants — L'admirable vivacité et l'étrange énergie de sa langue. Er gleicht Lucrez pour cette jeunesse virile. „Un jeune chêne tout plein de sève, d'un bois dur et avec la grâce des premières années.“ (Doudan.)



Diderot zeigte sich, nach Goethe's Urtheil, wahrhaft deutsch (Saint-Ogan p. 248) in Allem, was die Franzosen tadelten. Aber auch die Neapolitaner, nach Galiani, acceptirten seinen Geschmack vollständig.

Baudelaire, von deutschem Geschmack, wenn ihn irgend ein Pariser haben kann, empfindet deutsch, wenn er Victor Hugo nicht aushält und ihn einen „Esel von Genie“ nennt.



Die Italiener *allein* in der blutigen Satire echt und ursprünglich. Von Buratti an, der dem Genie Byron's die entscheidende Wendung gab. Selbst an Carducci ist Nichts, was nicht Deutsche oder Franzosen besser gemacht hätten.



Die paar guten Bücher, die von diesem Jahrhundert übrig bleiben werden, richtiger: die mit ihren Aesten über dies Jahrhundert hinweg reichen, als Bäume, welche nicht in ihm ihre Wurzeln haben — ich meine das Mémorial von St. Helena und Goethe's Gespräche mit Eckermann.



Auch heute noch ist die feinste und weiteste Cultur des europäischen Geistes unter Franzosen und in Paris zu finden: aber man muss gut zu suchen verstehn. Diese Ausgesuchten halten sich jetzt verborgener als je; sie haben sich mit stiller Wuth von allen Geschmacks-Bewegungen der Masse gelöst und sind vor der „rasenden Dummheit“ des demokratischen bourgeois in schwerzugängliche Winkel geflüchtet. Diese gegenwärtigen Aristokraten des französischen Geistes, eine zarte Art von Menschen, welche nicht gerade auf den kräftigsten Beinen steht und auch der Zahl nach gering sein mag, — sie insgesamt erkennen als ihre Vorfahren und Meister etwa folgende höhere Geister an. Vorerst Stendhal, das letzte grosse Ereigniss des französischen Geistes, der mit einem Napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist und zuletzt sich allein fand. — schauerlich allein: denn es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen. Jetzt wie gesagt commandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten; und wer mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker beinahe aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem geborenen Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten, welche die grosse Leidenschaft hat, *stehen zu bleiben!* Diese Noblesse des Schweigens, *Stehen-bleiben-könnens* hat er z. B. vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus. — Sein Schüler ist Mérimée, ein vornehmer, zurückgezogener Artist und Verächter jener schwammichten Gefühle, welche ein demokratisches Zeitalter als seine „edelsten Gefühle“ preist, streng gegen sich und voll der härtesten Ansprüche an seine künstlerische Logik, beständig bereit, kleine Schönheiten und Reize einem starken Willen zur Nothwendigkeit zu opfern: — eine echte, wenngleich nicht reiche Seele, in einer

unechten und schmutzigen Umgebung, und Pessimist genug, um die Komödie mitspielen zu können, ohne sich zu erbrechen. — Ein anderer Schüler Stendhal's ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europa's, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, welchem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe, noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, Einer vielmehr, der zu *lernen* verstand und für lange Zeit verstehen wird zu *lehren*: — die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluss Renan's und Sainte-Beuve's zurückdrängt, welche beide ungewiss und skeptisch bis auf den letzten Grund ihres Herzens sind: Renan, eine Art katholischer Schleiermacher, süsslich, bonbon, Landschaften und Religionen anempfindend; Sainte-Beuve, ein abgebrannter Dichter, der sich auf die Seelen-Anschnüffelei verlegt und gar zu gern verbergen möchte, dass er weder im Willen, noch in der Philosophie irgend einen Halt hat, ja sogar, was nach Beidem nicht Wunder nimmt, eines eigentlichen *festen* Geschmacks in artibus et litteris ermangelt. Zuletzt merkt man ihm die Absicht an, noch aus diesem Mangel eine Art Princip und Methode von kritischer Neutralität zu bilden: aber der Verdruss verräth sich zu oft, einmal darüber, dass er in der That für gewisse Bücher und Menschen wirklich einigemale nicht neutral, nämlich begeistert gewesen ist — er möchte diese schrecklichen „petits faits“ aus seinem Leben wegstreichen, weglügen —, sodann aber über das viel unangenehmere grand fait, dass *alle* grossen französischen Menschenkenner auch noch ihren eignen Willen und Charakter im Leibe hatten, von Montaigne, Charron, La Rochefoucauld bis auf Chamfort und Stendhal: — denen allen gegenüber

ist Sainte-Beuve nicht ohne Neid und jedenfalls ohne Vorliebe und Vorverständniss. — Viel wohlthätiger, einseitiger, tüchtiger in jedem Sinne ist der Einfluss Flaubert's: mit seinem Uebergewicht von Charakter, der sogar die Einsamkeit und den Misserfolg vertrug — etwas Ausserordentliches unter Franzosen —, regiert er augenblicklich in dem Reiche der Roman-Aesthetik und des Stils: — er hat das klingende und bunte Französische auf die Höhe gebracht. Zwar fehlt auch ihm wie Renan und Sainte-Beuve die philosophische Zucht, insgleichen eine eigentliche Kenntniss der wissenschaftlichen Procedures: aber ein tiefes Bedürfniss zur Analyse und sogar zur Gelehrsamkeit hat sich zusammen mit einem instinctiven Pessimismus bei ihm Bahn gebrochen, wunderlich vielleicht, aber kräftig genug, um den gegenwärtigen Romanschriftstellern Frankreichs damit ein Vorbild zu geben. In der That geht auf Flaubert der neue Ehrgeiz der jüngsten Schule zurück, sich in wissenschaftlichen und pessimistischen Attitüden vorzuführen. — Was von Dichtern jetzt in Frankreich blüht, steht unter Heinrich Heine's und Baudelaire's Einfluss, vielleicht Leconte de Lisle ausgenommen: denn in gleicher Weise wie Schopenhauer jetzt schon mehr in Frankreich geliebt und gelesen wird als in Deutschland, ist auch der Cultus Heinrich Heine's nach Paris übergesiedelt. Was den pessimistischen Baudelaire betrifft, so gehört er zu jenen kaum glaublichen Amphibien, welche ebenso sehr deutsch als pariserisch sind; seine Dichtung hat etwas von Dem, was man in Deutschland Gemüth oder „unendliche Melodie“ und mitunter auch „Katzenjammer“ nennt. Im Uebrigen war Baudelaire der Mensch eines vielleicht verdorbenen, aber sehr bestimmten und scharfen, seiner selbst gewissen Geschmackes: damit tyrannisirt er die Ungewissen von Heute. Wenn er seinerzeit der erste Prophet und Fürsprecher Delacroix' war: vielleicht dass er heute der

erste „Wagnerianer“ von Paris sein würde. Es ist viel Wagner in Baudelaire.



Die Franzosen *tief* artistisch: — das Durchdenken ihrer Cultur, die Consequenz im Durchführen des schönen *An-scheines* — spricht gar nicht gegen ihre *Tiefe* — —



Die Historiker wollen heute zu viel und sündigen allesammt wider den guten Geschmack. Sie drängen sich ein in die Seelen von Menschen, zu deren Rang und in deren Gesellschaft sie nicht gehören. Was hat z. B. so ein schwitzender Plebejer wie Michelet mit Napoleon zu schaffen! (es ist gleichgültig, ob er ihn hasst oder liebt; aber weil er schwitzt, gehört er nicht in seine Nähe). Was der mittelmässige, im schlimmsten Sinne elegante Thiers mit demselben Napoleon! Er macht lachen, der kleine Mann, wenn er den grossen Mann bewundert und gegen Cäsar, Hannibal und Friedrich mit der Miene eines weisen Richters abschätzt. Ich schätze es höher, wenn Einer auch als Historiker zu erkennen giebt, wo für seinen Fuss der Boden zu heiss oder zu heilig ist. Ein Historiker, der zur rechten Zeit die Schuhe auszuziehen und die Augen niederzuschlagen weiss, ist aber heutzutage, im Zeitalter der unschuldigen Unverschämtheit und des Pöbel-Geschmacks, ein seltener Vogel. Die deutschen Gelehrten, welche den historischen Sinn erfunden haben (— jetzt üben sich die Franzosen auf ihn ein), verrathen sammt und sonders, dass sie aus keiner herrschenden Kaste stammen; sie sind als Erkennende zudringlich und ohne Scham.



Die Schule der „Objectiven“ und „Positivisten“ zu ver-spotten. Sie wollen um die Werthschätzungen herumkommen und nur die Facta entdecken und präsentiren. Aber man sehe z. B. bei Taine: im Hintergrunde *hat* er Vorlieben: für die starken expressiven Typen z. B., auch für die Geniessenden mehr als für die Puritaner.

◆

Auf die Schule des *romantisme* ist in Frankreich gefolgt l'école du document humain (*wissenschaftliche Hysterie* — sage ich). Der Urheber des Ausdrucks ist Edmond de Goncourt. Consequenz: die *wissenschaftliche* Lust des Menschen an *sich* selber. — Das Unwissenschaftliche daran ist die Lust am Ausnahmefall.

◆

Wie gross das Gefühl der Unsicherheit ist: das verräth sich am meisten in dem Entzücken an kleinen, festen *That-sachen* (eine Art von „fait-alisme“, welcher jetzt über Frankreich herrscht) — eine Art Wahnsinn, die auf Erden noch nicht da war; und nicht nur die Wissenschaft, sondern auch ein grosser Theil der gegenwärtigen Kunst entstammt *diesem* Bedürfniss. Es verkleidet sich oft: z. B. in die Forderung der Unpersönlichkeit des Künstlers — das Werk selber soll ihn nicht verrathen, sondern wie ein getreuer Spiegel irgend ein Factum bis in's Kleinste wiedergeben, *feststellen*: aber dies Bedürfniss selber nach solchen Facten, die Stand halten — gleichsam wie Schmetterlinge festgeheftet sind vom Sammler — ist etwas sehr Persönliches. Am Märchen und der Féerie haben wir das entgegengesetzte Gelüst, von Menschen, die selber sich festgeheftet fühlen mit Sitten und Urtheilen. —

Zur Seite geht ein grobes Tasten nach *nächstem Genuss*: „das Nächste“ wird das Wichtigste.

◆

Man will den Leser zur Aufmerksamkeit *zwingen*, „vergewaltigen“: daher die vielen packenden kleinen Züge des „naturalisme“ — das gehört zu einem demokratischen Zeitalter: *grobe* und durch Uebearbeit ermüdete Intellecte sollen *gereizt* werden!

◆

Dass die corrupten Pariser Romanciers jetzt nach Weihrauch duften, macht sie meiner Nase nicht wohlriechender: Mystik und katholisch-heilige Falten im Gesicht sind nur eine Form der Sinnlichkeit *mehr*.

◆

„Le public! le public! Combien faut-il de sots pour faire un public?“ (Ducis.)

◆

Die Fülle *pöbelhafter* Instincte unter dem jetzigen *ästhetischen* Urtheil der französischen Romanschriftsteller. — Und zuletzt: es giebt viel Verborgenes, was sie nicht heraussagen wollen, ganz wie bei Richard Wagner; 1) ihre Methode ist *leichter*, bequemer, die wissenschaftliche Manier der Stoff-Masse und der Colportage: es bedarf des grossen Principien-Lärms, um diese Thatsache zu verhüllen — aber die Schüler errathen es, die geringeren Talente; 2) der Mangel an Zucht und schöner Harmonie in sich macht ihnen das Aehnliche interessant, sie sind neugierig mit Hülfe ihrer niedrigen

Instincte, sie haben den Ekel und die aiguille nicht; 3) ihr Anspruch auf Unpersönlichkeit ist ein Gefühl, dass ihre Person mesquin ist, z. B. Flaubert, selber seiner satt, als „bourgeois“; 4) sie wollen viel verdienen und Scandal machen als Mittel zum grossen *momentanen* Erfolg.

◆

Es giebt heute eine sehr bunte und vielgestaltige An-künstelung von Wissenschaftlichkeit — begreiflich in einem so unechten Jahrhundert, wo „gleiche Rechte“ auch „das Gefühl gleicher Ansprüche“ nach sich ziehen, z. B. auch den Anspruch, wissenschaftlich sein zu können, falls man es nur *will*. Fast alle Litteraten glauben es von sich; mehr noch, es gehört jetzt zum Ehrgeiz der Romanschriftsteller.

◆

Zu lesen Custine's Roman Éthel. Gehört mehr zur littérature *idée*, als zur littérature *imagée*: also zum XVIII. Jahrhundert durch die Beobachtung à la Chamfort et à l'esprit de Rivarol par la petite phrase coupée.

◆

„Geboren in einer Periode, deren Meisterwerk René ist, muss ich mich der unfreiwilligen Tyrannei entledigen, die er auf mich ausübt.“ (De Custine 1811. Chateaubriand's Einfluss.)

◆

„Bei Shakespeare herrscht der Sinn des Wahren über den des Schönen. Sein Stil, bisweilen erhaben, ist *unter* seinen

Conceptionen; selten befreit er sich von den Fehlern seines Jahrhunderts als da sind: schiefe Einfälle, Gesuchtheit, Trivialität, Wortschwall.“ (De Custine.)

◆

Die Bewunderung für Cicero: c'est une aimable et noble créature. Le petit parvenu d'Arpinum est tout simplement le plus beau résultat de toute la longue civilisation qui l'avait précédé. Je ne sais rien de plus honorable pour la nature humaine que l'état d'âme et d'esprit de Cicéron. (Doudan.) — „Il y a quelque chose de Cicéron dans Voltaire.“

◆

Sainte-Beuve: Nichts von Mann; voll eines kleinen Ingrimms gegen alle Mannsgeister; schweift umher, feig, neugierig, gelangweilt, verleumderisch, — eine Weibsperson im Grunde, mit einer Weibs-Rachsucht und Weibs-Sinnlichkeit (— letztere hält ihn in der Nähe von Klöstern und andern Brutstätten der Mystik fest, zeitweilig selbst in der Nähe der Saint-Simonisten). Als Psycholog ein Genie der *médiance*, unerschöpflich reich an Mitteln dazu. Niemand versteht besser auf eine lebensgefährliche Weise zu *loben*; nicht ohne eine anmuthige Virtuosen-Bereitwilligkeit, seine Kunst zur Schau zu stellen, wo es irgend am Platze ist: nämlich vor aller Art Zuhörerschaft, an der Etwas zu fürchten ist. Freilich nimmt er hinterdrein auch an seinen Zuhörern bei sich Rache, heimlich, kleinlich, unreinlich; in Sonderheit müssen es alle unabweislich vornehmen Naturen büßen, dass sie vor sich selber Ehrfurcht haben, — die hat *er nicht*! Schon das Männliche, Stolze, Ganze, Selbstgewisse reizt ihn, schüttelt ihn bis zum Aufruhr. — Dies ist nun der *Psychologe*

comme il faut: nämlich nach dem Maass und dem Bedürfniss des jetzigen esprit français, der so spät, so krank, so neugierig ist, so aushorcherisch, so lüstern wie er, Heimlichkeiten schnüffelnd, wie er; instinctiv die Bekanntschaft mit Menschen von Unten und Hintenher suchend, nicht viel anders als es die Hunde untereinander machen (die ja auch auf ihre Art Psychologen sind). Plebejisch im Grunde und mit dem ressentiment Rousseau's verwandt: *folglich* Romantiker — denn unter allem romantisme grunzt und giert der Instinct Rousseau's; revolutionär, aber durch die Furcht leidlich noch im Zaum gehalten. Ohne Freiheit vor Allem, was Stärke hat (öffentliche Meinung, Akademie, Hof, selbst Port-Royal). Seiner im letzten Grunde überdrüssig, bei Zeiten schon ohne Glauben an sein *Recht*, da zu sein; ein Geist, der sich von jung auf vergeudet hat, der sich vergeudet *fühlt*, der sich selbst immer dünner und älter wird. *Das* lebt zuletzt noch fort, von einem Tag zum andern, bloss aus Feigheit; *das* erbittert sich gegen alles Grosse an Mensch und Ding, gegen Alles, *was an sich glaubt*, da es leider Dichter und Halbweib genug ist, um das Grosse noch als *Macht* zu fühlen; *das* krümmt sich beständig, wie jener berühmte Wurm, weil es sich beständig von irgend etwas Grossem getreten fühlt. Als Kritiker ohne Maassstab, Rückgrat und Halt, mit der Zunge des kosmopolitischen libertin für Vielerlei, aber ohne den Muth selbst zum *Eingeständniss* der libertinage, folglich einem unbestimmten Classicismus sich unterwerfend. Als Historiker ohne Philosophie und die *Macht* des Blicks, instinctiv die Aufgabe des *Richtens* in allen Hauptsachen ablehnend und die Maske der *Objectivität* vorhaltend (— damit eins der schlimmsten Muster, die das letzte Frankreich gehabt hat): abgesehn, wie billig, von den kleinen Dingen, wo ein feiner und vernutzter Geschmack die höchste Instanz ist, und wo er wirklich den *Muth* zu sich selber, die *Lust* an sich selber

hat (— darin ist er den Parnassiens verwandt, die wie er die raffinirteste und eitelste Form der modernen Selbstverachtung, Selbstentäußerung darstellen). „Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne: il était en train de pisser. N'est-ce pas un peu dans cette posture-là qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?“ (Journal des Goncourt, II, p. 239) — so erzählen seine boshaften Feinde, die Goncourts.

◆

Wie im Abnehmen der Lebenskraft man zum Beschaulichen und zur Objectivität *heruntersinkt*: ein Dichter kann es fühlen (Sainte-Beuve).

◆

Sainte-Beuve: „la jeunesse est trop ardente pour avoir du goût.

Pour avoir du goût, il ne suffit pas d'avoir en soi la faculté de goûter les belles et douces choses de l'esprit, il faut encore du loisir, une âme libre et vacante, redevenue comme innocente, non livrée aux passions, non affairée, non bourrelée d'âpres soins et d'inquiétudes positives; une âme désintéressée et même exempte du feu trop ardent de la composition, non en proie à sa propre verve insolente; il faut du repos, de l'oubli, du silence, d'espace autour de soi. Que de conditions, même quand on a en soi la faculté de les trouver, pour jouir des choses délicates!“

◆

Das Volk von Willensschwachen (wie Sainte-Beuve) hat einen innerlichen Widerwillen vor der entgegengesetzten Rasse, z. B. vor Stendhal.

◆

Zuletzt wehren wir uns noch gegen die Menschenkenntniss solcher Sainte-Beuve's und Renan's, gegen die Art Seelen-Aushorchung und -Anschnüfflung, wie sie von diesen unmännlichen Genüsslingen des Geistes ohne Rückgrat gehandhabt wird: es scheint uns gegen die Scham zu gehen, wenn sie mit neugierigen Fingern an den Geheimnissen von Menschen oder Zeiten herumtasten, welche höher, strenger, tiefer waren und in jedem Betracht vornehmer als sie selber: sodass sie nicht so leicht ihre Thüren irgend welchen herumschweifenden Halbweibern aufgethan hätten. Aber dieses neunzehnte Jahrhundert, welches alle feineren Instincte der Rangordnung eingebüsst hat, weiss nicht mehr den unerwünschten Eindringlingen und Thore-Erbrechern auf die Finger zu schlagen; ja es ist stolz auf seinen „historischen Sinn“, vermöge dessen es dem schwitzenden Plebejer erlaubt wird, vorausgesetzt, dass er mit gelehrten Folterwerkzeugen und Fragebogen kommt, sich auch in die Gesellschaft von höchster Unnahbarkeit einzudrängen, unter die Heiligen des Gewissens so gut als unter die ewig verhüllten Herrschenden des Geistes. Unter dem historischen Sinn und Umspähen liegt mehr Skepsis verborgen, als man zunächst sieht: eine beleidigende Skepsis, gegen die Rangverschiedenheit von Mensch und Mensch gewendet, wird sogar in Hinsicht auf die Todten mit demselben unverschämten Anspruch auf „Gleichheit“ ausgedehnt, welchen sich die bezahlten Diener der öffentlichen Meinung jetzt gegen jeden Lebenden herausnehmen.

Wir aber sind keine Skeptiker, wir glauben noch an eine Rangordnung der Menschen und Probleme und warten die Stunde ab, wo diese Lehre vom Range und von der Ordnung sich der pöbelhaften Gesellschaft von heute wieder in's breite Gesicht einschreiben wird. Vielleicht ist diese Stunde auch unsre Stunde.



Victor Hugo, ein „Esel von Genie“ — der Ausdruck ist von Baudelaire —, welcher immer den *Muth* zu seinem schlechten Geschmacke gehabt hat: er verstand damit zu commandiren, er der Sohn eines Napoleonischen Generals. In seinen Ohren hatte er die Bedürfnisse einer Art von militärischer Rhetorik, er ahmte Kanonenschüsse und das Knattern von Raketen in Worten nach; der französische esprit erscheint bei ihm gleichsam durch Dampf und Lärm verdunkelt, oft bis zur baren nackten Dummheit. Niemals hat ein Sterblicher solche dumpfe platzende Antithesen geschrieben. Zum anderen Theil gab er auch den Maler-Begierden seiner Augen die Herrschaft über seinen Geist: er strotzt von pittoresken Einfällen und thut oft Nichts, als genau abschreiben was er *sieht*, was die Maler-Hallucination ihm vor seine Augen stellt. Er, der Plebejer, der seinen starken Sinnes-Begierden, ich meine seinen Ohren und Augen, auch mit dem Geiste zu Willen ist — das nämlich ist die Grundthatsache des französischen romantisme, als einer plebejischen Reaction des Geschmacks —: er ist damit auf der entgegengesetzten Bahn und will gerade das Umgekehrte von Dem, was die Dichter einer vornehmen Cultur, wie zum Beispiel Corneille, von sich wollten. Denn diese hatten ihren Genuss und Ehrgeiz daran, ihre vielleicht noch stärker gearteten Sinne mit dem *Begriffe* zu überwältigen und gegen die brutalen Ansprüche von Farben, Tönen und Gestalten einer feinen, hellen Geistigkeit zum Siege zu verhelfen: womit sie, wie mich dünkt, auf der Spur der grossen Griechen waren, so wenig sie gerade davon gewusst haben mögen. Genau Das, was unserem plump sinnlichen und naturalistischen Geschmack von Heute Missbehagen an den Griechen und den älteren Franzosen macht, war die *Absicht* ihres künstlerischen Wollens, — auch ihr Triumph: denn sie bekämpften und besiegten gerade den „Sinnen-Pöbel“, dem zu einer Kunst zu verhelfen

der Ehrgeiz unserer Dichter, Maler und Musiker ist. Zu diesem künstlerischen Wollen Victor Hugo's stimmt sein politisches und moralisches: er ist flach und demagogisch, vor allen grossen Worten und Gebärden auf dem Bauche, ein Volks-Schmeichler, der mit der Stimme eines Evangelisten zu allen Niedrigen, Unterdrückten, Missrathenen, Verkrüppelten redet und nicht einen Hauch davon weiss, was Zucht und Redlichkeit des Geistes, was intellectuelles Gewissen ist, — im Ganzen ein unbewusster Schauspieler, wie fast alle Künstler der demokratischen Bewegung. Sein Genie wirkt auf die Masse nach Art eines alkoholischen Getränks, das zugleich berauscht und dumm macht. — Dieselbe Gattung von Sympathien und Antipathien und manches Aehnliche in der Begabung besitzt ein anderer Fürsprecher des Volks, der Historiker *Michelet*, nur an Stelle der Maler-Augen eine bewunderungswürdige Fähigkeit, Gemüths-Zustände bei sich nachzubilden, nach Art der Musiker: — im unklaren Deutschland würde man ihn heute daraufhin als einen Menschen des *Mitleids* ansprechen. Dieses „Mitleid“ ist jedenfalls etwas Zudringliches; in seinem Verkehr und noch in seiner Verehrung vergangener Menschen liegt viel Unbescheidenheit, ja es scheint mir bisweilen, dass er an seine Gefühls-Arbeit mit einem Eifer herangeht, dass er dazu nöthig hat, seinen Rock auszuziehen. Seine Augen sehen nicht in die Tiefe: alle leicht „begeisterten“ Geister waren bisher oberflächlich. Er ist mir zu erregt: Gerechtigkeit ist ihm ebenso unzugänglich als jene Gnade, welche nur aus der höchsten Ueberlegenheit quillt. Auf einer gewissen Höhe von Erregung überkommt ihn jedesmal der Anfall des Volks-Tribunen, er kennt auch aus eigener Erfahrung die Raubthier-Wuthanfälle des Pöbels. Dass ihm Napoleon ebenso sehr als Montaigne fremd ist, bezeichnet das Unvornehme seiner Moralität genügend. Seltsam, dass auch er, der arbeitsame sittenstrenge

Gelehrte, reichlich an der neugierigen Geschlechts-Lüsternheit seiner Rasse Theil hat: und je älter er wurde, desto mehr wuchs diese Art der Neugierde. — Demokratisch endlich und folglich ebenfalls schauspielerisch ist das Talent der George Sand: sie ist beredt in jener schlimmen Manier, dass ihr Stil, ein bunter zuchtloser übertreibender Weiber-Stil, jede halbe Seite mit ihrem Gefühle durchgeht, — nicht umgekehrt, so sehr sie wünscht, dass man das Umgekehrte glaube. In der That, man hat viel zu sehr an ihr Gefühl geglaubt: während sie reich in jener kalten Geschicklichkeit des Schauspielers war, der seine Nerven zu schonen weiss und das Gegentheil davon alle Welt glauben macht. Man darf ihr zugestehen, dass sie eine grosse Begabung zum Erzählen hat; aber sie verdarb Alles und für immer durch ihre hitzige Weibs-Koketterie, sich in lauter Manns-Rollen zu zeigen, welche gerade ihrem Wuchse nicht zusagten — ihr Geist war kurzbeinig —: sodass ihre Bücher nur eine kleine Zeit ernst genommen wurden und schon heute unter die unfreiwillig komische Litteratur gerathen sind. Und wenn es vielleicht nicht nur Koketterie, sondern auch Klugheit war, was sie trieb, sich immer mit Manns-Problemen und männlichem Zubehör zu drapiren, eingerechnet Hosen und Cigarren: zuletzt springt das sehr weibliche Problem und Unglück ihres Lebens trotzdem in die Augen, nämlich dass sie zuviel Männer nöthig hatte und dass auch noch in diesen Ansprüchen ihre Sinne und ihr Geist uneins waren. Was konnte sie dafür, dass die Männer, an denen ihr Geist Wohlgefallen fand, jedesmal zu kränklich waren, um ihren Sinnen genug zu thun? Daher das ewige Problem zweier Liebhaber zugleich und eine ewige Nöthigung der weiblichen Scham, über diesen Thatbestand zu täuschen und sich zu geben, wie als ob ganz andere, viel allgemeinere, viel unpersönlichere Probleme bei ihr im Vordergrunde

stünden. Zum Beispiel das Problem der Ehe: aber was gieng sie die Ehe an!

◆

Ueber Stendhal. Un des esprits les plus remarquables de ce temps. „Er hat sich zu wenig um die *Form* gekümmert“, — „er schreibt wie die Vögel singen“ — „Notre langue est une sorte de madame Honesta qui ne trouve rien de bien que ce qui est irréprochable, ciselé, léché.“ — „La ‚Chartreuse de Parme‘ ein wunderbares Buch, le livre des esprits distingués.“ „Ich würde unfähig sein, sie zu machen. Je fais une fresque et vous avez fait des statues italiennes.“ „Alles ist original und neu.“ „Schön wie l’italien, und wenn Macchiavell in unseren Tagen einen Roman schriebe, so würde es die Chartreuse sein.“ „Vollkommen klar.“ „Vous avez expliqué l’âme de l’Italie.“ (Balzac.)

◆

Mérimée sagt von einigen lyrischen Gedichten Puschkin’s „griechisch durch Wahrheit und Einfachheit, très supérieurs par la précision et la netteté.“

◆

Mérimée, supérieur comme joaillier en vices et comme ciseleur en difformités, gehört zur Bewegung von 1830, nicht durch die passion (sie fehlt ihm —), sondern durch die Neuheit des procédé calculé, und die kühne Wahl der Stoffe.

◆

Der Gil Blas — ein angenehmes Land, in dem keine Deutschen vorkommen; Prosper Mérimée — ein noch angenehmeres: man stolpert nirgendwo über eine Tugend.

◆

In Allem, was Goethe gemacht hat, sagt Mérimée, giebt es eine Mischung von Genie und von deutscher niaiserie: „moquirt er sich über sich selber (gut! das ist deutsch!) oder über die Andern?“ — Wilhelm Meister: die schönsten Dinge von der Welt abwechselnd mit den lächerlichsten Kindereien.

◆

Balzac — „tiefe Verachtung für alle Massen“. „Es giebt innere Rufe, denen man gehorchen muss: irgend etwas Unwiderstehliches zieht mich zum Ruhm und zur Macht.“ „Mes deux seuls et immenses désirs, *être célèbre et être aimé.*“ (1832.)

◆

Balzac über Walter Scott. 1838 nach zwölfjähriger Bekanntschaft: „Kenilworth“ in Hinsicht auf *Plan* das Meisterstück („der grösste, der vollständigste, der ausserordentlichste von allen“). „Les eaux de St.-Ronan“ das Meisterstück und Hauptwerk comme détail et patience du fini. Les „Chroniques de la Canongate“ comme sentiment. „Ivanhoe“ (le premier volume s'entend) comme chef-d'œuvre historique. „L'antiquaire“ comme poésie. „La prison d'Édimbourg“ comme intérêt. — „Auprès de lui, lord Byron n'est rien ou presque rien.“ — „Scott grandira encore, quand Byron sera oublié.“ — „Le cerveau de Byron n'a jamais eu d'autre empreinte que celle de sa personnalité, tandis que le monde entier a posé devant le génie créateur de Scott et s'y est miré pour ainsi dire.“

◆

Dies Jahrhundert, wo die Künste begreifen, dass die eine auch Wirkungen der andern hervorbringen kann, *ruiniert*

vielleicht die Künste! Z. B. mit Poesie zu *malen* (Victor Hugo, Balzac, Walter Scott u. s. w.), mit *Musik poetische* Gefühle erregen (Wagner), mit Malerei poetische Gefühle, ja *philosophische* Ahnungen zu erregen (Cornelius), mit Romanen Anatomie und Irrenheilkunde treiben u. s. w.

◆

Maler wie Dickens, Victor Hugo, Gautier — auch dies heisst das Wort missverstehn. — Der Gegensatz des Malens ist das *Beschreiben* (wie Balzac).

◆

Die Demagogen in der Kunst. — Hugo, Michelet, Sand, Richard Wagner.

◆

Frankreich, welches immer das meisterhafte Geschick gehabt hat, auch die unangenehmen Thatsachen des Geistes in's Reizende und Verführerische zu wenden, zeigt auch heute, als Schule und Schaustellung aller *Zauber der Skepsis*, seinen Cultur-Vorrang über Europa. Es fehlt da freilich für Vergewegnere nicht an Gründen zum Lachen und Lächeln; nicht Jeder dieser „Zauberhaften“ riecht Unsereinem so gut, als ein Pariser es wünschen möchte. Ich gestehe z. B., dass der weichlich-unbestimmte Bonbon-Geruch Renan's meinen Nüstern nicht zusagt: als welcher Gelehrte, ungewiss und undulatorisch, wie eine Biene von Blume zu Blume flatternd, als eine Art katholischer Schleiermacher gern darüber täuschen möchte, dass sein Wille ersichtlich ganz ausser Stande ist, zwischen allen den Wohlgerüchen des Orients und Occidents, die er kennt, noch zu *wählen*. Schlimmer noch stand

es mit Sainte-Beuve, jenem vorzeitig abgebrannten Dichter und Mystiker der Sinne, dem die Fertigkeit übrig blieb, „Seelen“ anzuempfinden, wie Renan Religionen und Landschaften anempfindet: was hat er sich bemüht, zu verbergen, dass er weder im eignen Rückgrat, noch in der Philosophie irgend einen Halt mehr habe, ja sogar eines festen Geschmacks in artibus et litteris entbehre!



Wie die feinen und unsicheren Windhunde des Pariser Geistes heute mit einem wollüstigen Geschmeichel um ihren Renan herumschnüffeln!



Was soll man von dem französischen Geschmack halten! Doudan sagt: *c'est un bruit dans les oreilles et un petit mal de cœur indéfinissable qu'on n'aime pas à sentir.*



Goncourt: „Voltaire der letzte Geist des alten Frankreich, Diderot der erste des neuen. Voltaire hat das Epos, die Fabel, die kleinen vers, die Tragödie zu Grabe getragen. Diderot hat den modernen Roman, das Drama und die Kunstkritik inaugurirt.“



Scribe: kennt das Metier, aber er kennt die Kunst nicht. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie; es fehlt völlig an Stil!



Flaubert: „De la forme naît l'idée“ — höchste Formel der Schule, nach Théophile Gautier.

◆

Das „*Objectiv-sein-wollen*“, z. B. bei Flaubert, ist ein modernes Missverständniss. Die grosse Form, die von allem Einzelreiz absieht, ist der Ausdruck des *grossen* Charakters, der die Welt sich zum Bilde schafft: der von allem „Einzelreiz weit absieht“ — Gewalt-Mensch! Es ist Selbstverachtung aber bei den Modernen: sie möchten wie Schopenhauer sich in der Kunst „los werden“ — hineinflüchten in's Object, sich selber „leugnen“. Aber es giebt kein „Ding an sich“ — meine Herren! Was sie erreichen, ist Wissenschaftlichkeit oder Photographie, d. h. Beschreibung ohne Perspektiven, eine Art chinesischer Malerei, lauter Vordergrund und alles überfüllt. — In der That ist sehr viel *Unlust* in der ganzen modernen historischen und naturhistorischen Wuth, — man flüchtet vor sich und auch vor dem Ideal-bilden, dem *Besser-machen*, dadurch dass man sucht, wie Alles *gekommen* ist: der Fatalismus giebt eine gewisse Ruhe vor dieser Selbst-Verachtung.

Die französischen Romanschriftsteller schildern *Ausnahmen*, und zwar theils aus den höchsten Sphären der Gesellschaft, theils aus den niedrigsten — und die Mitte, der bourgeois, ist ihnen allen gleich *verhasst*. Zuletzt werden sie Paris nicht los.

◆

Die Goncourts fanden Flaubert campagnardisé, zu gesund, zu robust für sie, — sie bemerken, dass sein Talent sich für sie *vergröbert* . . . Was muss sich für Die das Talent Heine's vergröbert haben: — daher der Hass . . . Ungefähr der Hass des Novalis gegen Goethe.

◆

Flaubert hielt weder Mérimée noch Stendhal aus; man konnte ihn wüthend machen, wenn man „Monsieur Beyle“ in seiner Gegenwart citirte. Der Unterschied liegt darin: Beyle stammt von Voltaire, Flaubert von Victor Hugo.

◆

Die „Männer von 1830“ (— Männer? . . .) haben eine unsinnige Vergötterung mit der *Liebe* getrieben: Alfred de Musset, Richard Wagner; auch mit der Ausschweifung und dem Laster . . .

„Je suis de 1830, moi! J'ai appris à lire dans Hernani, et j'aurai voulu être Lara! J'exècre toutes les lâchetés contemporaines, l'ordinaire de l'existence et l'ignominie des bonheurs faciles.“ Flaubert.

◆

„In Salambo kommt Flaubert zum Vorschein, geschwollen, declamatorisch, melodramatisch, verliebt in die dicke Farbe.“ (Goncourt.)

◆

Die Psychologie dieser Herren Flaubert ist in summa falsch: sie sehen immer nur die Aussenwelt wirken und das ego geformt (ganz wie Taine?), — sie kennen nur die Willens-Schwachen, wo désir an Stelle des Willens steht.

◆

Was ich lache über Flaubert, mit seiner Wuth über den bourgeois, der sich verkleidet, ich weiss nicht als was! Und Taine, als Monsieur Graindorge, der durchaus Weltmann, Frauenkenner u. s. w. sein will!

◆

Zola: — ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen Milieu es zu einer Art von Dictatur zu bringen. Dahin gehört die absichtliche *Vergrößerung* der Principien, damit sie als Commando wirken.

◆

Das Gemeinsame in der Entwicklung der *Europäer-Seele* ist z. B. zu merken bei einer Vergleichung Delacroix' und Richard Wagner's: der Eine peintre-poète, der Andere Ton-Dichter, nach der Differenz der französischen und deutschen Begabung. Aber sonst gleich. Delacroix übrigens auch *sehr* Musiker. Eine Coriolan-Ouverture. Sein erster Interpret *Baudelaire*, eine Art Richard Wagner ohne Musik. Der *Au druck*, expression, von Beiden vorangestellt, alles Uebrige geopfert. Von Litteratur abhängig Beide, höchst gebildete und selbst schreibende Menschen. Nervös-krankhaft-gequält, ohne Sonne.

◆

Baudelaire — ganz deutsch bereits, eine gewisse hypererotische Ankränkelung abgerechnet, welche nach Paris riecht.

◆

Die wahre Civilisation besteht, nach Baudelaire, dans la diminution du *péché originel*.

◆

Tartuffe. Keine Komödie, sondern ein Pamphlet. Ein Atheist, wenn er zufällig ein Mann von guter Erziehung ist, wird in Hinsicht auf das Stück denken, dass man gewisse schwere Fragen nie der Canaille ausliefern soll. (Baudelaire.)

◆

Baudelaire sagt von sich: „De Maistre und Edgar Poe haben mich räsonniren gelehrt.“

1844 c. Baudelaire abhängig von Sainte-Beuve (Joseph Delorme). Sainte-Beuve sagt zu ihm: „Vous dites vrai, ma poésie se rattache à la vôtre. J'avais goûté du même fruit amer, plein de cendres, au fond.“



Baudelaire: Concevoir un canevas pour une bouffonnerie lyrique — et traduire cela en un roman sérieux. Noyer le tout dans une atmosphère anormale et songeuse, dans l'atmosphère des *grands jours*. — Que ce soit quelque chose de berçant et même de serein dans la passion. — Régions de la *poésie pure*.

Die vorliegende Ausgabe der Werke Friedrich Nietzsches wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber sind: Dr. Richard Oehler, Max Oehler und
Dr. Friedrich Chr. Würzbach.

Nachbericht.

Abkürzungen:

- W. = Gesamtausgaben von Nietzsches Werken (Groß- und Kleinoktav, die in Text und Seitenzahlen übereinstimmen; die Philologica hat nur die Großoktav-Ausgabe).
Br. = Gesammelte Briefe (1. u. 2. Aufl.).
Br. G. an N. = Briefe Gasts an Nietzsche, erschienen im Verlage der Nietzsche-Gesellschaft.
Br. N. an Ov. = Brief-Wechsel Nietzsche-Overbeck. Insel-Verlag.

Der Fall Wagner.

Am 4. Mai 1888 schreibt Nietzsche an Georg Brandes: „Diese Wochen in Turin, wo ich noch bis zum 5. Juni bleibe, sind mir besser geraten als irgendwelche Wochen seit Jahren, vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesamt-Konzeption von oben nach unten sehen zu können: wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie im Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte. Es hängt alles zusammen, es war schon seit Jahren alles im rechten Gange, man baut seine Philosophie wie ein Biber, man ist notwendig und weiß es nicht: aber das alles muß man *sehn*, wie ich's jetzt gesehen habe, um es zu glauben“ (Br. III, 305 f.). Diese Zeit aber ist die der Entstehung des „Fall Wagner“ (An Gast am 20. April 1888 bereits: „Ich bin guter Laune, in Arbeit von früh bis Abend — ein kleines Pamphlet über Musik beschäftigt meine

Finger“ Br. IV², 369). Also gehört diese Schrift gegen Wagner ganz gewiß in den großen Zusammenhang der „Umwertung aller Werte“ hinein, an der Nietzsche in den späteren 80er Jahren, besonders aber im Jahre 1888 selbst unablässig arbeitete. Ausdrücklich bestätigt wird der enge Zusammenhang mit der „Umwertung“ durch Briefe Nietzsches an Gast vom 17. Mai 1880 („nachdem ich Tag für Tag ‚Werte umgewertet‘ habe“ Br. IV², 378) und an Brandes vom 23. Mai 1888 („Diese Wochen habe ich dazu benutzt, ‚Werte umzuwerten“ Br. III, 308), sowie durch das Selbstzeugnis in *Ecce homo*: „Und so habe ich, zwei Jahre ungefähr vor dem zerschmetternden Blitzschlag der *Umwertung*, der die Erde in Konvulsionen versetzen wird, den ‚Fall Wagner‘ in die Welt geschickt“ (W. XV, S. 115). Frau Förster-Nietzsche nimmt an, daß Nietzsche ursprünglich beabsichtigte, die Frage Wagner im „Willen zur Macht“ selbst bei dem Problem der Modernität zu behandeln: „Seine damalige Beschäftigung mit dem Problem der Modernität als einem Kapitel des ‚Willens zur Macht‘ hatte ihm deutlich gezeigt, daß eine seiner Hauptlehren: die Gegenüberstellung des aufsteigenden Lebens, das sich in der Herrenmoral und der klassischen Kunst zeigt, und des niedergehenden Lebens, das sich als Sklavenmoral und romantische Kunst manifestiert — von Niemand begriffen worden war.“ — „Indem er die Modernität prüfte, trat das Problem Richard Wagner ihm besonders nahe. Er hatte beabsichtigt, dieses Problem im ersten Buch des ‚Willens zur Macht‘ in dem Kapitel ‚Modernität‘ ausführlich zu behandeln“ (Der einsame Nietzsche, 1922, S. 462 und 458). Das ist sicher richtig. Nur entsteht nunmehr die Frage, weshalb Nietzsche den „Fall Wagner“ aus dem Umwertungsmaterial heraushob, ihn selbständig behandelte und als besondere Schrift veröffentlichte. Keinesfalls dürfen wir dabei an eine zufällige Veranlassung denken, etwa die, daß er gehört habe, Bülow wolle sich über Wagner öffentlich äußern. Denn erst am 12. September 1888, also *nach* der Drucklegung des „Fall Wagner“, schreibt Nietzsche an Gast: „Eben höre ich, daß von Hans v. Bülow eine Schrift erscheinen wird ‚Alt- und Neu-Wagnerianer‘ betitelt. Das Zusammentreffen mit meinem Pamphlet ist kurios“ (Br. IV², 401). Den wahren Grund für das Herausnehmen der Wagnerschrift aus dem Gesamtplan des Umwertungswerkes finden wir von Nietzsche selbst angegeben. Am 3. Mai 1888 schreibt er an die Schwester in Paraguay:

„Hier komme ich zu meiner augenblicklichen Beschäftigung, einer kleinen Schrift, die sich zu einem Pamphlet über Musik entwickelt und gegen Wagner wendet. Auch hier mache ich Krieg und zwar, wie es sich von selbst versteht, den leidenschaftlichsten Krieg, da ich nichts in der Welt so wie Wagner und seine Musik geliebt und bewundert habe . . . Jetzt aber hat die Wagnerei ihre Zeit gehabt, sie wirkt verderblich. Das sollte sich ihre Gefolgschaft sagen. Sie sagt es sich aber nicht! Im Gegenteil, sie wird immer fanatischer, verworrener, christlicher und verdüsterter — wie das gesamte Europa. Die Wagnerei ist nur ein Einzelfall“ (Br. V, 776f.). Im gleichen Sinne an Jakob Burckhardt am 13. September 1888: „Vielleicht habe ich ein Recht, von diesem ‚Fall Wagner‘ einmal *deutlich* zu reden, — vielleicht selbst eine Pflicht. Die Bewegung ist jetzt in höchster Glorie. Drei Viertel aller Musiker ist ganz oder halb überzeugt, von St. Petersburg bis Paris, Bologna und Montevideo leben die Theater von dieser Kunst, jüngst hat noch der junge deutsche Kaiser die ganze Angelegenheit als nationale Sache *ersten Ranges* bezeichnet und sich an deren Spitze gestellt: Gründe genug, daß es *erlaubt* ist, auf den Kampfplatz zu treten“ (Br. III, 193). Die „Wagnerei“ erschien Nietzsche als eins der wesentlichsten Hindernisse der Gegenwart bei der Durchführung des ungeheuren Projekts der Umwertung aller Werte, als deren positives Ergebnis der Wille zur Macht als fruchtbares Grundprinzip für das Leben der Einzelnen wie der Völker erschaut wurde. Daher dieser gewaltige Einzelangriff vor der „Umwertung“, wie er kurz darauf in der „Götzen-Dämmerung“ einen zweiten Angriff auf Einzelercheinungen der Moderne folgen ließ, wie er abermals kurz nachher als erstes Buch der „Umwertung aller Werte“ den Generalangriff auf das Christentum unternahm: immer nur handelte es sich in diesen drei Fällen um die Absicht der Hinwegräumung der bedenklichsten Kulturhindernisse, damit der Platz für den großen positiven Aufbau des „Willens zur Macht“ frei würde.

Innerhalb der Gesamtaufgabe der „Umwertung“ indessen blieb der „Fall Wagner“ doch zuletzt nur eine Episode, ein Erholungsspiel. Das Gefühl der welthistorischen Bedeutung seiner Haupttat ließ Nietzsche eine Kriegserklärung selbst an einen solchen Gegner wie Richard Wagner nur als Nebenleistung erscheinen: „Aufrichtig gesagt, einen *Wagner abtun*, gehört, inmitten der über alle Maßen schweren Aufgabe meines Lebens, zu den wirklichen ‚Erholungen‘

(an Malwida von Meysenbug 4. Oktober 1888, Br. III, 639, vgl. auch Br. N. an Ov., S. 440, Br. III, 192, Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1368, Br. V, 806). Daher die „Heiterkeit“ des Tones (Br. I³, S. 533). „Der ‚Fall Wagner‘ ist Operetten-Musik“ (Br. IV², 420), er ist eine „übermütige Farce“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1371). So heißt es in Ecce homo: „In solchen Fällen heiter sein und sich gutmütig mit verspotten — *ridendo dicere severum*, wo das *verum dicere* jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst“ (W. XV, S. 108). Zu dieser heiteren Überlegenheit der Stimmung hat die günstige klimatische Konstellation im Frühling 1888 in Turin, wo Nietzsche den „Fall Wagner“ schrieb, viel beigetragen. „Hier gibt es eine herrliche trockene Luft, die ich noch nicht in einer Stadt gefunden habe. Sehr anregend, sehr Appetit machend; es gab Tage, wo ich wie im Engadin zu sein glaubte . . . Eigentlich ist es die einzige Stadt, in der ich gern lebe“ (an die Mutter April 1888, Br. V, 773). „Ich bin guter Laune, in Arbeit von früh bis Abend — ein kleines Pamphlet über Musik beschäftigt meine Finger —, verdaue wie ein Halbgott, schlafe, trotzdem daß die Karossen nachts vorüberrasseln: alles Zeichen einer eminenten Adaptation von Nietzsche an Torino. Das tut die *Luft*: — trocken, anregend, lustig; es gab Tage mit dem allerschönsten Engadin-Charakter der Luft“ (an Gast 20. April 1888, Br. IV², 369). „In Turin ist, mit spielender Leichtigkeit, ein entscheidendes Stück *Musiker-Psychologie* zustande gekommen“ (Br. V, 794). Die Schrift ist „noch in den guten Tagen von Turin entstanden“ (Br. III, 312, vgl. Br. I³, 511).

Wichtig für die Einreihung des „Fall Wagner“ in Nietzsches Gesamtplan der „Umwertung“ sind auch die beiden „Nachschriften“ und der „Epilog“. Am 9. August 1888 meldet Nietzsche an Gast: „Es gibt noch *Nachschriften* zu meinem ‚Brief‘ zu korrigieren, — ich bedaure Sie! Sehr gepfeffert und gesalzen; in der *zweiten* Nachschrift fasse ich das Problem in erweiterter Form an den Hörnern (— ich werde nicht leicht Gelegenheit haben, von diesen Dingen *wieder* zu reden; die einmal gewählte Form erlaubt mir viele ‚Freiheiten‘ —)“ (Br. IV², 394). Und am 11. August: „Im Schluß des Ganzen bin ich auf den Gesichtspunkt des ‚Vorworts‘ zurückgekommen: zugleich um der Schrift den Charakter des Zufälligen zu nehmen, — um ihren Zusammenhang mit meiner ganzen Aufgabe und Absicht *hervorzuheben*“ (Br. IV², 396). „Ich war beim Durchlesen äußerst erbaut,

den „Epilog“ hinzugeschrieben zu haben: das *Niveau* der Schrift erhebt sich damit ungeheuer, — sie erscheint nicht mehr als Einzelheit, als Kuriosum inmitten meiner Aufgabe“ (Br. IV², 403). Er arbeitet diese für die Gesamtauffassung der Schrift ihm so wichtigen Nachschriften mehrfach um: „Genannten Epilog habe ich noch mehrere Male *umgearbeitet*: das, was Ihnen aus der Druckerei zugeht, ist *noch nicht* das Rechte“ (an Gast am 18. August Br. IV², 398). „Lieber Freund, ich sende eben den Epilog an Naumann ab, mit der Bestimmung, daß er zu einer *letzten Revision* Ihnen noch einmal vorgelegt wird“ (an Gast am 24. August 1888 Br. IV², 399).

Das Manuskript entstand im wesentlichen im April und Mai 1888 in Turin. Am 17. Juli teilt Nietzsche Gast den Beginn des Druckes bei Naumann mit: „Das Manuskript ist den 19. Juli in seinen (Naumanns) Händen“ (Br. IV², 392). Die erste Niederschrift war aber so unleserlich gewesen, daß Nietzsche sich entschließen mußte, eine zweite anzufertigen. „Das Manuskript ist bereits in der Druckerei. Es war schon einmal dort, wurde mir wegen Unleserlichkeit zurückgeschickt. Ich hatte die Abschrift in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, daß die lateinischen Buchstaben ebensogut als griechische verstanden wurden (— eine kleine Druckprobe *bewies* mir das)“ (an Fuchs 24. Juli 1888 Br. I³, 511, vgl. Br. V, 786). Die Nachschriften sind Anfang August entstanden. Gedruckt wurde die Schrift vom 29. Juli bis Ende August (Br. IV², 508); 13. August: „wir sind wieder in voller Druckarbeit“ (Br. V, 788). Um Mitte September erschien sie. Am 16. September schreibt Nietzsche an Gast: „Ich habe beim Schreiben eben als Unterlage das *erste* fertige Exemplar vom ‚Fall Wagner‘ Naumann meldet, daß die öffentliche Versendung am 22. September beginnt“ (Br. IV², 403).

Die Wirkung des „Fall Wagner“, soweit Nietzsche sie noch bewußt erlebte, war, wie vorauszusehen, so entgegengesetzt, wie nur irgend denkbar. Bei keiner von Nietzsches Schriften war der Abstand der Beurteilungen voneinander gleich gross gewesen. Der äußere Erfolg des Buches zunächst schien hervorragend zu werden. Bereits im September 1888 schreibt Nietzsche an Overbeck: „Mein Verleger meldet mir, daß schon seit ein paar Wochen (auf die erste Ankündigung im Buchhändler-Blatt) soviel Bestellungen darauf eingelaufen sind, daß die Auflage von 1000 Ex. als erschöpft gelten kann“ (Br. N. an Ov., 434; vgl. Br. III, 639). Aber er verlor zugleich durch den „Fall

Wagner“ die Liebe der von ihm am meisten Geliebten. Die Schwester in Paraguay schrieb ihm „ganz erschrocken und betrübt darüber“, was ihn tief verletzte; der Briefentwurf an sie aus dem Dezember 1888 ist des Zeuge (Br. V, 805 ff.). Malwida von Meysenbug antwortete mit einem „bitterbösen Brief“ auf die Schrift, was Nietzsche zu strengen Entgegnungen gegenüber der bis dahin bewährten Freundin veranlaßte (Br. III, 649 ff.). Auch andere Freunde waren ernstlich befremdet. Nietzsche berichtet darüber an Brandes am 20. Oktober 1888: „Ich habe selbst bei Näheren und Nächsten einen heillosen Schrecken hervorgebracht. Da ist zum Beispiel mein alter Freund Baron Seydlitz in München unglücklicherweise gerade Präsident des Münchener Wagner-Vereins; mein noch älterer Freund, der Justizrat Krug in Köln, Präsident des dortigen Wagner-Vereins“ (Br. III, 317). Sodann kam ein heftiger Angriff aus dem Lager der Wagnerianer, den Nietzsches Verleger E. W. Fritzsche selbst in seinem „Musikalischen Wochenblatt“ Nr. 44 vom 25. Oktober 1888 veröffentlichen ließ. Gast berichtet über den Artikel an Nietzsche am 16. November folgendermaßen: „Dieser Tage las ich eine solche Bestrafung . . . im „Musikalischen Wochenblatt“. Vielleicht hat Fritzsche, als taktloser Musikmensch, Ihnen den Aufsatz Richard Pohls zur Erheiterung übersandt. Nach diesem Aufsatz haben Sie eine Oper komponiert, welche vermutlich nirgends angenommen wurde, während Wagners Opern sich immer mehr verbreiteten. Verstimmung gegen Wagner, schließlich gänzliche Lossagung . . . Die Einbildung Pohls, mit seinem beschränkten Artikel etwas gegen Ihr Weltgericht getan zu haben, ist urkomisch. Auch er, wie die gewöhnlichen Menschen immer, sucht hinter Ihrer Sachlichkeit persönliche Gründe!“ (Br. G. an N., Bd. 2, S. 165). Dieser taktlose Angriff löste in Nietzsche eine starke Erregung aus. Am 25. und 26. November schreibt er an den Verleger C. G. Naumann: „Herr E. W. Fritzsche hat eine *haarsträubende* Taktlosigkeit gegen mich verübt und einer alten Gans erlaubt, mich in der armselig persönlichsten Weise in seinem eigenen Blatte zu verhöhnen. Darauf habe ich Fritzsche angefragt, wieviel er für meine ganze Literatur haben wolle, — es sei mir nicht erlaubt, dieselbe in solchen Händen zu lassen.“ — „Ich schreibe Ihnen noch einmal; die Frage, um die es sich handelt, ist ersten Ranges. Alles erwogen, ist die unqualifizierbare Handlung des E. W. Fritzsche ein Glücksfall, der nicht hoch genug zu schätzen ist. *Ohne* diese Handlung, welche

nicht nur eine Taktlosigkeit, sondern eine *Ehrverletzung* ist (— er hat mir die armseligsten persönlichen Motive für meine Schrift gegen Wagner untergeschoben, mir dem *unpersönlichsten* Menschen, den es vielleicht gegeben hat) würde ich kein Mittel haben, meine Schriften aus seinen Händen zu ziehen. Jetzt aber kann ich es nicht nur, ich *muß* es: in einem Augenblick, wo mein Leben in einer ungeheuren Entscheidung ist und eine Verantwortlichkeit auf mir liegt, für die es keinen Ausdruck gibt, vertrage ich es nicht, daß man an mir begeht. Der Verleger des „Zarathustra“! (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1383).

Dagegen waren andere öffentliche Äußerungen zustimmend und taten Nietzsche wohl. So die von Spitteler im Berner „Bund“ vom 8. Nov. 1888 (auch in den „Basler Nachrichten“; vgl. Br. IV², 417). Ferner vor allem die Besprechung des „Fall Wagner“ von Peter Gast im „Kunstwart“ 4. Stück 1888 (Br. IV², 429). Auch Freiherr von Gersdorff antwortete zustimmend (Br. IV², 406), ebenso Georg Brandes (Br. III, 314), aus Paris und Petersburg kamen begeisterte Äußerungen: „In Paris hat mein ‚Fall Wagner‘ Aufsehen gemacht; man sagt mir, ich müsse ein geborener Pariser sein: — noch nie habe ein Ausländer so französisch *gedacht* wie ich im ‚Fall‘. — Von Petersburg bekomme ich wahre Huldigungs-Schreiben, eingerechnet Liebeserklärungen“ (an Overbeck Dez. 1888, Br. N. an Ov., 446, vgl. auch 443f.). Bei weitem das Wertvollste wußte wiederum Peter Gast zu sagen, es soll hier den Abschluß bilden: „Ich glühe noch von der Freude über die ersten Seiten Ihrer neuen Schrift und komme eigentlich nur, um Ihnen für das außerordentliche Vergnügen, die tiefe Belehrung zu danken, wie Ihnen zur Vollendung dieser so glanzvoll beginnenden Schrift zu gratulieren. Nur vor *Ihrem* Blick konnten sich die Wagner’schen Re- und Idealitäten in so eklatanter Weise ordnen, nur aus Ihrer Höhe kann diese erfrischende, säubernde Windsbraut wehen. Diesmal kommt mir Ihre Sprache noch munterer, als das letzte Mal vor. Ich würde sagen, sie ist im Sechsstel-Takt geschrieben, wenn die der Abhandlung über Bedeutung asketischer Ideale im Zweiviertel-Takte stand. Und dieser satirische Geist! — Gute Menschen, die nicht einmal ahnen, daß man die Sorge um’s Geschick der Kunst, wie Sie, zu einer wirklich persönlichen machen könne, werden ihn teuflisch nennen. Aber es geht nicht anders; gerade Sie, der das eigentlich gelehrte

Material zur tief sinnigen ‚weittragenden‘ Auffassung W.’s geliefert und damit eine ganz neue Phase der Wagner-Verehrung geschaffen hatte, sind es beinahe sich selbst schuldig, mit flammendem Schwert dreinzuhauen in die täglich wachsende Verdummung durch Wagners Verehrer. Aufzuhalten werden auch Sie den Strom des Blödsinns kaum vermögen; aber einst wird man wenigstens wissen, daß der Prediger des rechten Weges da war und unbeachtet blieb“ (Br. G. an N., Bd. 2, S. 144f.).

Die Götzendämmerung.

Die „Götzendämmerung“ bezeichnet Nietzsche in einem Brief an Gast „in Allem als Zwillings zum ‚Fall Wagner‘“ (Br. IV², 402). „Beide Schriften“ sind ihm „nur wirkliche Erholungen inmitten einer unermeßlich schweren und entscheidenden Aufgabe“ (Br. I³, 536). Wie verhält sich diese Schrift nun zu dem Umwertungswerk? Ihr Inhalt ist nicht einfach dem Umwertungsmaterial entnommen. Vielmehr ist sie für Nietzsche „eine sehr kühn und präzise hingeworfene Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen *Heterodoxien*: sodaß die Schrift als *einweihend* und *appetitmachend* für meine *Umwertung der Werte* . . . dienen kann“ (Br. IV², 401). Nietzsche nennt diese Vorbereitung auf seine „Umwertung“ ein „Vademecum meiner Philosophie“ (Br. IV², 414), häufig bezeichnet er sie als seine „Philosophie in nuce — radikal bis zum Verbrechen“ (Br. III, 318), „eine andre Sache . . . welche meine *Philosophie* in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt“ (Br. I³, 533), auch als „eine Gesamteinführung in meine Philosophie“ (Br. I³, 529). Die „Götzendämmerung“ ist also eine frisch und selbständig konzipierte und abgefaßte Schrift, die der „Umwertung“ die Wege bahnen sollte. Damit sie vorbereitend wirken könne, sollte zwischen ihrer Veröffentlichung und der der „Umwertung“ eine geraume Zeit verstreichen: „Diese Schrift . . . muß möglichst bald heraus: weil ich eine Zwischenzeit brauche bis zur Veröffentlichung der ‚Umwertung‘“ (Br. IV², 402).

Bei alledem ist die Schrift natürlich durch und durch Umwertungsgeist. „Das, was *Götze* auf dem Titelblatt heißt, ist ganz einfach das, was bisher Wahrheit genannt wurde. *Götzen-Dämmerung* — auf deutsch: es geht zu Ende mit der alten Wahrheit“ (Ecce homo, W XV, S. 105). Aber sie ist gleich dem „Fall Wagner“ mehr auf die Gegenwart eingestellt als auf die großen kulturhistorischen Gesamtansichten. „Es gibt keine Realität, keine ‚Idealität‘, die in dieser Schrift nicht berührt würde . . . Nicht bloß die ewigen Götzen, auch die allerjüngsten, folglich altersschwächsten. Die ‚modernen Ideen‘ zum Beispiel“ (Ecce homo, W XV, S. 106). „Es ist viel darin von Urteilen über Gegenwärtiges, über Denker, Schriftsteller usw.“ (Br. IV², 401). „Im übrigen ist sie sehr ‚zeitgemäß‘: ich sage über alle möglichen Denker und Künstler des heutigen Europa meine ‚Artigkeiten‘“ (Br. N. an Ov., 434). Insbesondere werden die Deutschen als die Verhinderer der großen Umgestaltung, sie, „die alle großen Malheurs der Kultur auf dem Gewissen haben“ (Br. N. an Ov., 440), hart angegriffen. „Gegen die Deutschen gehe ich darin in ganzer Front vor“ (ebenda). „Den Deutschen werden manche Wahrheiten gesagt, insbesondere wird meine geringe Meinung über die reichsdeutsche Geistigkeit begründet“ (Br. IV², 401f. und sonst mehrfach).

Geschrieben wurde die „Götzendämmerung“ in ganz kurzer Zeit. Als Datum festlegen läßt sich nur der Tag der Absendung des Manuskriptes, nämlich der 9. September 1888: „Ich habe heute morgen das sorgfältigste, sauberste und ausgearbeitetste Manuskript, das ich je verfaßt habe, an die Druckerei geschickt“ (Br. I³, 529). Allerdings am 7. September schreibt Nietzsche auch bereits an C. G. Naumann: „Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1371). Wann die Schrift begonnen wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Kürze der Zeit wird mehrfach bezeugt: „Das Werk von so wenig Tagen, daß ich Anstand nehme, ihre Zahl zu nennen“ (Ecce homo, W XV, S. 105). „Ich mag gar nicht nachzählen, in wie wenig Tagen es zustande gekommen“ (Br. I³, 529). Hinsichtlich der genauen Anzahl der Tage aber schwanken die Angaben von Nietzsche zwischen 10 und 20: „Man kann 10 Tage nicht nützlicher verwenden: denn mehr Zeit hat mich das Buch nicht gekostet“ (Br. IV², 422). „Jenen ‚philosophischen Müßigang‘ habe ich in 20 Tagen abgemacht“ (Br. N. an Ov., 435; vgl. auch Br. V, 794). — Am 7. September schrieb Nietzsche an

Naumann: „*Nachsendungen* von Ms. haben Sie nicht zu fürchten“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1371). Aber am 18. September meldet er ihm doch noch eine erhebliche Veränderung: „Anbei folgt das *Vorwort*, das gilt. — Was ich Ihnen bisher als Vorwort geschickt habe (das *gestrichene* Stück natürlich abgerechnet), ist von mir noch etwas fortgesetzt worden, so daß es jetzt *in* das Buch kommen soll — und zwar an vorletzter Stelle (— den Schluß bilden die Streifzüge eines Unzeitgemäßen). Wir wollen dem Aufsatz den Titel geben:

Was den Deutschen abgeht.

Er hat jetzt mit seiner Verlängerung, die ich Ihnen heute übersende, im Ganzen 7 kleine Abschnitte. Entsprechend muß auch in der Inhaltsangabe dieser Titel eingetragen werden. Das *Vorwort* ist jetzt viel kürzer und zweckentsprechender“ (a. a. O. S. 1373, vgl. indessen die Bemerkung in Ecce homo: „Am gleichen Tage [am 30. September] schrieb ich noch das *Vorwort* zur ‚Götzendämmerung‘“ W XV, S. 107; ferner die Dattierung unter dem Vorwort der „Götzendämmerung“ selbst W VIII, S. 60). — Der Titel des Werkes lautete zuerst „Müßiggang eines Psychologen“ (so an Naumann 7. Sept., an Fuchs 9. Sept., an Gast 12. Sept. u. sonst). Gast aber schrieb dazu am 20. September: „Der Titel ‚Müßiggang eines Psychologen‘ klingt mir, wenn ich mir vergegenwärtige, wie er auf Nebenmenschen wirken könne, zu anspruchslos: Sie haben Ihre Artillerie auf die höchsten Berge gefahren, haben Geschütze, wie es noch keine gegeben, und brauchen nur blind zu schießen, um die Umgegend in Schrecken zu versetzen. Eines Riesen Gang, bei dem die Berge in den Urgründen erzittern, ist schon kein Müßiggang mehr“ (Br. G. an N., Bd. 2, S. 153). Nietzsche antwortete am 27. September: „Was den *Titel* angeht, so kam Ihrem *sehr humanen* Einwande mein eigenes Bedenken zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der *Vorrede* die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genügt . . . Der neue Titel soll sein:

Götzen-Dämmerung.

Oder:

Wie man mit dem Hammer philosophiert.

Von

F. N.

Der Sinn der Worte, zuletzt auch an sich erratbar, ist, wie gesagt, das Thema der *kurzen Vorrede*“ (Br. IV², 405 f.).

Hinsichtlich der Drucklegung hatte Nietzsche am 12. September an Gast geschrieben: „Diese Schrift muß möglichst bald heraus.“ Am 13. Sept. heißt es in einem Brief an Frhr. v. Seydlitz: „Ende des Jahres wird eine andere Sache von mir öffentlich . . .“ (Br. I³, 533). Am 16. September dagegen schreibt er wiederum an Gast: „Wir dürfen jetzt *unter keinen Umständen* etwas Neues herausgeben . . . bis *Ostern* darf das übersandte Manuskript in Leipzig warten.“ Daß diese Verfügung Nietzsches, bis Ostern 1889 zu warten, aber nicht eingehalten sondern doch mit dem Druck begonnen wurde, erklärt Gast damit, „daß, als das G. D.-Manuskript bei Naumann eintraf, gerade einige Setzer frei waren und der Satz sofort in Angriff genommen werden konnte. Am gleichen Tag, an welchem Nietzsche nach Leipzig schrieb, man möchte bis Ostern 89 warten, ging an ihn nach Sils bereits der 1. Korrekturbogen der Gd. ab“ (Br. IV², 511). Nietzsche war es zufrieden und ließ der Drucklegung ihren Lauf. An C. G. Naumann am 18. September: „Sehr überrascht, aber noch mehr erbaut davon, daß Sie sofort an den Druck des ‚Müßiggangs‘ gegangen sind“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1373). Die Korrektur war beendet am 22. Oktober (Br. IV², 512), die ersten Exemplare trafen bei Nietzsche am 25. November ein (Br. IV², 421), im Buchhandel kam die Schrift erst nach Nietzsches Erkrankung im Februar 1889 heraus (Br. IV², 513).

Der „Götzendämmerung“ gegenüber konnte sich Peter Gast gar nicht genug tun an begeisterten Äußerungen: „Nein, wenn ich doch nur imstande wäre, Ihnen den Eindruck zu schildern, den alle Ihre Gedanken, namentlich aus der letzten Zeit, auf mich machen!“ (Br. G. an N. Bd. 2, S. 153). „Sie können sich denken, verehrter Herr Professor, mit welchem innerlichen Jauchzen ich die Bogen dieses neuen Werkes gelesen!“ (ebenda S. 156). „Welche ‚Aufklärungen‘, welche *Ekstasen des Lernens* verdanke ich Ihrem weltregierenden Geiste! . . . Erst von Ihnen aus gibt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Cultur“ (ebenda S. 160). „Ihre Worte *meißeln* sich mir geradezu ins Gedächtnis; ich kann sie auswendig, sobald ich sie gelesen“ (ebenda S. 171). Und Nietzsche freute sich dessen: „Mit Ihrem Brief haben Sie mir eine große Freude gemacht. Im Grunde habe ich's nicht annähernd von irgend jemand erlebt, zu hören, *wie stark* meine Gedanken wirken“ (Br. IV², 413).

Der Antichrist.

Frau Förster-Nietzsche sagt im „Einsamen Nietzsche“ über das Verhältnis der „Umwertung aller Werte“ zum „Willen zur Macht“: „Nietzsches philosophisch-theoretisches Hauptwerk war bis dahin immer ‚Wille zur Macht‘ genannt worden und trug nur als Untertitel die Beifügung ‚Versuch einer Umwertung aller Werte‘. Nach der Vollendung der ‚Götzendämmerung‘ wird der Untertitel zum alleinigen Haupttitel, und zwar findet nicht nur eine Titelumänderung statt, sondern auch eine vollständige Verschiebung des Inhalts. Er nimmt nur einen Teil des ungeheuren Stoffes, und zwar aus dem Inhalt des zweiten Buches des ‚Willens zur Macht‘ die Kapitel: Kritik des Christentums, der Moral und der Philosophie, und aus dem vierten Buche ‚Zucht und Züchtung‘ die Kapitel: Dionysos und Ewige Wiederkunft, und beabsichtigt, daraus das neue Werk ‚Umwertung aller Werte‘ zu formen. Aber er läßt, wie es scheint, den Inhalt des ersten und dritten Buches fast vollständig beiseite. Wir dürfen also die ‚Umwertung aller Werte‘, wie sie mit dem ersten Buch, dem ‚Antichrist‘, beginnt, wiederum nur als einen Teil seines großen philosophisch-theoretischen Hauptwerks, das er den ‚Willen zur Macht‘ genannt hat, betrachten. Die vier Bücher dieses neuen Werkes hießen: I. Der Antichrist, Versuch einer Kritik des Christentums; II. Der freie Geist, Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung; III. Der Immoralist, Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit, der Moral; IV. Dionysos, Philosophie der Ewigen Wiederkunft. Davon ist nur der ‚Antichrist‘ im September 1888 fertig geschrieben; zu den anderen Büchern gibt es nur wenige direkt dafür bestimmte Aufzeichnungen“ (Ausg. v. 1922, S. 496 f.).

Nietzsche versprach sich von der ‚Umwertung‘ eine ungeheure Einwirkung auf die Kulturentwicklung: „Es werden *vier* Bücher; sie erscheinen einzeln. Diesmal führe ich, als alter Artillerist, mein großes Geschütz vor: ich fürchte, ich schieße die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften auseinander“ (an Overbeck am 18. Oktober 1888, Br. N. a. Ov., 440; vergl. auch Br. I³, 536). „Was den Inhalt, die Leidenschaft des Problems betrifft, so schneidet dieses Werk durch Jahrtausende hindurch“ (an Overbeck S. 434). „Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden“ (an Brandes 20. Nov. 1888, Br. III, 321).

Das radikalste und schärfste im Angriff von diesen vier Büchern der „Umwertung“ wäre gewiß das erste, der „Antichrist“, gewesen. „Es läuft wirklich auf horrible Detonationen hinaus: ich glaube nicht, daß man aus der ganzen Literatur ein Seitenstück zu diesem *ersten* Buche in puncto Orchesterklang (eingerechnet Kanonendonner) findet“ (Br. IV², 406). „Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat“ (Br. III, 321). Aber nicht erst im Herbst 1888 hatte Nietzsche es als seine Aufgabe gefühlt, entscheidend in den Kampf gegen die christliche Wertungsweise einzugreifen. Schon im März 1883 schreibt er an Malwida von Meysenbug: „Wollen Sie einen neuen Namen für mich? Die Kirchensprache *hat* einen: ich bin der *Antichrist*“ (Br. III, 603).

Ausdrücklich als erstes Buch der „Umwertung aller Werte“ ist der „Antichrist“ von Nietzsche an zahlreichen Stellen in seinen Briefen bezeichnet worden, (so Br. I³, 536; III, 640; IV², 401, 406, 414; V, 794; Br. N. an Ov., 434, 439, 444).

Der „Antichrist“ wurde geschrieben vom 3. bis 30. September 1888. In „Ecce homo“ heißt es: „Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werks [Götzendämmerung] und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der *Umwertung* an, in einem souveränen Gefühl von Stolz, dem nichts gleich kommt, jeden Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in ehernen Tafeln grabend. Das Vorwort entstand am 3. September 1888 am Nachmittag des 21. kam ich in Turin an . . . Ohne Zögern . . . ging ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werks noch abzutun. — Am 30. September großer Sieg“ (W XV, S. 106f., vgl. auch Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1370 u. S. 1381).

Das fertige Werk wurde nicht zum Druck gegeben. Vielmehr sollten die Schriften „Fall Wagner“, „Götzendämmerung“ und „Ecce homo“ zunächst vorbereitend wirken. Dann erst, nach Jahresfrist etwa, sollte es veröffentlicht werden. „Um jenes außerordentlich *ernste* Werk, die *Umwertung aller Werte*, herausgeben zu können, bedarf es wirklich eines Jahres zum mindesten von Zwischenraum, *Zwischenzeit* in Hinsicht auf frühere Publikationen“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1373; vgl. Br. N. an Ov., 444).

Nietzsche contra Wagner.

Peter Gast erzählt über die Entstehung dieser Schrift: „Sie sollte vornehmlich einem aktuellen Zweck dienen. Als nämlich Nietzsches am 10. Dezember 1888 den ‚Kunstwart‘ mit meiner Besprechung des ‚Fall Wagner‘ erhielt, mußte er aus der langen Nachschrift, die der Redakteur Avenarius meinem Aufsatz angehängt hatte, mit Verwunderung ersehen, daß selbst ein so gut orientierter Kenner der zeitgenössischen Literatur wie Avenarius über die Datierung der Loslösung Nietzsches von Bayreuth sich im Irrtum befand. Die Deutschen hatten eben Nietzsches Schriften von ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ ab fast nicht mehr gelesen: als daher 1888 der ‚Fall Wagner‘ erschien und Sensation machte, glaubte man allgemein, Nietzsches Wegwendung von der Wagnerei sei erst in jüngster Zeit erfolgt. Um diesem Irrtum zu begegnen, stellte Nietzsche eine Reihe beweisender Aphorismen aus seinen Schriften seit 1878 zusammen und nannte diese Aktenstücke ‚Nietzsche contra Wagner‘. Anfangs wünschte Nietzsche, daß nicht er selbst, sondern jemand Fremdes sie veröffentlichte und bevorwortete: er verfiel auf Carl Spitteler, der sich im ‚Bund‘ vom 8. Nov. so zustimmend über den ‚Fall Wagner‘ geäußert hatte. Doch kam er von diesem am 11. Dez. ausgesprochenen Gedanken schon am 12. wieder zurück“ (Br. IV², 517). Die Schrift ist also ein Zwischenspiel aus Nietzsches letzter Schaffenszeit. Sie hängt organisch nicht mit der „Umwertung aller Werte“ zusammen. Immerhin legte ihr Nietzsche eine tiefere Bedeutung bei, als man meinen sollte. In dem Begleitbrief zu dem Manuskript bei Übersendung an den Verleger sagt er am 15. Dezember: „Hier kommt noch ein schönes Manuskript, etwas Kleines, aber sehr gut Geratenes, auf das ich stolz bin. — Nachdem ich im ‚Fall Wagner‘ eine kleine Posse geschrieben habe, kommt hier der *Ernst* zu Wort: denn wir — Wagner und ich — haben im Grunde eine Tragödie miteinander erlebt. — Es scheint mir, nachdem durch den ‚Fall Wagner‘ die Frage nach unserm Verhältnis wachgerufen ist, sehr an der Zeit, hier einmal eine außerordentlich merkwürdige Geschichte zu erzählen“ (Neue Rundschau 1907, Bd. 2, S. 1386). Desgleichen wird sie am 16. Dezember in einem Brief an Gast als „das *sehr ernste* Gegenstück zum ‚Fall Wagner‘“ bezeichnet (Br. IV², 431).

Die einzelnen aus früheren Schriften Nietzsches entnommenen

Abschnitte sind nicht unverändert geblieben, vielmehr teils gekürzt, teils mit Zusätzen versehen worden. Die Fundstellen sind folgende:

„Wo ich bewundere“: „Fröhliche Wissenschaft“ Aphorismus 87.

„Wo ich Einwände mache“: „Fröhliche Wissenschaft“ Aphorismus 368.

„Wagner als Gefahr 1“: „Vermischte Meinungen und Sprüche“ Aphorismus 134.

„Wagner als Gefahr 2“: „Der Wanderer und sein Schatten“ Aphorismus 165.

„Eine Musik ohne Zukunft“: „Vermischte Meinungen und Sprüche“ Aphorismus 171.

„Wir Antipoden“: „Fröhliche Wissenschaft“ Aphorismus 370.

„Wohin Wagner gehört“: „Jenseits von Gut und Böse“ Abschnitt 254 und 256.

„Wagner als Apostel der Keuschheit 1“: „Jenseits von Gut und Böse“ Aphorismus 256.

„Wagner als Apostel der Keuschheit 2 und 3“: „Genealogie der Moral“ 3. Abhandlung, Abschnitt 2 und 3.

„Wie ich von Wagner loskam 1 und 2“: „Menschliches, Allzumenschliches“ Bd. 2, Vorrede, Abschnitt 3 und 4.

„Der Psycholog nimmt das Wort 1, 2 und 3“: „Jenseits von Gut und Böse“ Aphorismus 269 und 270.

„Epilog 1 und 2“: „Fröhliche Wissenschaft“ Vorrede, Abschnitt 3 und 4.

Hinsichtlich des Druckes gingen Nietzsches Absichten in dieser letzten Zeit vor seiner Erkrankung hin und her. Am 15. Dezember sandte er das Manuskript an den Verleger. Am 16. Dezember schrieb er an Gast: „Ich habe gestern ein Manuskript an C. G. Naumann geschickt, welches zunächst, also *vor* Ecce homo, absolviert werden muß“ (Br. IV², 431). Am 22. Dezember dagegen teilte er Gast mit: „Die Schrift ‚N. contra W.‘ wollen wir nicht drucken“ (Br. IV², 434). Am 27. Dezember aber schrieb er wiederum an Fuchs: „Zunächst wird ‚Nietzsche contra Wagner‘ herauskommen: wenn alles gerät, auch noch französisch“ (Br. I³, 539). Die Veröffentlichung erfolgte erst 1895 in Bd. VIII der Kögelschen Gesamtausgabe.

Die diesem Band beigelegten Dispositionen und Entwürfe zum dritten Buch der „Umwertung aller Werte“: „Der Immoralist“ sind das Einzige, was außer dem Antichrist von dem geplanten Werk in dem Jahr vor Nietzsches Erkrankung noch niedergeschrieben wurde.

Die Nachlaßstücke „Kunst und Künstler“ gehören gleichfalls naturgemäß in diesen Band, weil sie entweder erste Aufzeichnungen und Vorstufen zum „Fall Wagner“ sind oder doch Material aus der Gedankenwelt enthalten, der die Antiwagnerschriften ihre Entstehung verdanken.

Breslau, im Februar 1926.

Dr. Richard Oehler.

Diese einmalige Monumentalausgabe erscheint in 1600 Exemplaren: davon Nr. 1—15 auf Japan-Velin, Nr. 16—200 auf Hadernpapier, Nr. 201—1500 auf reinem holzfreiem Papier. Hundert Exemplare Nr. I—C gelangen nicht in den Handel. Den Druck besorgt die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Es werden gebunden: Nr. 1—15 in Ganzleder von A. Köllner, Nr. 16—200 in Ganzpergament von Hübel & Denck und Nr. 201—1500 in Halbleder von A. Köllner, beide in Leipzig.

Dieses Exemplar trägt die Nummer ...805

